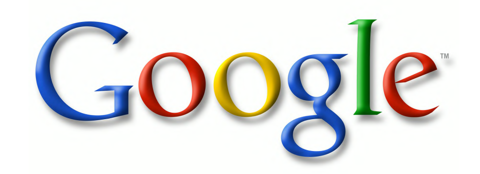




Die deutsche Schule

und

das klassische Altertum.

Eine Untersuchung

der

Grundlagen des gymnasialen Unterrichts

von

Arnold Ohlert,
Oberlehrer.



Hannover.
Verlag von Carl Meyer.
(Gustav Prior.)
1891.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorwort.

In unserer Zeit ist der denkende Mensch mehr als jezuvor genötigt, im Verlaufe kurzer Zeiträume seine Anschauungen einer völligen Umarbeitung zu unterziehen. Der eilende Gang der geistigen Entwickelung fördert täglich neue, fremdartige Erscheinungen an das Tageslicht und eröffnet für eine nahe Zukunft Aussichten, die den gewohnten Vorstellungen weiter Kreise widersprechen. Das bringt naturgemäfs eine gewisse Hast und eine nervöse Unruhe in den ruhigen Fortschritt unseres Lebens. Geistige Arbeit, die dem hergebrachten Gedankengange zuwiderläuft, löst Gefühle der Unlust aus und wirkt störend ein auf das seelische Gleichgewicht. Eine neue Weltanschauung wird nur unter grofsen Schmerzen geboren.

Die Umgestaltung unseres höheren Unterrichtswesens ist eine jener brennenden Tagesfragen, die vorzugsweise auf das Gemütsleben der Gebildeten einwirken. Denn hier tritt ein altgeheiligter Vorstellungskreis in schroffen Gegensatz zu den Forderungen unserer Zeit. Die Männer, die etwa vor dreifsig oder vierzig Jahren das Gymnasium besuchten, sind noch in dem ungetrübten Ideenkreise des Humanismus aufgewachsen, aber das moderne Leben hat sie in eine andere geistige Welt geführt. Tiefer Denkende empfinden diesen Zwiespalt mit schmerzlicher Klarheit. Die vorliegende Arbeit ist aus dem Bestreben hervorgegangen, die streitenden Empfindungen in ihre höhere Einheit aufzulösen. Jetzt, wo sie vollendet ist, hat der Verfasser das Gefühl einer geistigen Befreiung. Der Zweck dieses Buches ist erreicht, wenn es dem Leser dieselbe Stimmung mitzuteilen vermag. Dann wird es auch sein Scherflein beitragen zu einer gedeihlichen Entwickelung unseres höheren Schulwesens.

Königsberg i. Pr., im August 1890.

A. Ohlert.

Inhalt.

Einleitung.

Die Geschichte des höheren Unterrichtswesens zeigt seit der Begründung der Gelehrtenschule durchaus den Charakter einer einheitlichen, durch kein Schwanken getrübten Entwickelung. Das wechselnde Bildungsbedürfnis der Zeiten fügte dem alten Bau mancherlei äufseren Zierrat hinzu, aber sein Wesen und seine innere Organisation sind unberührt geblieben und treu überliefert worden von Geschlecht zu Geschlecht. Das ist bis in die jüngste Vergangenheit so geblieben. Noch 1868 konnte ein Heinrich von Sybel aussprechen: „dafs bei uns über die leitenden Grundsätze des höheren Unterrichtswesens kaum noch ein Streit sei und einzelne Differenzen höchstens durch die Frage veranlafst werden, ob ohne Schaden des Fundamentes einzelne eigentlich fremde, aber an sich nützliche Nebenzwecke mit erreicht werden können.“[1]) Seit der Begründung des neuen deutschen Reiches aber ist auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens ein Kampf entbrannt, der mit einer bis dahin unerhörten Heftigkeit geführt wird und die eben berührte einheitliche Entwickelung unseres höheren Schulwesens ernstlich zu gefährden droht. Sein Ziel und sein Umfang, ganz abgesehen von seiner inneren Berechtigung, verbieten, ihn irgend einer der früheren Zwistigkeiten gleichzustellen, an denen die Geschichte des Unterrichts so reich ist. Pädagogische Streitfragen kommen und gehen: sie sind der notwendige Ausdruck der wechselnden Meinungen vom Ziel und vom Zweck des Unterrichts und finden ihre Lösung durch Verschmelzung der berechtigten Bestandteile verschiedener Anschauungen in ihre höhere Einheit. Die gegenwärtige Bewegung aber greift die Grundlagen des höheren Unterrichtswesens an und bestreitet geradezu die Berechtigung der gymnasialen Bildung. Sie hat ferner einen Umfang gewonnen, der über den Kreis der naturgemäfs an einer solchen Frage Beteiligten weit hinausgeht. Aus der Erörterung der Fachgelehrten ist sie hinausgetreten in die Öffentlichkeit: Fakultätsgutachten beschäftigen

sich mit ihr, sie wird in den öffentlichen Blättern wie vor den Bänken der kommunalen und gesetzgebenden Körper verhandelt, ja jeder Unberufene, der die in Betracht kommenden Fragen und die Schwierigkeit der Beurteilung nicht im entferntesten übersieht, holt die Erinnerungen seiner Schulzeit hervor, um seine Stimme für oder wider abzugeben. Die Erregung hat sich auch den Kreisen mitgeteilt, die die berufenen Vertreter des humanistischen Unterrichts sind: ein grofser Teil der Gymnasiallehrer selbst hegt nicht mehr die Überzeugung von der Unantastbarkeit des alten Bildungsideals, sondern zeigt sich bereit, den Bestandteilen moderner Bildung gröfsere Zugeständnisse zu machen. Es giebt freilich noch einen kleinen Kreis von Anhängern der alten Schule, an denen die Entwickelung des modernen geistigen Lebens spurlos vorübergegangen ist. Sie halten jede Erörterung über die Berechtigung der gymnasialen Unterrichtsprinzipien für müssig[2]) und sehen in der Unzufriedenheit mit unserem höheren Unterrichtswesen, die immer weitere Kreise ergreift, nur den Ausdruck eines niedrigen und selbstsüchtigen Sinnes. Der bekannte Historiker und Direktor des Gymnasiums zu Köln Oskar Jäger hat diese Meinung mit rücksichtsloser Schärfe ausgesprochen. Er äufsert sich über die Petition um durchgreifende Schulreform folgendermafsen: „Der Ruf hat von einer Anzahl Unzufriedener als ein vages Gemurmel begonnen, ist von einer Menge oberflächlicher Leute aufgenommen worden, hat sich durch allerlei gute und schlimme Kräfte, Enthusiasten und selbstsüchtige Streber verstärkt und wird von einer agitatorischen Gesellschaft (damit ist der Realschulmännerverein gemeint) zu ihren besonderen Zwecken ausgebeutet. Sie binden der Nation den ungeheuren Bären auf, dafs sie mit ihrem Schulwesen unzufrieden sei.“ Die Männer, die der zeitgemäfsen Entwickelung unseres höheren Schulwesens ihr Herz und ihr Denken widmen, sind nach Jäger entweder „ordinäre Schwindler und Streber, oder Selbstgefällige oder Prophetennaturen wie Perthes.“[3]) Man mag den unangemessenen Ton der Erregung des Mannes zu gute halten, aber unbegreiflich ist es, wie der Historiker die wahre Bedeutung der gegenwärtigen Bewegung so verkennen konnte. Schon ihre weite Verbreitung hätte ihn bedenklich machen sollen: es ist doch äufserst unwahrscheinlich, dafs so zahlreiche ernste und gelehrte Männer sich ihr angeschlossen hätten, wenn sie lediglich auf die Befriedigung niedriger Leidenschaften und haltloser Phantasien hinausliefe. Sodann mufste

dem rücksichtslosen Kämpen zum Bewufstsein kommen, dafs die Gegenwart der Gymnasialidee anders gegenübersteht, als die Zeit um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, und dafs mittlerweile Kräfte sehr realen Inhaltes im Volksleben emporgewachsen sind, mit denen sich das Gymnasium, das Kind einer anderen Zeit, auseinanderzusetzen hat. Nein, das Streben nach einer Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens geht aus dem tiefsten Empfinden des modernen Lebens hervor. Der heftige Kampf um die Schulreform ist der notwendige Ausdruck des tiefen Gegensatzes, der das moderne geistige Leben von der Auffassung des Humanitätszeitalters trennt. Die nervöse Erregung aber, welche sich den streitenden Parteien mitgeteilt hat, gefährdet die ruhige Entwickelung unseres Unterrichtswesens und macht die Vermittelung der widerstrebenden Kräfte zu einer brennenden Tagesfrage.

Es fehlt nicht an kühnen Neuerern, die mit der Vergangenheit möglichst schnell gründlich brechen möchten. Sie verlangen die augenblickliche Beseitigung des Gymnasiums und den Aufbau unseres höheren Unterrichtswesens auf moderner Grundlage. Sie vergessen, dafs das Gymnasium mit der geistigen Entwickelung unseres Volkes auf das engste verwachsen ist. Nach alter Überlieferung ist die Zugehörigkeit zu den höheren Ständen an die gymnasiale Vorbildung geknüpft. Es ist sehr bezeichnend, dafs die Ärzte und Architekten, die Vertreter des Berg- und Forstfaches, sich gegen die Zulassung der Realschüler sträuben, weil „das Ansehen des Standes darunter leiden müfste, wenn sie nicht dieselbe Vorbildung erhielten, wie der Jurist und Theologe." „Ist es erst möglich," so schreibt Professor L. Kramer[4]), „dafs der Mediziner auf Grund einer Realschulbildung in sein Fachstudium eintritt, während dies für den Theologen unerhört und schimpflich bleibt, so ist in der bürgerlichen Welt der Ursprung des Arztes mit einem Makel behaftet wie eine uneheliche Erzeugung. Wir Ärzte können dann in gelehrten Dingen nicht mehr mitreden." Der Zugang zu den führenden Stellen in Staat und Gemeinde führt heute noch fast ausschliefslich durch die Pforten des Gymnasiums. Hieraus ergiebt sich, dafs die Umgestaltung unseres höheren Schulwesens nur mit grofser Vorsicht in das Werk gesetzt werden kann. Die Beseitigung solcher ständischen Vorurteile und die Neuordnung des Berechtigungswesens können nur auf dem Wege langsamer Entwickelung geschehen.

Diese Erwägungen kommen allerdings erst bei der praktischen Gestaltung des neuen Unterrichtswesens in Betracht. Ehe an diese herangetreten wird, mufs zuvor untersucht werden, ob die Prinzipien des alten humanistischen Unterrichts noch heute als giltig angesehen werden können. Nur mit dieser Frage beschäftigt sich die vorliegende Untersuchung.

Der Schwerpunkt des gymnasialen Unterrichts liegt in dem Studium der klassischen Sprachen und Litteraturen. Seine Berechtigung sucht man durch folgende Gründe zu erweisen:

1) In der antiken, insbesondere in der griechischen Kultur hat die Entwickelung des Menschengeschlechts ihre höchste geistige Blüte erreicht. Der Typus reiner Menschlichkeit ist im griechischen Volk in später nicht wieder erreichter Vollendung in die geschichtliche Erscheinung getreten. Die griechische Kultur ist vorbildlich für alle späteren Zeiten: sie enthält das absolute Ideal des ewig Wahren, Guten und Schönen. Die Vertiefung in sie ist daher der geeignetste Weg, die heranwachsende Jugend zu einer idealen Lebensauffassung zu erziehen.

2) Das Studium der Grammatik, insbesondere der lateinischen, ist das beste Mittel zur Stärkung der Verstandeskräfte und zur Heranbildung im wissenschaftlichen Denken. Aufserdem wird dadurch die Kenntnis und der richtige Gebrauch der Muttersprache gefördert.

Diese Ansichten entstanden etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und gelangten mit dem Beginn des neuen zur systematischen Ausbildung.

Wenn man erwägt, dafs die Entwickelung des geistigen Lebens seit etwa hundert Jahren völlig neue Wege eingeschlagen hat, so wird man sich der sorgfältigen Prüfung dieser Gründe nicht entziehen können. Zunächst ist zu untersuchen, ob das Ideal des Humanitätszeitalters unserer heutigen geistigen Auffassung noch entspricht. Das ist der Inhalt der beiden ersten Abschnitte dieses Werkes. Sodann werden im dritten Abschnitt die Gründe, durch die die Notwendigkeit des grammatischen Unterrichts in den klassischen Sprachen bewiesen wird, an der Hand der neueren Psychologie und der historischen Sprachwissenschaft geprüft. Auf diesem Wege wird es möglich sein, feste Grundsätze für die Gestaltung unseres höheren Schulwesens zu gewinnen.

Erster Abschnitt.

Das achtzehnte Jahrhundert und die Entwickelung der Humanitätsidee.

(Disciplinae) quibus animi humani mirifice delectentur et pascantur, quae bona mentis animique augeant, quae ingenium alant, rationis lumen accendant, intelligentiam acuant, sensum honestatis conservent, virtutis adiumenta suppeditent, quae omnibus nos placabiles, faciles, aequos et iucundos efficiant.

J. A. Ernesti, Opusc. var. argum. 281.

Die itzige Menschheit sänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend durch den stillen Tempel der grofsen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zu dem Jahrmarkte des Lebens nähme.

Jean Paul, Levana.

Das humanistische Gymnasium ist ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts. Als nach dem Unglück von Jena der Staat die Neuordnung des Schulwesens in seine Hand nahm, da hätte es nahe gelegen, die volkstümlichen Kräfte in den Dienst der Erziehung zu stellen und vorzugsweise der Beschäftigung mit deutscher Geschichte und Litteratur die sittliche und geistige Wiedergeburt des Volkes anzuvertrauen. Statt dessen wurde das neue Erziehungswesen auf humanistischer Grundlage aufgebaut. Ausschlaggebend wirkte hier die allgemeine Stimmung der Gemüter, die der ungewohnten Erscheinung volkstümlicher Bestrebungen, die sich damals zuerst zu regen anfingen, nur geringes Verständnis entgegenbrachte. Die Beschäftigung mit deutschem Wesen und deutschem Volkstum war damals noch zu neu, als dafs sie den Anspruch auf eine herrschende Stellung im Unterrichtswesen hätte erheben können. Der Humanismus, die Vertiefung in eine ferne, glanzvolle Vergangenheit, stand noch auf der Höhe seiner Entwickelung. Die deutsche klassische Dichtung hatte eben ihre Blütezeit hinter sich, und zu derselben Zeit wurde die klassische Philologie zu einem ebenso vielgliedrigen

wie einheitlichen System zusammengefafst, das den Charakter einer Hilfswissenschaft der Theologie und Jurisprudenz aufgab und sich zu der Idee eines Studiums von eigentümlicher Schönheit und Würde, dem der antiken Menschheit an sich, emporschwang. Der Schöpfer dieses Systems ist Friedrich August Wolf. Die Untersuchung über den Ursprung und die Begründung der heute noch allgemein geltenden humanistischen Anschauungen hat von ihm auszugehen. Denn wenn schon bei Ernesti, und später namentlich bei Heyne, die Keime jener Anschauungen über humane und formale Bildung vorhanden sind, so ist doch erst Wolf es gewesen, der die Äufserungen einer etwas unbestimmten Begeisterung zu einem festen, in sich abgeschlossenen Gedankenkreis verdichtete und seine Auffassung durch Gründe stützte, die für die ihm zu Gebote stehende Erkenntnis aller Achtung wert waren und über die auch die gegenwärtigen Verteidiger des Gymnasiums im wesentlichen nicht hinausgekommen sind. Wenn man ferner bedenkt, dafs Wolf mit Wilhelm von Humboldt, der an der Begründung des modernen Gymnasiums wesentlichen Anteil hat, in engster Gedankenverbindung stand und dafs die Mehrzahl der Männer, die, vom Beginn unseres Jahrhunderts an, die neue humanistische Lehre in Wort und Schrift verbreiteten, zu seinen Füfsen gesessen hat, so wird man ihn mit Recht den Vater des modernen Gymnasiums nennen können. So ist die Darstellung seines Gedankenkreises für den vorliegenden Zweck eine Notwendigkeit. Sie ist aber auch eine Freude, denn in Wolf tritt uns ein Mann entgegen, der bei lückenloser Einheit seines ganzen Wesens von hoher Begeisterung für die Welt seiner Gedanken erfüllt war, der aber mit echt mafsvollem Sinne seine Ideale sehr wohl von den Bedürfnissen der Praxis zu scheiden verstand.

Wolfs Ansichten über das Studium der klassischen Sprachen und Litteraturen finden sich geschlossen und scharf ausgeprägt in seiner Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert.[1]) Er hat der klassischen Philologie das Recht einer selbständigen Wissenschaft erkämpft. Wenn er auch die Notwendigkeit der klassischen Studien im Hinblick auf die Wissenschaften anerkennt, die in ihrem historischen Teil auf dem Altertume ruhen, wie die protestantische Theologie und die Jurisprudenz (860—61; 882—83), so meint er doch, „dafs dieser ganze historische Gesichtspunkt und der damit verbundene Nutzen, so schätz-

bar er übrigens sein mag, dem Altertume und dessen Werken fremd und durchaus zufällig sei (861—62). Ebenso ärmlich sei es, ein Studium von so weitem Umfange durch den einseitigen Nutzen der Linguistik zu empfehlen (862).“ „In eigentümlicher Würde und mit den fruchtbarsten Tendenzen“ zeige sich das Studium der alten Sprachen erst dann, „wenn es von jeder Beziehung unabhängig und als Zweck an sich betrachtet wird (863).“ Diese Auffassung vom Wesen jedes höheren geistigen Studiums, das er von jeder Beziehung und jeder Rücksicht auf die Gegenwart loslöste, entnahm Wolf seiner Anschauung des antiken Lebens und wurde darin ebenso durch die ganze dem Innerlichen zugewendete Richtung seiner Zeit, wie durch die stark ins Flache übergehenden philanthropinistischen Bestrebungen bestärkt. Was wir heute als einen wunden Punkt in den sozialen Verhältnissen des griechischen Altertums zu betrachten gewohnt sind: den Gegensatz einer kleinen mit allen Rechten ausgestatteten Zahl von Vollbürgern gegen die grofse Masse Rechtloser —, darin gerade sah Wolf das Geheimnis jener harmonischen Ausbildung des Geistes und des Gemüts, die er in höchster Ausdehnung und Tiefe nur bei den Griechen fand. Ja er zweifelt sogar, ob ohne das Vorhandensein der Sklaverei, der die Sorge für das „Nützliche“ im Leben zugewiesen war, eine solche Ausbildung hätte stattfinden können. So entstand ihm bei den Griechen „ein schön geordneter Kreis von Künsten und Kenntnissen, die das Leben des Menschen zur eigennutzlosen Beschäftigung seiner höheren Kräfte erhoben (819—20).“ Auch die wissenschaftlichen Leistungen der Griechen scheinen ihm dadurch bedingt: „wie hätte sonst, selbst in den strengeren Wissenschaften, die Liebe zu tieferen Forschungen entstehen können, wenn die Griechen nur für das unmittelbar Nützliche gearbeitet hätten? (821.) Wolf ging aber noch weiter. Jenen Gegensatz, der bei den Griechen, wenn auch nicht in der von ihm angenommenen Schärfe, thatsächlich bestand, übertrug er auf die durchaus anders gearteten Verhältnisse seiner Zeit und forderte ihn als Bedingung idealen Sinnes. Er knüpfte an Aristoteles' Ansicht über den Unterricht im Zeichnen an und bezeichnete die Denkart, die den Betrieb der klassischen Studien etwa durch die Verbindung rechtfertigen wollte, worin sie mit manchen unserer nützlichen und nutzbarsten Wissenschaften ständen, mit dem ausdrucksvollen Wort: αἰσχροκέρδεια. (811 vergl. Anm.) So mahnt er auch seine Studenten: „Perverse studere qui exami-

nibus studeant. Recte studet qui sibi et vitae“ (Arnoldt I, 89). Jener reine „ideale Sinn, der beim Lernen und Forschen von jedem äufseren Vorteil abstrahiere“ (Arnoldt I, 77), schien ihm aber nur in wenigen, ausgewählten Geistern vorhanden zu sein. Deshalb wollte er das Studium der klassischen Philologie auf einen kleinen Kreis beschränkt wissen. „Wer nicht studieren wolle, der solle die gelehrten Sprachen auch lieber gar nicht lernen“ (Arnoldt II, 53). Selbst die Ärzte wollte er vom Latein entbinden (eb. II, 55) und meinte (Hallesches Gutachten 1803): nur für die künftigen Theologen müsse das Griechische obligatorisch sein, sonst müsse es, „als eine Belohnung für vorzüglichen Fleifs in den übrigen Lektionen, namentlich den lateinischen, mehr bewilligt, als aufgedrungen oder mühsam empfohlen werden“.[2]) Eine Verallgemeinerung der klassischen Studien ohne einen reinen nach dem Höchsten strebenden wissenschaftlichen Sinn war ihm verhafst. Wie er im Verkehr mit Freunden mit derber Bitterkeit Matth. 7, 6 anführte, so schreibt er in der Widmung an Goethe, die er seiner Darstellung der Altertumswissenschaft vorausschickt: „Ihr Wort und Ansehen ... helfe hinfort uns kräftig wehren, dafs nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde ... Lassen Sie uns nicht weniger verhüten, dafs zu diesen Orgien nicht das buntgemischte Volk ohne Vorbereitung und Andacht sich dränge (809).“ Sein Wunsch war eine stille heilige Gemeinde, die, wie einst in Eleusis die Epopten, unberührt von dem Leben der äufseren Welt, durch das Studium der antiken Welt zum Schauen des Höchsten gelangen sollte.[3])

Wolfs Ansichten vom Wesen und Zweck der klassischen Studien lassen sich unter zwei Gesichtspunkte ordnen: den formalen und den ethisch-ästhetischen. Jener betrifft die Bildung des Verstandes durch das Studium der sprachlichen Formen, dieser die Bildung des Gemüts und des Charakters durch eingehende Beschäftigung mit dem überlieferten Inhalt der Schriftwerke, durch inniges Einleben in das Wesen der antiken Geistesrichtung. Doch läfst sich in der Betrachtung eine solche Trennung nicht völlig durchführen, da in einzelnen Punkten, wie beispielsweise bei der Würdigung der antiken Begriffswelt im Unterschiede von der modernen, der formale Bestandteil mit dem ethisch-ästhetischen verschmilzt. Wolfs Ausführungen, wie sie uns namentlich in seiner Darstellung der Altertumswissenschaft entgegentreten, sind höchst bemerkenswert und um so mehr

Sache der eingehendsten Würdigung, als sie bis heute sich die Geltung von Dogmen bewahrt haben, die zwar unaufhörlich angegriffen werden, deren Berechtigung aber bis heute noch niemand durch eingehende wissenschaftliche Untersuchung geprüft hat.[4])

Die grundlegende Ansicht Wolfs über das Wesen der Sprachen lautet wie folgt: „Die Sprachen, die ersten Kunstschöpfungen des menschlichen Geistes, enthalten den ganzen Vorrat von allgemeinen Ideen und von Formen unseres Denkens, welche bei fortschreitender Kultur der Völker sind gewonnen und ausgebildet worden; sie liefern daher in ihren Zeichen eine Menge einzelner Gemälde von nationalen Vorstellungen, wodurch der Gehalt teils sinnlicher, teils besonders intellektueller Ideen und das Charakteristische in Auffassung von beiden dargestellt wird. . . . Durch die Kenntnis und fleifsige Beschauung dieser Gepräge in mehreren Sprachen fangen wir zuerst an, uns in der Intellektualwelt zurecht zu finden und die bereits daheim erworbenen Reichtümer derselben besser kennen und gebrauchen zu lernen, indem die mancherlei Modifikationen ähnlicher Hauptideen uns zwingen, die an denselben vorkommenden Unähnlichkeiten wahrzunehmen und solche Vorstellungen, die uns schon unter anderen Denkformen bekannt waren, von neuen Seiten aufzufassen (863—864). So erhalten wir . . . einen uns wirklich bereichernden Vorrat zur Auflösung und Zusammensetzung unserer Ideen, der auf keinem anderen Wege zu gewinnen ist; und hierauf gründen sich wieder Übungen des Verstandes, welche eine Gewandtheit und Fertigkeit verschaffen, ohne die keine höhere Operation desselben von statten gehen kann (864).“ Zur Ergänzung sind folgende Stellen heranzuziehen: „Die exegetische Grammatik (Laute, Formen, Bedeutungen) unterstützt vorzüglich den oben angegebenen Zweck der Analyse und Komposition unserer Ideen (868).“ „Die technische oder methodische Grammatik ist eine nützliche Gymnastik des Verstandes (868) und die beste angewandte Logik (869).“ „Denn Übungen des Denkvermögens an den Sprachen . . . eröffnen wenigstens ihrer Natur nach das Feld aller abstrakten Untersuchungen, und reizen uns, indem wir die Zeichen unserer Ideen selbst als Objekte behandeln, zum Nachdenken über die Intellektualwelt (870).“ Dazu aus dem hallischen Gutachten: „Das Studium der (klassischen) Sprachen fordert und befördert die Ausbildung der Gedächtniskraft, sowohl der, die auf einzelne Worte, als der, die auf den Zusammenhang von Gedanken und auf Sachen geht.

Der Verstand erhält durch dieses Vehikel mancherlei Vorübung zu höheren Anstrengungen, nämlich eine Menge von Verstandesbegriffen, Einsicht in die Operationen des Verstandes und durch die Kunstfertigkeit im Verstehen und Erklären eine so vielseitige Gewandtheit des Geistes, wie kaum durch irgend eine andere Beschäftigung (Arnoldt II, 14)." Besonders bemerkenswert ist in diesen Ausführungen die Ausschliefslichkeit, mit der Wolf jeder anderen geistigen Thätigkeit gegenübertritt: logische Schulung im höchsten Sinne des Wortes ist nach ihm nur durch Studium von Sprachen zu erreichen. Dafs aber die geschilderte geistige Gymnastik in vorzüglicher Weise an den klassischen Sprachen (namentlich dem Griechischen) zu erlangen sei, sucht Wolf durch folgende Gründe zu erweisen:

1) „Wenn . . . jede nicht dürftige und rohe Sprache ihre Erlernung durch sich selber belohnt, so mufs eine reiche und ausgebildete dies in viel höherem Grade thun; wenn jede neuere abgeleitete Mengsprache einer grofsen Nation, dann weit mehr eine ältere und ursprüngliche oder doch gröfstenteils aus eigenem Stamme entsprossene (864)." In dieser Beziehung steht ihm die griechische über allen andern Sprachen. Er rühmt „ihre Zartheit, Fülle und Kraft, ihren Reichtum an Bezeichnungen von sinnlichen und besonders moralischen Begriffen, ihre Mannigfaltigkeit und Bildsamkeit . . . endlich, wie sie den Gedanken tief erschöpfend, fest ergreifend, oft plastisch darstellend, zugleich bis in das Innere der Empfindung und des Affekts eindrang und noch da gleichsam mit Farben malte, wo die Geschäftssprachen der späteren Welt sich beinahe mit einem mathematischen Plus und Minus behelfen (865)."

2) Die griechische Sprache mufste, „weil sie erst spät die Herrschaft meisternder Grammatiker erfuhr, lange Zeit hindurch die eigentümliche Denkart einer Nation rein aussprechen und der ungetrübte Spiegel des Nationalgeistes bleiben (865)." (Er giebt dann freilich zu, dafs Deutsch und Englisch sich darin wohl mit dem Griechischen vergleichen dürften.)

3) Ein weiterer Vorzug der alten Sprachen ist „ihr Alter und unsere Jugend (865)." Denn je entfernter, abweichender in Denkart, Sitte und Lebensweise ein Volk von uns Modernen sei, desto mehr neue Ideen und neue Modifikationen derselben böte es uns dar (865—866). Es sei deshalb gar kein Glück, wenn eine Nation alle höhere Ausbildung in ihrer Landessprache versprechen und

vollenden könne, sie habe sogar „Ursache, über eine Art von geistiger Konspiration[5]) zu klagen, wenn ihr die Nachbarn ihre so nachteilige Lage nicht vorhalten oder sie darin gar bestärken (866)."

4) „Als mit den Ideen eng verwachsene Kunstgebilde sind uns diese Sprachen selbst eine Art von Denkmälern, würdig auf das sorgfältigste durchforscht und in ihren feinsten Teilen mit anatomischem Fleifs beobachtet zu werden (867). Denn an ihnen können wir teils die organisch fortschreitende Bildung eines glücklich begabten Volkes wahrnehmen, teils unsere eigene Bildung erhöhen und aus denselben nach und nach unseren Sprachen so viel aneignen, als jede bei sanfter Zucht und strenger Güte ertragen mag. Auf diesem Wege hat einst bei den Neueren die Entwilderung der rohen und die Ausbildung der aus zufälligem Raube erbeuteten Sprachen begonnen und dieser Weg soll immer von neuem betreten werden (867). Wenn der Schreibende vollkommnere Sprachformen häufig in Sinn und Feder nimmt, gewöhnt er sich unvermerkt auch zur Vervollkommnung der vaterländischen; endlich pflegt die erlesene Gesellschaft, in die der Lateinischschreibende tritt, manche höhere Tugenden des Stils zu erzeugen, die in unseren Sprachen noch selten nach Wunsch gedeihen wollen (881)."

Von der Besprechung der formalen Bildungskraft des Studiums der klassischen Sprachen wendet sich Wolf zu der Erörterung des Wertes der eigentlichen „Realdoktrinen". Folgende Umstände treffen seiner Meinung nach zusammen, wodurch, vornehmlich bei den Griechen, die Litteratur aufserordentlich begünstigt wurde (874 ff.).

1) Die litterarischen Werke der Griechen sind das Werk freigeborner Männer (875). Da alle niedrigen Beschäftigungen den Sklaven überlassen wurden, lag die Litteratur in den Händen „geschäftsloser Denker, die ihre Mufse der uneigennützigen Ergründung von Gegenständen widmeten, welche nicht leicht die Bedürfnisse einzelner Genossenschaften, sondern die allgemein wichtigsten Angelegenheiten der Menschen förderten (876)."

2) Wegen der Verfassung der alten Republiken und einer gewissen Verborgenheit der Bücher vor der grofsen Masse war eine Freiheit des Vortrags möglich, die seitdem unmöglich geworden ist (876).

3) Die politische Vereinzelung der Völker und Staaten begünstigte ungemein die Individualität (876).

4) Die Priorität der Alten, besonders der Griechen, auf allen Gebieten geistigen Schaffens verbürgt ein frisches geniales Gepräge und hat uns das beste vorweggenommen. Daher sind die Späteren auf Nachahmung angewiesen (877).

„Daher dürfen die Alten auf immer Anspruch machen, durch die Einfalt und Würde und den grofsen umfassenden Sinn, womit sie, was wahr und edel und schön ist, ausdrücken, die Lehrer und Ermunterer jeder Nachwelt zn bleiben (877) . . . Sie werden in verderbten Zeitaltern die Gebrechen der Erziehung verbessern und den Menschen über die mannigfaltige Beschränktheit der Gegenwart hinausrücken (878).“

Wer nun im Stande ist, aus Kenntnissen solcher Art ein Studium zu machen und sich mit ihrer fortgesetzten Erwerbung zu beschäftigen, wer es versteht, seine eigenen Formen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichsam aus dem ganzen gewohnten Wesen herauszugehen (886), dem öffnet sich der Zugang „zu dem letzten Ziel aller in Eins verbundenen Bemühungen, zu dem, was die Priester von Eleusis die Epoptie oder Anschauung des Heiligsten benannten . . . Es ist aber dieses Ziel kein anderes als die Kenntnis der altertümlichen Menschheit selbst, welche Kenntnis aus der durch das Studium der alten Überreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht (883).“ Um ein solches Ziel zu erreichen, dazu bieten schon die Römer keinen erwünschten Stoff (887). Denn zum Gegenstande eines solchen Studiums gehört eine Nation, die sich organisch, ohne störende Einflüsse von aufsen her, entwickeln konnte. Und das sind allein die Griechen: eigentlich nur hier wird uns das Schauspiel einer organischen Volksbildung zu teil (891). „Nur im alten Griechenland findet sich, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besafsen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen (887), die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergafsen, dafs die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachteil vieler und und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten (888).“ So zeigt nach Wolfs Meinung das Griechentum gleichsam den Typus unserer Gattung, die Menschheit nach ihren schönsten Eigenschaften in

reinster Vollendung, das Studium der Griechen führt uns zur „Kenntnis des Menschen, zu der empirischen Kenntnis der menschlichen Natur, ihrer ursprünglichen Kräfte und Richtungen und aller der Bestimmungen und Einschränkungen, die jene bald durcheinander selbst, bald durch den Einflufs äufserer Umstände erhalten (884).“ Daher, so schliefst Wolf seine Abhandlung, „ist dem Forscher der Geschichte der Menschheit unterallen Nationen keine so wichtig, ja man darf sagen, so heilig als die griechische (888—89).“

Der grofse Philologe erhebt für seine Auffassung den Anspruch auf unbedingte Giltigkeit. Wie die höchste Ausbildung des Verstandes nur an der Hand der vollkommensten Sprache, der griechischen, zu erreichen ist, so ist ihm die griechische Welt selbst der Brennpunkt, in dem sich die Strahlen des göttlichen Lichtes am schärfsten gesammelt haben: in ihr hat sich die Bethätigung aller Kräfte des menschlichen Geistes und Gemüts am vollkommensten offenbart. Die Menschheit hat hier das Höchste geleistet, was ihr ihrer Natur nach zu leisten möglich war, das menschliche Ideal hat im Griechentum Erscheinung und Gestalt gewonnen, und eben deshalb ist die Wiederkehr einer solchen Erhebung für alle Zukunft ausgeschlossen. Die Leistungen des griechischen Geistes in Kunst und Wissenschaft sind die höchste Offenbarung der Ideen des Wahren und des Schönen, die aus ihnen abgeleiteten ästhetischen und logischen Gesetze bilden die unabänderliche, ewig giltige Richtschnur für die wetteifernde Arbeit aller Völker und Zeiten. Die Tugenden, welche in reicher Fülle in den staatlichen Einrichtungen des Griechenvolks, in seinen Sitten und Gewohnheiten, im Leben und in den Thaten seiner grofsen Männer zum Ausdruck kamen, sind als allgemein menschliche, die Grundart der Gattung darstellende, ewige, unerreichbare Vorbilder in Gesinnung und That. Dadurch ist die gesamte Nachwelt ein für allemal bis in die fernste Zukunft auf das Nachdenken griechischer Tugenden angewiesen, die griechische Welt ist das Mafs aller Dinge, die Epigonen, die Spätlinge späterer Zeiten müssen immer und immer wieder zurückkehren zu „der Ströme Mutterhaus“ [6]), um hier die verlorene Freiheit, die verlorene Natürlichkeit, die verlorene Schönheit wiederzugewinnen. So wird der Humanismus, die Beschäftigung mit dem griechischen Altertum, zum Gradmesser der Geisteskultur überhaupt.

Wolfs Darstellung der Altertumswissenschaft macht auf den Leser einen wohlthuenden Eindruck. Dem modernen Beurteiler, der bei Erörterungen ähnlicher Art durchaus auf die Verarbeitung und kritische Sonderung verschiedener geistiger Auffassungen angewiesen ist, springt sogleich die grofsartige Einheit des Gedankenganges in die Augen. Klar gegliedert wie die Säulenordnung eines griechischen Tempels erhebt sich auf dem Untergrunde einer völlig einheitlichen Geistesrichtung das Gebäude seines Systems: da wird gar kein Versuch gemacht, anders geartetes zu verarbeiten, da wird jede Rücksicht auf entgegenstehende geistige Strömungen oder gar auf individuelle Neigungen von der Hand gewiesen. Mit dieser Einheit der Geistesrichtung erscheint eng verbunden eine echte und tiefe Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, das er in dem Gedankenkreis der griechischen Welt erkannte. Man merkt der im lyrischen Schwung dahinrauschenden Rede an, wie hier jede Auffassung der Ausdruck ungetrübter Empfindung ist, wie jede Behauptung aus dem Born redlicher Überzeugung hervorquillt. Es mutet den modernen Beurteiler fast wie Neid an, wenn er sich in die Auffassung eines Mannes versenkt, der, unbeirrt durch mögliche Kritik, in einem so reinen, ungetrübten Gedankenkreise den Inbegriff seines geistigen Daseins fand. Diese schrankenlose Begeisterung führte ganz von selbst zu einer ebenso unbedingten Idealisierung des historischen Stoffes. Wenn eine historisch treue Darstellung neben den idealen Seiten eines Zeitabschnitts auch die gemeinen oder sittlich ungenügenden Erscheinungen veranschlagen mufs, um ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild zu erhalten, so ist die Wolfsche Abhandlung von einem solchen Streben weit entfernt. Alle sittlich mifslichen oder gleichgiltigen Erscheinungen der griechischen Welt verschwinden gleichsam in eine Versenkung, während sich die idealen Gesichtspunkte zu einem tadellosen, farbenprächtigen Bilde vereinigen. So kommt z. B. die grofse Schwäche der antiken Kultur, die Sklaverei, dem begeisterten Philologen in ihrer vollen Tragweite gar nicht zum Bewufstsein, ja sie ist ihm sogar die Vorbedingung für die hohe Blüte der griechischen Geisteskultur, ebenso wie Fr. Jacobs einige Jahre später den unglaublichen Versuch gemacht hat, der niedrigen Stufe des griechischen Familienlebens und dem damit in Verbindung stehenden Laster der Männerliebe eine ideale Seite abzugewinnen.[7]) Die allgemein menschlichen Schwächen und die in dem Charakter der Zeit begründeten grofsen

Unvollkommenheiten in sittlicher und intellektueller Beziehung verschwinden vor dem Bedürfnis, ein unerreichbares Ideal zu schaffen: das Altertum wird dem Humanisten des 18. Jahrhunderts, um einen treffenden Ausdruck F. Th. Vischers anzuwenden, zu einem Gedicht.

Wolfs Ansichten sind typisch für die gesamte humanistische Gelehrtenwelt des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. In den Werken eines Thiersch, eines Jacobs, eines Niethammer und vieler anderer finden wir nahezu dieselben Beweisgründe, dieselbe ideale Auffassung, dieselbe Einheit und Unbedingtheit des geistigen Empfindens.

Das humanistische Ideal hat mit gleicher Stärke wie auf das zünftige Gelehrtentum auch auf die schönwissenschaftliche Welt des achtzehnten Jahrhunderts gewirkt. Hier gestaltet sich jedoch die geistige Entwickelung wesentlich anders. Zwar dürfte die Begeisterung, mit der unsere grofsen Dichter der Offenbarung des neuen Humanismus entgegenkamen, kaum geringer gewesen sein, als bei den Vertretern des Fachs. Es ist unnötig, allgemein Bekanntes zu wiederholen; es sei nur gestattet, an einem Beispiel zu zeigen, wie die Hingabe an das antike Ideal auch in dem Bereich unserer Nationallitteratur den Stempel der Begeisterung trägt. Man lese Herders Briefe zur Beförderung der Humanität. Er spricht über die Humanität Homers in seiner Iliade (93, 97); über den humanisierenden Einflufs der (griechischen) Musik (99). Überall in der Antike sieht er den Typus der Menschheit (67—68); überall tritt ihm das Ideal der Menschenbildung in seinen reinsten Formen (161), der ganze Habitus der Menschheit (167), der Dämon der Menschennatur (161) entgegen. Im Griechentum findet er die Menschheit im Menschen (171); in den Äufserungen des griechischen Geistes erkennt er anschauliche Kategorien der Menschheit (160, 172) und meint, man müsse „wie Linnaeus genera plantarum Menschenklassen nach Natureigenschaften in reinsten Begriffen und in unzerstörbaren Formen“ aufstellen können (179, vergl. 193). Ganz ebenso dachten Schiller und Goethe zur Zeit ihrer Griechenschwärmerei. Aber unsere Klassiker blieben bei dieser Auffassung nicht stehen. Wenn den Philologen die Starrheit ihres Ideals kein Zugeständnis an andere geistige Richtungen gestattete, so führte unsere Klassiker das innige Verhältnis, in dem sie zu den geistigen Mächten ihrer Gegenwart standen, zur Verarbeitung der antiken

Kulturbestandteile mit dem deutschen Empfindungskreise und zur Aufgebung jenes einseitigen gelehrten Standpunktes. Wie Herders vielgestaltiger Geist nahezu sämtliche ihm zugängliche Litteraturen und Wissenschaften in den Kreis seiner Betrachtung zog und so einer welthistorischen Auffassung der Poesie vorarbeitete, so erreichte Schiller den Höhepunkt seiner Entwickelung erst durch die Beschäftigung mit deutscher Geschichte und Philosophie. Und Goethe? Seine Vertiefung in die Antike ist nur eine der zahlreichen Seiten, in denen der vielfach geschliffene Kristall seines Geistes uns entgegenstrahlt. Er hat den überkommenen griechischen Stoff in seiner Iphigenie mit wunderbarer dichterischer Gestaltungskraft vergeistigt und erhöht, aber die höchste Offenbarung seines Genius wird man doch in seinen Liedern und in seinem Faust finden müssen, in denen er die deutsche Volksseele wie keiner vor ihm erfafst und künstlerisch gestaltet hat. Aufserdem steht neben seinen poetischen Leistungen eine wissenschaftliche Thätigkeit, die, zwar im einzelnen irrend, doch weit über seine Zeit hinausgeht und dem forschenden Geist Aufgaben gestellt hat, die auch die Gegenwart nicht völlig gelöst hat. Nicht die blofse Anlehnung an die Antike, sondern die Thatsache hat unsere Dichter zu deutschen Klassikern gemacht, dafs sie das antike Ideal durch innere Verarbeitung überwanden und als ein dienendes Glied dem deutschen Geistesleben einfügten. — Die Aufsaugung der antiken Bildungsbestandteile durch den deutschen Geist ist im wesentlichen mit den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts beendigt. Das Aufkommen der romantischen Poesie und die Rückkehr der historischen Studien zum Mittelalter und zur eigenen Geschichte sind die Anzeichen dafür.

Die Thatsache, dafs eine seit nahezu zweitausend Jahren untergegangene, fremde Geisteswelt der gesamten Erziehung eines grofsen Volkes zu Grunde gelegt wurde und diese mit dem Anspruch auf unbedingte, ewige Giltigkeit viele Jahre beherrschen konnte und noch heute zum grofsen Teil beherrscht, ist, an und für sich genommen, höchst merkwürdig. Freilich nicht für den, der im Banne der Gewöhnung, die uns schon in den Kinderschuhen der stetigen Einwirkung des fremden Stoffes unterwirft, das Befremdliche dieser Thatsache übersieht. Wer aber die Forderungen, die jedes grofse nationale Gemeinwesen an die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts stellen mufs, in ihrer vollen Tragweite erkannt hat, der wird den Gegensatz in seiner ganzen Schärfe erfassen.

Zugleich wird er nach den Gründen forschen, die eine solche Selbstentäufserung psychologisch möglich machten. Eine Darlegung der Verhältnisse, aus denen das humanistische Bildungsideal historisch hervorwuchs, ist für den vorliegenden Zweck um so mehr am Platze, als erst aus ihrer Zusammenstellung mit den lebendigen Kräften der Gegenwart ein Urteil über die Berechtigung der heutigen Bewegung im Unterrichtswesen zu gewinnen ist. —

Jeder Mensch ist in hohem Grade das Kind seiner Umgebung. Seine Entwickelung wird, so original sie in ihrem eigentlichen Kerne sein mag, wesentlich durch die Summe psychischer Erregungen bestimmt werden, denen er im täglichen Verlauf seines Lebens ausgesetzt ist. Hier liegt Mafs und Ziel seiner geistigen Leistungen und nur in seltenen Fällen hat die Geschichte ein Überschreiten dieser Grenze zu verzeichnen gehabt. Vergegenwärtigen wir uns das geistige Leben in einer jener mittleren deutschen Städte des achtzehnten Jahrhunderts. Sind sie es doch zumeist, in denen die Männer lebten und wirkten, die zu jener Zeit Lehrer und Führer des deutschen Volkes gewesen sind. Wir finden als hervorstechendes Merkmal eine Gleichförmigkeit und Abgeschlossenheit des äufseren Lebens, die uns heute, im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen, der Presse und des Welthandels nahezu unglaublich erscheint. Gegenüber der Fülle der Interessen, mit denen die Aufsenwelt uns heute fast zu verschwenderisch überschüttet, hatte jene Zeit nur ein sehr geringes Mafs äufserer, geistiger Anregungen zu verzeichnen. Das Verkehrswesen, — heute das mächtige Werkzeug einer weltumspannenden Thätigkeit —, war noch um die Mitte des Jahrhunderts, auch bei Veranschlagung der geringen Bedürfnisse, äufserst unvollkommen. Wurde doch erst nach Beendigung des siebenjährigen Krieges der Bau von Kunststrafsen in einiger Ausdehnung unternommen. Kaum mehr als einmal wöchentlich bestand eine regelmäfsige Verbindung selbst zwischen gröfseren Städten; eine Reise war ein ernstes Unternehmen, zu dem man sich nur aus gewichtigen Gründen entschlofs. Es berührt uns heute geradezu komisch, dafs der Gedankenaustausch zwischen Goethe und Schiller einige Tage unterbrochen werden mufste, weil die Botenfrau, die die Postengänge zwischen Weimar und Jena besorgte, erkrankt war.[8]) So war der geistige Verkehr selbst nahe wohnender Freunde, die Teilnahme an selbst nahe liegenden Ereignissen ungewöhnlich erschwert. Dazu kam der völlige Mangel einer politi-

schen Presse, wenigstens dessen, was wir heute unter dem Begriff einer solchen verstehen. Bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus mufste man sich mit unregelmäfsig erscheinenden Blättern begnügen, die unter dem Einflufs einer strengen Zensur stehend die Weltereignisse höchst lückenhaft und vom beschränktem Standpunkte aus verzeichneten. Erst seit dem letzten Viertel des Jahrhunderts macht sich ein Aufschwung bemerkbar. Hier haben vor allen anderen Schlözer und Moser[9]) bahnbrechend gewirkt. Der grofse Erfolg, den namentlich die Moserschen Unternehmungen errangen, kann als ein Beweis dafür gelten, wie grofs das Bedürfnis nach öffentlichen Organen solcher Art war. Die ersten Anfänge der Weltmacht, die wir öffentliche Meinung nennen, liegen in jener Zeit. So führte schon die Beschränktheit des Verkehrs zur Abkehr von den Interessen der Welt.

Noch viel drückender als diese Hemmnisse äufserer Art lastete auf dem natürlichen Bedürfnis der Teilnahme an dem Leben der Gegenwart der gesamte Zustand des sozialen Lebens. Der Mensch ist seiner Anlage nach, um mit den Worten des hier feinfühlig beobachtenden alten Philosophen zu sprechen, ein geselliges Wesen: seine Natur treibt ihn an, sich als berechtigtes Mitglied einer Gemeinschaft zu fühlen, seine Gaben und seine Thätigkeit in ihren Dienst zu stellen und seine sittlichen Kräfte in der Erfüllung gemeinsamer Aufgaben zu bethätigen. Um eine gröfsere Menge solcher Gemeinschaften schliefsen gleiche Sprache, gleiche Sitte, gleiche Lebensschicksale ein einigendes Band, das sie anderen Vereinigungen ähnlicher Art trennend gegenüberstellt, das in der Geschichte der eigenen Lebensschicksale Erhebung und Begeisterung findet, das seine Seele in eigenen geistigen Schöpfungen erkennt, das seine Ideale in eigene Formen kleidet, seinen Gott in eigener Weise denkt. Beide, die frische, thatkräftige Arbeit an den Aufgaben des wirklichen Lebens, und die Hochhaltung deutscher Eigenart und deutschen Geisteslebens haben im achtzehnten Jahrhundert schwer gelitten. Als der verheerende Krieg die frischen Triebe echt volkstümlicher Entwickelung im siebzehnten Jahrhundert unheilbar geknickt hatte, da entwickelten sich in zögerndem Aufschwung aller Lebensverhältnisse nach der politisch-sozialen Seite der absolutistische Staat, nach der geistigen Seite eine Fremdherrschaft, die an allem echt Deutschen gleichgiltig oder gar abweisend vorüberging. Das Bild der deutschen Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts ist in

beiden Beziehungen recht düster. Die verwitterte Reichsverfassung kam für das praktische Leben kaum mehr in Betracht: die nahezu fünfhundert grofsen und kleinen Staaten hatten das Bewufstsein von ihrer Zusammengehörigkeit völlig verloren und bemühten sich, in Gesetz und Sitte, in Stimmungen und Bestrebungen immer schärfere Grenzen zwischen einander aufzurichten. Ein schroffer Absolutismus hatte den Adel aus seiner herrschenden Stellung verdrängt und ihn zu einem gefügigen Werkzeug fürstlicher Willkür herabgedrückt. Der Adel seinerseits war in Anschauung und Sitte bis zu völligem Aufgehen in wälsche Nachahmung dem deutschen Wesen fremd geworden und schlofs sich schroff von den unteren Schichten des Volkes ab. Streng geschieden nach Sitte und Tracht, nur selten zu den Vertretern des höheren Standes in Beziehungen tretend, lebte der Bürgerstand seinen Sonderneigungen und den nächsten Interessen des Tages. Als Träger der gewerblichen Thätigkeit wurde er schwer gedrückt durch die starren Formen eines mit grofser Strenge aufrecht erhaltenen Zunftzwanges, und es gelang ihm nur in einzelnen Fällen, aus den beengenden Grenzen zu einer freien, dem Gemeinwohl ersprieſslichen Ausübung von Handel und Wandel fortzuschreiten. Grofskaufleute und als solche Vertreter einer weiten, über die Bedürfnisse der Scholle hinausgehenden Geistesrichtung fanden sich fast nur in den Seeplätzen und allenfalls noch an den alten Stätten deutscher Kultur längs der Donau und des Rheins. Als Honoratioren standen über den kleinen Bürgern die Studierten, Geistliche und Lehrer. Die Würde des Amtes und der ideelle Zusammenhang mit der geheiligten Stätte der Gelehrsamkeit, der Universität, liefsen sie gegenüber der gröfseren Menge nicht Studierter als bevorzugten Stand erscheinen. Aber auch sie bannten die althergebrachte Art des Studiums und nur zu oft die Beschränktheit der äufseren Lebensverhältnisse in einen engen Kreis des Denkens und Fühlens.

Am traurigsten war die Lage des Bauernstandes. Teils völlig unterdrückt, teils in persönlicher Freiheit, aber gebunden an die Scholle seiner Geburt und dem Richteramt des Gutsherrn unterworfen, lebte dieser zahlreichste Teil des Volkes in unglaublicher Roheit und Stumpfheit dahin. Kein Strahl jenes idealen Lichtes, das die Erzeugnisse deutscher Poesie in jener Zeit so innig durchglüht, fällt in das nächtliche Dasein des armen, deutschen Bauern.[10]) Das „Seid umschlungen, Millionen“, das der begeisterte Kosmopolit

Schiller in die Welt hinausrief, galt doch nur einer begünstigten Minderheit. Erst sehr allmählich macht die harte, grausame Behandlung des hörigen Standes milderen Anschauungen Platz. Über diesem Volke, dessen Stände, nach Sitte und Recht geschieden, durch kein Band gemeinsamer geistiger Teilnahme an einander geknüpft waren, stand der absolutistische Staat. Die Vernichtung ständischer Freiheiten, die sich, wenn auch verkümmert und abgeschwächt, über das Elend des grofsen Krieges hinaus erhalten hatten, ist bereits mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts eine vollendete Thatsache. Auch in den Städten war die Selbstverwaltung, einige Ausnahmen abgerechnet, bis auf geringe Spuren verschwunden. So lag die hohe Politik wie die Organisation des Handels und Wandels, ja die Erledigung der Geschäfte der kleinsten Gemeinden in den Händen des Staates. Wer nicht als Mitglied der Beamtenhierarchie mit der unmittelbaren Ausführung der höheren Befehle betraut war, war von der Teilnahme an der öffentlichen Arbeit ausgeschlossen.

Die Folgen der geschilderten Zustände sind für das deutsche Volk in allem, was seine politische und soziale Entwickelung anbetrifft, wahrhaft verhängnisvoll gewesen. Noch heute sind die tiefen Wunden, die damals dem deutschen Gemeinwesen geschlagen wurden, kaum verharscht. Die erzwungene Abgeschlossenheit, in der gerade die Besten des Volkes gehalten wurden, bewirkte eine Unmündigkeit und Schwäche in That und Gesinnung, die uns heute unglaublich erscheint. Das Bewufstsein, einem grofsen Volke mit tausendjähriger, ruhmvoller Vergangenheit anzugehören, und das Gefühl für die Pflicht, an den Aufgaben der Gegenwart mitzuarbeiten, sind in den weiten Kreisen des Volkes völlig erloschen. In allen Fragen äufserer Politik, die ein gemeinsames, kräftiges Handeln erfordern, wird Deutschland zum Gespötte des Auslandes, im Innern bietet es das Bild des kläglichsten Partikularismus, einer Selbstwegwerfung und Selbstentäufserung ohne Gleichen. Der Mangel an Gemeinsinn, an einem kräftigen und stolzen Nationalgefühl, ist für das humanistische Zeitalter typisch. Der Deutsche jener Zeit fühlte sich als Preufse, als Hannoveraner, ja als Frankfurter, aber keineswegs als Angehöriger des deutschen Volkes. Verwüstungen durch Feindeshand schienen immer noch erträglicher als die Zumutung, Gut und Blut für die Verteidigung des vaterländischen Bodens zu opfern. Glaubte man doch dadurch nur den

selbstsüchtigen Interessen des einzelnen Landesherrn zu dienen. Im Jahre 1792 ist in Berlin ein Journal für Gemeingeist erschienen.[11]) Der Verfasser des einleitenden Artikels, Bartoldy, gesteht zwar dem Gemeingeist der Römer eine gewisse Ehrwürdigkeit zu, meint jedoch, „ein solcher Gemeingeist würde verabscheuungswürdig erscheinen, wenn man ihn in seiner Einschränkung auf ein einziges Volk als Nationalgeist betrachtet (S. 19). Durch seine Beschränkung auf ein Volk werde er vielmehr, statt der reine Quell aller Tugend zu seyn, die Mutter abscheulicher Verbrechen“ (S. 23). Es sei Thorheit und Frevel, den freien, unsichtbaren Geist in eherne Fesseln einengen, ihn, der die Unendlichkeit umfaſst, auf einige Hufen Landes bannen. Vielmehr sei die ganze Menschheit der einzige Wirkungskreis, der seiner würdig ist (S. 23). Durch solche Verschwommenheit des Gefühls wuſste man sich noch am Ende des Jahrhunderts über die eigene, marklose Schwäche hinwegzutäuschen.[12])

Diesen Zustand der Verhältnisse, der den Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts die natürliche Bethätigung ihrer Kräfte versagte und sie von der thatkräftigen Beteiligung an den Aufgaben der Gegenwart und an den Geschicken ihres Volkes abschloſs, haben gerade die Besten und Edelsten jener Zeit tief und bitter empfunden. Der Ekel an der Gegenwart, die Verachtung der Volksgenossen, die schmerzliche Sehnsucht nach dem verlorenen Vaterland und nach einer dem Ideal entsprechenden Wirksamkeit — das sind die Grundzüge der Stimmung, die bei allen Vertretern der humanistischen Geistesrichtung, bei Dichtern und Gelehrten, wiederkehrt. Ein merkwürdiges Zeugnis dafür bietet der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Welche Fülle von genialen Gedanken, welche Feinfühligkeit für alle Gestaltungen des Erhabenen und Schönen enthält dieser in seiner Art einzige Gedankenaustausch! Aber vergebens sucht man nach einer Äuſserung der Teilnahme für die Ereignisse der Gegenwart. Schiller gesteht ganz offen: „Ich habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angesetzt, und was ich in diesen Briefen davon sagte, geschah nur, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen.“[13]) Des eigenen Volkes, dem sie doch immerhin angehörten, gedenken beide Dichter nur in Ausdrücken der Verachtung. Deutschland, deutsches Wesen, Deutschheit gelten ihnen als Scheltnamen. Ebenso finden wir Ausdrücke wie: erzdeutscher Einfall (358), bornierte Deutschheit (372), Philisterhaftigkeit der Deutschen (413), deutsche Affen und Esel (172). Wie erschütternd

wirkt auf uns das Selbstbekenntnis des unglücklichen Hölderlin in seinem Hyperion! „Tief unfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonielos wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäfses“ — so schildert sein eigenes Volk ein Dichter, der zu den idealsten seiner Zeit gehört.[14]) Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, dafs gerade dieser Zwiespalt zwischen Leben und Empfinden den Keim des Wahnsinns in dem bedauernswerten Manne grofsgezogen hat. Ganz ebenso ist die Stimmung Wolfs. Er findet sich mitten unter abschreckenden modernen Umgebungen (808); seine Zeit stellt er dar als „enge Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, welche keine Erhebung, keine idealen Ansichten über Welt und Kunst ermöglichen (808). Die Späteren scheinen ihm nur auf Nachahmung angewiesen (877) und selbst die Besseren der Nation sind ihm durch das Studium einheimischer Werke eben nur keineswegs unvorbereitet, die höhere Weihe zu empfangen“ (809). Er findet „bei den Neueren nur Raub aus den Alten, Wechselraub der Neueren (891), geringe, oft gar keine Eigentümlichkeit und Originalität, ungeheure Vorräte von Kenntnissen und Einsichten, aber wenige Spuren eines vorherrschenden Geistes, worin man eine Nation erkennt und den Menschen“ (892). Das schrieb Wolf 1806, unmittelbar vor dem Anbruch einer neuen Zeit. Aber es dauerte noch geraume Zeit, bis die gestaltenden Kräfte eines neuen Lebens das geistige Bewufstsein des Volkes mit der Hoffnung auf eine bessere Gestaltung der Verhältnisse erfüllten. Noch 1827 ertönt die rührende Klage eines Thiersch über die unbefriedigende Beschränktheit des bürgerlichen Lebens. Er blickt sehnsüchtig nach England. Dort tritt der junge Mann aus den engen Schranken der Universität „in ein Leben der gröfsten bürgerlichen Freiheit ein. Dort übernimmt das öffentliche Leben mit seinen Kämpfen, seinen Thaten, vor Gericht, im Feld, im Parlament, im Kabinette, oder in der grofsen, den Erdball umspannenden Administration die Sorge, den Charakter zu bilden, und aus dem Drang, dem Widerstreit der Interessen und Bestrebungen die Festigkeit, die Entschlossenheit und Männlichkeit des Geistes zu entwickeln. Uns hingegen ist meist eine Thätigkeit in der Enge und ohne Ruhm beschieden. Nobis in arcto et inglorius labor.“ [15])

So haben die Besten des Volkes die Trostlosigkeit der öffentlichen Verhältnisse voll und ganz erkannt, aber auch in weiteren Kreisen lebte ein Gefühl für das ehr- und thatlose Leben der Gegenwart; das beweist der Jubel, mit dem die Siege Friedrichs des Einzigen selbst bei politischen Gegnern begrüfst wurden. Freilich war die Zeit der Erfolge zu kurz, als dafs sie eine dauernde Besserung hätte herbeiführen können. Die Erkenntnis der unwürdigen Lage des Volkes führt zu keinem Versuch, gegen die Gewalt der entgegenstehenden Hindernisse anzukämpfen, sondern versinkt im unbewufsten Gefühl der eigenen, thatunfähigen Schwäche in schmerzliche Entsagung. So hielt Lessing die Bildung einer deutschen Nation für unmöglich, so schreibt Goethe in einer Besprechung eines Buches von J. von Sonnenfels, Über die Liebe des Vaterlandes [1771]: „Wozu das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist."[16])

Man mufs diesen schmerzlichen und hoffnungslosen Grundzug in der Geistesrichtung des Humanitätszeitalters in seiner vollen Tragweite würdigen, wenn man die Stärke und Unbedingtheit begreifen will, mit der sich die geistige Auswanderung im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, zum Schaden deutscher Thatkraft und deutschen Volkstums, in immer steigendem Mafse vollzieht. Schon Goethe hat die psychologischen Gründe, durch welche die litterarische Entwickelung des Jahrhunderts bedingt war, mit scharfem Blick erkannt. Er schreibt: „Von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, zu bedeutenden Handlungen nicht angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, wurden wir durch die Gährung aller Begriffe einer litterarischen Revolution zugetrieben." Die geistige Bewegung, welche man nach einem charakteristischen Roman der Zeit als ‚Sturm und Drang' bezeichnet hat, ist in gewissem Sinne international. Rousseaus Nouvelle Héloise [1759] und Emile [1761], Ossians und Percys Balladensammlung, Woods und Lowths Forschungen über das Originalgenie des Homer [1769, 1775 übersetzt] und die heilige Poesie der Hebräer [1758 übersetzt], das sind die Keime, die in Deutschland eine völlige Änderung des geistigen Fühlens und Denkens hervorriefen. Aus ihnen erwuchs die Idee eines über alle Schranken der Zeit und des Ortes sich

erhebenden Weltbürgertums. Allen voran ist Herder der Träger dieses Gedankens. Aus den Litteraturen aller Zeiten und Völker, soweit sie ihm zu Gebote standen, sammelte er seine Proben volkstümlicher Poesie, als: „Bruchstücke eines herrlichen Odeums, worin gute und edle Sänger jeder den Geist seines Volkes aussprechen, und wo aus den mannigfaltigst modulierten Nationaltönen der Einklang aller Stämme mit gemeinsamer menschlicher Natur hervorgehen sollte.“[17]) Herders Thätigkeit wird von derselben Empfindung geleitet, die Rousseau zu dem Ideal eines reinen, unverfälschten Naturzustandes begeisterte. Aus der Falschheit und Schwäche der Gegenwart, die Leidenschaften erkünstelt, die sie nicht hat, Seelenkräfte nachahmt, die sie nicht besitzt, flieht der fein empfindende Mann zu dem unverdorbenen Naturzustand alter Zeiten, in ihnen findet er den Geist der Natur.[18]) Aus dieser tiefen Sehnsucht nach reiner, ästhetischer Empfindung zieht der neu erwachende Humanismus seine kräftigste Nahrung. Fanden sich doch in den Homerischen Gesängen alle hervorragenden Eigenschaften der Naturpoesie verkörpert. Dafs aber das Idealbild des klassischen Altertums sich immer siegreicher aus der Fülle der Anschauung hervorgearbeitet hat und schliefslich der Mittelpunkt geworden ist, in dem alle geistigen Strömungen der Zeit sich zusammenfanden, erklärt sich daraus, dafs die griechische Welt neben dem Besitz einer echten, volkstümlichen Dichtung dem unruhigen Sehnen der Zeit auch in allen andern Gestaltungen des geistigen und materiellen Lebens ein strahlendes, schier unerreichbares Vorbild bot. Seit der Begründung der Altertumswissenschaft durch Heyne und Wolf und dem Erscheinen der Winkelmannschen Geschichte der Kunst des Altertums wurde die griechische Kultur immer ausschliefslicher das Mafs jeder Beurteilung. Fand man doch hier, was man in der Gegenwart, in der Entwickelung des eigenen Volkes so schmerzlich vermifste: einen staatlichen Organismus, der die ganze Blüte des religiösen, sozialen und volkstümlichen Lebens in sich schlofs und das ganze Denken, Fühlen und Thun der Bürger so sehr auf sich bezog, dafs jede Individualität in dem öffentlichen Leben nahezu aufging; einen Stolz und einen Freiheitssinn, die aus dem Bewufstsein des eigenen Wertes und aus der Erinnerung an eine ruhmvolle Vergangenheit immer neue Kräfte sogen, und über dem allen eine Einheit des Empfindens und geistigen Auffassens, die über das ganze Volk eine künstlerisch vollendete

Weihe gofs und es zu Leistungen in Kunst und Wissenschaft befähigte, die den Angehörigen einer zerrissenen, widerspruchsvollen Zeit als unerreichbare Ideale erscheinen mufsten. So entspringt der Humanismus des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Gegensatz einer charakterlosen, thatenarmen Zeit zu einer fernen, glanzvollen Vergangenheit: das Bewufstsein des eigenen Unwerts führt zu einer geistigen Unterordnung unter die kraftvolle Seele des Griechenvolkes.

Die Entwickelung des Humanismus aus dem Gegensatz zwischen einer unbefriedigenden Gegenwart und einer im Bilde des Ideals geschauten Vergangenheit beruht psychologisch auf Antrieben des Gemütslebens. Was dem Menschen des achtzehnten Jahrhunderts in der Wirklichkeit versagt blieb, das suchte er zu erlangen durch die Vertiefung in eine Welt des schönen Scheins. Dafs sich aber diese Vertiefung ohne jedes Hindernis vollziehen und sich zu einer geistigen Auffassung herausbilden konnte, die in der Schärfe und Unbedingtheit ihrer Folgerungen ohne Beispiel dasteht, erklärt sich aus dem Zustand des Wissens jener Zeit. Der Umfang der Kenntnisse und die Eigentümlichkeit der wissenschaftlichen Methode im achtzehnten Jahrhundert haben auf die Gestaltung der Humanitätsidee nicht weniger eingewirkt als die Stimmung der Gemüter.

Die Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts erscheint in eigentümlicher Beleuchtung, wenn man sie mit dem Zustand unseres heutigen Wissens vergleicht. Man hat unser Jahrhundert das Zeitalter der Naturwissenschaften genannt, man sollte es mit mehr Grund das Zeitalter des exakten Denkens nennen. Denn seine gröfste Leistung liegt nicht in dem gewaltigen Aufschwung der Naturwissenschaften allein, sondern in der Thatsache, dafs die diesen eigentümliche Methode des wissenschaftlichen Denkens auf alle Gebiete des menschlichen Wissens überhaupt, also auch auf die Geisteswissenschaften übertragen worden ist. Der Unterschied in der Auffassung und Behandlung beider Gebiete ist verwischt und die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit in beiden Zweigen des menschlichen Wissens ist allgemein anerkannt worden.[19]) Im achtzehnten Jahrhundert stehen Geistes- und Naturwissenschaften beziehungslos nebeneinander und geraten im Verlauf ihrer Entwickelung in schroffen Gegensatz. Dabei tritt der Einflufs der Naturwissenschaften auf die Richtung des allgemeinen Denkens trotz einiger Schwankungen

durchaus in den Hintergrund. Das allgemeinere Interesse für die exakten und praktischen Wissenschaften, welches in der Mitte des Jahrhunderts durch die Blüte der Universität Göttingen und durch die Regierung Friedrichs des Grofsen hervorgerufen wurde, ist ein rasch vorübergehendes: nach dem Tode Friedrichs erfolgt ein um so entschiedenerer Rückfall in einen schrankenlosen Subjektivismus. Das letzte Viertel des Jahrhunderts steht unter dem Zeichen Winkelmanns und einer unbedingten Hingabe an das klassische Ideal. Das Übergewicht einer einseitigen Gemütsrichtung erklärt sich aus dem unfertigen Zustand aller Zweige des modernen Wissens überhaupt. Die naturwissenschaftliche Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts steht hinter den grofsen Entdeckungen des siebzehnten zurück, hat aber immerhin in den Arbeiten solcher Männer wie Haller, Euler, Lambert und vieler anderer höchst achtungswerte Leistungen zu verzeichnen. Doch stehen die naturwissenschaftlichen Thatsachen noch immer zusammenhangslos nebeneinander. Eine Zeit, die die Erscheinungen des Lichts, der Wärme, des Magnetismus und der Elektrizität in ebenso vielen einzelnen Kapiteln behandelte und zur Erklärung dieser Thatsachen besondere Fluida zu Hilfe rief, war von einer tieferen Auffassung des natürlichen Entstehens noch weit entfernt und eben deswegen noch nicht im stande, auf solchen Bruchstücken des Wissens eine einheitliche Weltanschauung aufzubauen. Das setzt sie gegen den hergebrachten Anschauungskreis, der von dem Erbe einer zweitausendjährigen Vergangenheit zehrte, in entschiedenen Nachteil. Die aus dem Altertum überkommenen Wissenschaften, Theologie, Jurisprudenz und Philologie hatten für sich den Vorteil eines bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteten Systems und lasteten auf dem wissenschaftlichen Denken der Zeit mit einer Wucht, die die eingreifende Kritik einer entgegenstehenden Geistesrichtung nur schwer aufkommen liefs. Dieser überlieferte Wissenskreis aber ist, verglichen mit unserm heutigen Wissen, eng begrenzt. Die heutige Wissenschaft hat ihre Thätigkeit auf alle Thatsachen der Wirklichkeit ausgedehnt, sie ist zugleich in ihrer Kenntnis der Vergangenheit bis zu den ersten Anfängen der menschlichen Kultur vorgedrungen. Dadurch ist sie in den Stand gesetzt, die Entwickelung des Menschengeschlechts von einem universellen Standpunkte aus zu begreifen und besitzt zugleich die Möglichkeit, die Ergebnisse des wissenschaftlichen Denkens an der Hand einer vergleichenden Methode zu prüfen.

Dem gegenüber konnte das achtzehnte Jahrhundert nur zu einer völlig einseitigen Auffassung gelangen. Wichtige Zweige des menschlichen Wissens, die heute selbständig geworden und zu weittragendem Einflufs gelangt sind, waren vor hundert Jahren teils noch gar nicht entstanden, teils nur in spärlichen Keimen vorhanden. So konnte z. B. das Urteil über die Bedeutung der neuen Geographie nur abfällig lauten. Die Geographie der heutigen Welt, meint Wolf, käme neben der alten Erdkunde in geringe Betrachtung, da jene nur vorübergehende politische Nachrichten mit gewöhnlichem Urteil zusammentrage. Ihr Verdienst und das der mit ihr verwandten Statistik leuchte vorzüglich daraus ein, dafs beide fast monatlich eine neue Gestalt annehmen, wo dann die älteren Bearbeitungen wie Kalender zurückgelegt werden.[20]) Wolfs Urteil trifft für das prinziplose Gemisch von Namen und Zahlen, das noch am Ende des Jahrhunderts die geographischen Handbücher anfüllte, völlig zu. Ähnlich urteilt Ernesti von der neueren Geschichte im Vergleich mit der alten.[21]) Noch 1827 bezeichnet Thiersch „die allgemeine Kulturgeschichte als eine Schmarotzerpflanze am Baum der Geschichte der Staaten, der Wissenschaften und der Künste.[22]) Ähnliches gilt von der Sprache und Kultur der modernen Völker. Das Mittelalter galt den Vertretern des Humanismus als eine Zeit abschreckender Roheit: für die Entwickelung des modernen Geistes fehlte ihnen daher jedes Verständnis. Ihre Kenntnis des grammatischen Baues der modernen Sprachen wie ihre Einsicht in die psychologischen Gesetze des sprachlichen Werdens waren gleich gering. Ihr Urteil mufste daher um so abfälliger ausfallen, als die gröfsere Formenfülle der klassischen Sprachen gegenüber dem Formenzerfall der neueren bei oberflächlicher Betrachtung die höhere Organisation der ersteren zu verbürgen schien. Die logische Durcharbeitung des klassischen Sprachschatzes — das Ergebnis einer Arbeit von Jahrhunderten — nahmen sie als eine Eigenschaft der Sprache selbst und sahen auf alle übrigen Gestaltungen des Sprachgeistes mit gründlicher Verachtung herab. So ist erklärlich, dafs die Idee einer vollkommensten Sprache — der griechischen — sich als unumstöfsliche Überzeugung festsetzte. Der Zartheit, Fülle und Kraft des Griechischen gegenüber meint, Wolf, behelfen sich die Geschäftssprachen der späteren Welt beinahe mit einem mathematischen Plus und Minus: als rohen und aus zufälligem Raube erbeuteten Mengsprachen thäte ihnen not, sich an dem unerreichbaren

Vorbild der griechischen Sprache zu verbessern.[23]) Ganz ähnlich urteilt Passow: „Die Töchtersprachen der römischen Sprache sind nur Schutt und Moder . . ., durch fremdartige, unverkochte Beimischungen zum Teil barbarischer Zungen zu mangelhaftem Gebräu zusammengekrüppelt und endlich korrekt versteinert von dem alles ertötenden Gorgonenhaupt bequemer Selbstgefälligkeit und anmafslicher Willkür. Als Sprachen nehmen sie in der That einen so niedrigen Rang ein, dafs es gar keiner anderen Gründe bedarf, um ihren verderblichen Einflufs auf alle diejenigen darzuthun, die ihren Geist noch nicht gestählt haben mit den gediegeneren Formen beider alten Sprachen.“[24]) So begreift sich die Geringschätzung der neueren Kultur aus dem Mangel einer einheitlichen, wissenschaftlichen Durcharbeitung. Auf der andern Seite wurde das Übergewicht der humanistischen Weltanschauung noch verstärkt durch die aufsergewöhnliche Stellung, welche das Griechenvolk nach der Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts in der Geschichte der Völker einnahm. Erst der neueren Forschung ist es gelungen, der griechischen Kultur bis auf ihre Quellen nachzugehen und sie als ein Glied in der allgemeinen Entwickelung des Menschengeschlechts zu begreifen.[25]) Dadurch ist die griechische Welt uns gewissermafsen menschlich näher gerückt, hat dabei aber in etwas den Zauber eingebüfst, mit dem die Betrachtungsweise einer früheren Zeit sie idealisierend umwoben hat. Denn während wir annähernd bestimmen können, was mitgebrachtes Erbe und was das Ergebnis eigenartiger Entwickelung ist, mufste dem achtzehnten Jahrhundert, dem die Kenntnis der vorgriechischen Vergangenheit abging, in der Entwickelung der griechischen Kultur eine durchaus originale, in der Weltgeschichte einzig dastehende Leistung erblicken.

So erwächst das klassische Ideal des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Zusammenwirken verschiedener Ursachen. Die Unzufriedenheit mit den Verhältnissen der Gegenwart, das Bedürfnis idealer Bethätigung, das in den Grenzen des eigenen Volkstums keine Nahrung findet, treibt die Geister hinaus in eine ferne Vergangenheit; das Ansehen eines althergebrachten, bis ins einzelne durchgearbeiteten Wissenskreises und die Erkenntnis einer grofsartigen Kulturepoche vereinigt sie in dem idealisierenden Kultus der griechischen Welt. Dafs diese aber ohne jede Einschränkung als das unbedingte, für alle Zeiten giltige Vorbild idealer Leistungen und idealen Charakters aufgestellt werden konnte, liegt an der durchgehenden Verständnis-

losigkeit des achtzehnten Jahrhunderts für die Gesetze historischen Werdens. Wenn man als Wissenschaft die Erforschung von Thatsachen in theoretischer Absicht bezeichnet, so hat das achtzehnte Jahrhundert bedeutendes geleistet. Aber die historische Weltanschauung, d. h. die Auffassung der gegebenen Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt der Entwickelung, war ihm fremd. Die Humanisten begriffen nicht, dafs die Festsetzung des Menschheitsideals auf ein bestimmtes Volk und eine bestimmte Zeit eine psychologische Unmöglichkeit ist, sie erkannten nicht, dafs die dauernde Giltigkeit eines solchen Ideals jeder neuen kulturellen Entwickelung ihr ideales Recht benehmen und jeden ethischen und geistigen Fortschritt unmöglich machen müfste. Erst mit dem Beginn des kommenden Jahrhunderts bereitete sich eine völlige Änderung der geistigen Auffassung vor. —

Wenn man sich heute die Frage vorlegt, in wie weit die Kulturaufgabe unseres Volkes durch die Entwickelung des Humanismus im achtzehnten Jahrhundert gefördert worden sei, so wird man zu einem gemischten Urteil gelangen. Zunächst wird man die Ausbreitung des deutschen Geistes über alle Schranken des Ortes und der Zeit als eine wertvolle und notwendige Bereicherung des deutschen Lebens anerkennen müssen. Das mufs denen gegenüber, die die Ergebnisse der humanistischen Bildung des vorigen Jahrhunderts am liebsten aus unserem Volksleben weglöschen möchten, rückhaltlos ausgesprochen werden. Denn durch die Entwickelung zur Weltlitteratur hat der deutsche Geist eine ihm von der Natur selbst zugewiesene Aufgabe erfüllt. Das lehrt die Betrachtung der geographischen Lage unseres Vaterlandes. Wenn Europa durch die Eigentümlichkeit seiner Bodengestaltung und durch den gemäfsigten Charakter seines Klimas, seiner Fauna und Flora sich vor allen anderen Erdteilen vorzugsweise als geeignet erwiesen hat, der Schauplatz einer geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts zu werden, so kommen diese Vorteile in der Lage Deutschlands in erhöhtem Grade zur Geltung. Als Land der Mitte — als das Herz Europas — bildet es das natürliche Sammelbecken für die aus den halbinselartigen und inselartigen Gebilden des Westens ausgehenden Kultureinflüsse und schlägt zugleich durch seine enge Verbindung mit dem slavischen Tieflande eine Brücke nach Asien, dem alten Mutterlande menschlicher Kultur. In drei Meere, ein Weltmeer und zwei Binnengewässer sendet es seine Ströme und

fordert so seine Insassen gleichsam auf, ihre Thatkraft und ihren Geist in die Ferne zu tragen. So haben sich seit uralter Zeit die Völker auf deutschem Boden in mannigfaltigster Weise durchkreuzt: es giebt kein Volk Europas, das nicht jede Stelle deutschen Bodens zerstampft, das nicht auf allen seinen Gefilden seine Schlachten geschlagen hätte. Diese bedeutsamen natürlichen Verhältnisse haben zweimal in der Geschichte in der politischen Gestaltung ihren Ausdruck gefunden: zum ersten Mal in dem heiligen römischen Reich deutscher Nation — dem Mittelpunkt der damaligen christlichen Welt, zum zweiten Mal in der führenden Stellung des neuen deutschen Reiches. Aber in gleicher Weise sind auch die Kulturstoffe aller Zeiten und Völker auf deutschem Boden zusammengeströmt und hier in eigenartiger Weise verarbeitet worden. Daraus erklärt sich die Thatsache, dafs das deutsche Volk in der allgemeinsten menschlichen Wissenschaft, der Philosophie, fast zu allen Zeiten eine führende Stellung eingenommen hat. Diese universal-historische Mission, die den Deutschen von der Natur selbst zugewiesen ist, erreicht in dem Kultus der Weltlitteratur und dem Menschheitsideal des achtzehnten Jahrhunderts ihre höchste Blüte und damit ihren Abschlufs. Die Sehnsucht nach der Ferne, die langdauernde Verarbeitung fremder Stoffe, hat dem deutschen Geist eine Richtung auf das Allgemeine gegeben, die zu seinen schönsten Errungenschaften gehört: wohl kein anderes Volk hat sich in dem Grade die Fähigkeit erworben, die Gedanken Anderer nachzudenken und sich in die Empfindungen fremder Völker und ferner Zeiten hineinzuversetzen.

Unter allen Anregungen, die uns von aufsen gekommen sind, ist der Einflufs des antiken Geistes auf unsere Dichter und Denker am tiefgehendsten und nachhaltigsten gewesen. Wolf hat ganz recht, wenn er die Originalität der Griechen rühmend hervorhebt; denn wenn auch die neuere Forschung die Abhängigkeit der griechischen Kultur von früheren Gestaltungen nachgewiesen hat, so bleibt doch die Thatsache bestehen, dafs sich die weitere Entwickelung der griechischen Kultur ohne wesentlich störende Einflüsse von aufsen her hat vollziehen können. Das ist dem deutschen Volk versagt geblieben. Man wird ein Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken, dafs die Blüte deutschen Heldengesanges durch das Eindringen des Christentums im achten Jahrhundert erbarmungslos und unwiederbringlich geknickt wurde; eine ähnliche Stimmung

empfindet man bei der Erwägung, was Goethe für sein Volk hätte werden können, wenn er sich unter Anlehnung an sein echt germanisches Vorbild, Shakespeare, in derselben Richtung weiter entwickelt hätte. Vischer hat diesen Gedanken bei der Erörterung des Stilwechsels im Faust in ansprechender Weise ausgeführt.[26]) Es ist freilich fruchtlos, zu beklagen, was sich nicht erfüllt hat. Hält man sich an das Thatsächliche, so wird man in der Anlehnung des deutschen Geistes an die Antike eine erfreuliche Förderung unserer geistigen Kultur begrüfsen müssen. An Gedankentiefe, an ahnungsvoller Erfassung des wahrhaft Poetischen in Natur und Geist hat uns das heitere Volk des Südens nichts gegeben, was nicht voller und kräftiger in der Seele unseres eigenen Volkes geborgen läge, aber das edle Mafs, die innige Durchdringung von Stoff und Form, die den griechischen Meisterwerken in seltener Vollendung inne wohnt, hat anf unsere klassischen Dichter läuternd eingewirkt und sie vor Mafslosigkeiten bewahrt, denen ein Shakespeare bei aller Gröfse seiner dichterischen Gestaltungskraft nicht immer hat entgehen können.

Die Vielseitigkeit des Interesses und die Läuterung des künstlerischen Empfindens, die der deutsche Geist seiner Vertiefung in die Weltlitteratur und besonders in das klassische Ideal verdankt, dürfen nun freilich nicht hinwegtäuschen über die schweren Wunden, die das Zeitalter des Humanismus der deutschen Volksseele geschlagen hat. Die traurigen Verhältnisse, aus denen die Auswanderung des deutschen Geistes hervorwuchs, sind durch die abstrakte Richtung des deutschen Denkens im achtzehnten Jahrhundert noch gefördert worden: die humanistische Bewegung der Geister hat eine Schwächung des nationalen Bewufstseins herbeigeführt, an deren Beseitigung wir heute noch zu arbeiten haben. Das hohe Geistesspiel, das sich in den Kultus des Schönen und in die Betrachtung eines allgemein menschlichen Ideals versenkt, entfremdet seine Jünger immer mehr von den Aufgaben der Wirklichkeit und löst sie immer nachhaltiger von jedem Zusammenhang mit den idealen Kräften des eigenen Volkes. Bei der Betrachtung der kraftvollen Entwickelung des römischen und griechischen Staates kam den humanistischen Gelehrten niemals der Gedanke, dafs darin für sie, die Nacheiferer jener Völker, die Aufforderung läge, ihrerseits sich den Aufgaben der Gegenwart zu widmen und durch eigene Arbeit ein jener Vergangenheit ähnliches Gebilde zu schaffen.

Gervinus hat die „vereinsamten Altmeister der Wissenschaft“ jener Tage geschildert: „sie betrachteten die Erkenntnis an sich, die blofse That des Geistes als die edelste aller menschlichen Thätigkeiten, sie fanden unter dem Mantel der Wissenschaft jede nationale Blöfse gedeckt oder gewöhnten sich gar, den Gedanken unter das Joch der wirklichen Dinge zu beugen und für jedes Verderbnis und Elend eine beschönigende Theorie zu erklügeln.“[27]) Mit diesem Ausspruch hat der Historiker das Richtige getroffen: die ethische Schwäche des achtzehnten Jahrhunderts besteht in der Unfähigkeit, Ideen in Thaten umzusetzen, in der völligen Verkennung der Pflichten, die die Arbeit der Gegenwart und die Bedürfnisse der Nation dem Menschen auferlegen. Dieser Stimmung der Gemüter entspringt eine Auffassung vom Wesen des Idealismus, die man nach unseren heutigen Anschauungen schlechthin als kulturfeindlich bezeichnen mufs. Es ist die Anschauung, die die ideale Gesinnung ausschliefslich für die rein theoretische Betrachtung der Wissenschaft in Anspruch nimmt und die praktische, der Gesamtheit Nutzen bringende Bethätigung der gewonnenen Einsicht als niedrig (banausisch) brandmarkt. Ganz folgerichtig werden daher von Wolf der klassischen Philologie jene Wissenschaften, die dem praktischen Leben dienen, als „blofs erwerbsame“ gegenübergestellt. Ebenso ist es nach Thiersch „die Ansicht der Verständigen, dafs durch die klassischen Studien die Richtung des Geistes auf das Innere, Höhere und Ideale ebenso gefördert werde, wie durch den Betrieb der Realien seine Richtung auf das Äufsere, von jenem Abgewandte, zu bestimmten Zwecken Brauchbare, und dafs diese letztere, von jenem verlassen, damit enden würde, nach Auflösung alles Geistigen und Höheren, die Religion als das Geistigste und Höchste nicht ausgenommen, das menschliche Geschlecht auf öder und öder werdenden Pfaden der Tierheit so nahe zu bringen, als es menschlicher Verkehrtheit möglich ist.“[28]) Diese Theorie, welche die Schwäche der Zeit auf allen Gebieten praktischer Kulturarbeit trefflich beschönigt, fand eine mächtige Stütze an der Auffassung der Griechen. Die unwirtschaftliche Einrichtung der antiken Gesellschaft und die damit zusammenhängende Abwesenheit technisch realistischen Sinnes[29]) hat die Griechen zu derselben Verkennung des sittlichen Wertes praktischer Arbeit geführt, wie die Humanisten des achtzehnten Jahrhunderts. Hesiod ist im ganzen Bereiche der griechischen Litteratur vielleicht der einzige, der den

Standpunkt der Nützlichkeit vertritt. Sonst zeigt sich uns überall der entgegengesetzte Standpunkt. Es ist sehr bezeichnend, dafs der Volksgeist unter den Olympiern allein den Hephaistos, den Gott der Kunstfertigkeit, humoristisch ausgeprägt hat: der lahme Fufs, das gutmütig kleinbürgerliche Wesen weisen drastisch auf die geringe Achtung des Gewerbes hin.[30]) So galt, wie schon erwähnt, jede Neigung zur praktischen Verwendung gewonnener Einsichten als αἰσχροκερδεια. In der Teilung der Stände bei Plato, die einer Dreiteilung der Seele entspricht, nehmen die Landbebauer und Gewerbtreibenden eine niedrige Stufe ein: ihre Thätigkeit ist zwar für die Notdurft des Lebens unerläfslich, aber ethisch wertlos.[31]) Ähnliche Züge finden wir bei Plutarch. So erzählt er, Plato habe seine Freunde Archytas aus Tarent und Eudoxus von Knidos gescholten, dafs sie die reine Schönheit der Geometrie durch Anwendung auf mechanische Werke entstellten und zu Grunde richteten und berichtet von Archimedes, er habe seine Maschinen gegenüber der Idee des Schönen gering geachtet.[32])

Die Glanzzeit des Humanismus hat etwa vom Tode Lessings bis zum Unglück von Jena gewährt. Während dieser Jahre entsprach, — was später nie mehr in dem Mafse der Fall gewesen ist, — die begeisterte Hingabe der Schüler dem hochfliegenden Idealismus der Lehrer. Durch den Tag von Jena wird mit dem altgewordenen Staate Friedrichs auch die Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts in ihrer Blüte geknickt: der 14. Oktober 1806 leitet, wie Goethe schon in demselben Jahre prophetisch sagte, eine neue Epoche der Weltgeschichte ein. Die Forderungen des Ministers vom Stein, die er in seinem Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde — seinem Testament — zusammengefafst hat, knüpfen an jene Bedingungen nationaler Entwickelung an, die der Humanismus des vorigen Jahrhunderts getötet hatte. Während sich so der Neubau des Staates auf volkstümlicher Grundlage vollzieht und die wissenschaftliche Forschung die idealen Mächte der deutschen Vergangenheit in den Dienst der Volksbildung stellt, fordern zugleich der Aufschwung der exakten Wissenschaften und die Dienstbarmachung der grofsen Erfindungen immer dringender zu praktischer Kulturarbeit auf. So treten die Forderungen einer neuen Zeit dem abstrakten Gefühlsleben der Vergangenheit schroff gegenüber. Die grofsen Meister der humanistischen Weltanschauung haben diese veränderte Stimmung zu ihrem Schmerze empfinden

müssen. Wie Goethe sich nicht recht in die nationale Begeisterung der Freiheitskriege hineinfinden konnte, so wurde auch Wolf immer mifsvergnügter und mit der Welt zerfallen. Er hat es erleben müssen, dafs das Interesse der studierenden Jugend an den Vorlesungen über klassische Sprachen immer geringer wurde.[33]) In der That beginnt seit der Umgestaltung des preufsischen Staates eine Entwickelung der Geister, die sich von dem Humanitätsideal des achtzehnten Jahrhunderts immer weiter entfernt. Diesen Prozefs des inneren Absterbens der Humanitätsidee in allen seinen Einzelheiten zu verfolgen, soll der Inhalt unseres zweiten Abschnittes sein.

Zweiter Abschnitt.

Das neunzehnte Jahrhundert und die Entwickelung des modernen Geistes.

Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!
Goethes Faust, erster Teil.

Der vorstehende Abschnitt hat die Bedingungen erörtert, unter denen die Humanitätsidee am Ende des vorigen Jahrhunderts zur vollen Blüte gelangte. Die Übermacht einer glorreichen Vergangenheit hat dieser Idee, bei dem Fehlen aller Kräfte, die eine entgegengesetzte Wirkung hätten ausüben können, das Gepräge energievoller Einseitigkeit aufgedrückt. Seitdem ist nahezu ein Jahrhundert verflossen. Noch heute hält das Gymnasium an dem Gedankenkreise jener Zeit fest, wenn es auch unter dem Drange der Verhältnisse eine die Reinheit seiner Idee gefährdende Reihe anders gearteter Bestandteile in seinen Lehrplan hat aufnehmen müssen. Damit hat die Unterrichtsverwaltung anerkannt, dafs eine neue, dem alten Bildungsgange fremde Geisteswelt emporgewachsen ist, die neue Forderungen an die Erziehung stellt. Über die Tragweite dieser Forderungen herrscht freilich bei den Vertretern des Gymnasiums, wenigstens nach den öffentlichen Kundgebungen zu urteilen, grofse Unklarheit. Stehen wir wirklich noch mit der Zeit unserer grofsen Klassiker in lebendigem geistigen Zusammenhange oder ringt sich etwa aus dem Kampfe widerstrebender Meinungen eine neue Weltanschauung, eine durchgreifende Änderung unseres geistigen Empfindens empor? Genügt es deshalb, dem alten Bau

einige neuere Bildungsbestandteile einzufügen oder verlangen die veränderten Verhältnisse eine neue Ordnung des Unterrichts? In wildem Streit gehen die Meinungen auseinander. Hier kann nur eine sorgfältige Untersuchung Klarheit schaffen.

Der erste Eindruck, den der denkende Beobachter bei der Betrachtung des modernen Lebens gewinnt, ist die gewaltige Fülle der Erscheinungen. Eine frühere Kultur, beispielsweise die der antiken Völker, bietet, äufserlich genommen, ziemlich einfache Verhältnisse, die der Kulturhistoriker leicht unter einer mäfsigen Reihe von Gesichtspunkten zu begreifen vermag: heute zeigt sich dem erstaunenden Blick das verschlungene Spiel tausendfältiger Kräfte, die immer neue Gestaltungen hervorbringen und in der Ausdehnung und Energie ihrer Bethätigung jeder Zusammenfassung im Geiste des Beobachters spotten. Es giebt heute kein enzyklopädisches Wissen mehr. Man hat diese Thatsache als Grund angeführt, den modernen Bildungsstoff vom Unterricht auszuschliefsen. Dieser Grund ist zwingend, wenn man als Ziel des Unterrichts eine auch nur einigermafsen erschöpfende Darstellung des heutigen Geisteslebens ins Auge fafst. Selbst die wissenschaftliche Behandlung ist hier, falls sie nur annähernd nach Vollständigkeit strebt, auf eine Reihe monographischer Darstellungen angewiesen. Handelt es sich aber um eine zusammenfassende Auffassung des modernen Lebens, so gilt es, die leitenden Ideen aufzusuchen, die der Fülle der Einzelerscheinungen zu Grunde liegen. Sie werden in ihrer historischen Entwickelung und in ihrer Einwirkung auf die Erscheinungswelt darzustellen sein. Doch wird, dem vorliegenden Zwecke entsprechend, auch hier eine Beschränkung eintreten müssen. Da über die Berechtigung der gymnasialen Unterrichtsweise ein Urteil abgegeben werden soll, so hat sich die Erörterung nach diesem Gesichtspunkte zu richten. Wir haben die Schicksale der Humanitätsidee im Lauf unseres Jahrhunderts zu betrachten und ihren Kampf mit den geistigen Mächten der Neuzeit zu erörtern.

Man betrachtet als die hervorstechende Eigenschaft unseres Jahrhunderts das Aufblühen der Naturwissenschaften. Ganz mit Recht. Wer auch nicht geneigt ist, mit Du Bois-Reymond die Entwickelung der Naturwissenschaft als Gradmesser aller Kultur zu betrachten[1]), wird doch ihren ungeheuren Einflufs auf alle Gebiete des modernen Lebens nicht leugnen können. Freilich setzt man sie nach alter Überlieferung in einen scharfen Gegensatz zu

den sogenannten Geisteswissenschaften und weist ihr, als einer rein mechanischen Naturerklärung dienend, einen untergeordneten Platz in der Wertschätzung menschlicher Kenntnisse an. So begreiflich das vom Standpunkt der Humanitätsidee aus erscheint, so wenig entspricht es den thatsächlichen Verhältnissen. Denn weder die Wirklichkeit noch das Einheitsbedürfnis des menschlichen Geistes läfst eine solche Trennung nach Geist und Stoff zu. Wie die Idee und ihre stoffliche Gestaltung sich stets gegenseitig durchdringen, ja einander voraussetzen, so haben sich auch bisher alle Versuche, die Welt der Erscheinungen vom einseitigen Standpunkt aus zu begreifen, als verfehlt erwiesen. Die wahre Erkenntnis verträgt keine doppelte Buchführung. Schon hier mufs darauf hingewiesen werden, dafs die Naturwissenschaft sich nicht auf die mechanische Erklärung des Naturganzen und auf die Umgestaltung des äufseren Lebens beschränkt. Eben jenem Einheitsbedürfnis zufolge zieht sie auch das geistige Leben in ihre Kreise und bewirkt eine Veränderung unseres gesamten Denkens und Empfindens. So handelt es sich bei der Umgestaltung unseres höheren Unterrichts nicht darum, einige dem unmittelbaren Bedürfnis dienende Bestandteile neueren Wissens in den Lehrplan aufzunehmen, neben denen der alte Ideenkreis unberührt weiter gepflegt werden könnte. Es wird der Zukunft auch nicht genügen, durch eine Teilung der Unterrichtsanstalten zwei verschiedene Stätten der Erziehung zu schaffen, sondern man wird sich darüber klar werden müssen, dafs es sich hier um den Kampf zweier unvereinbarer Weltanschauungen handelt, der in der historischen Entwickelung mit dem Untergang der einen enden mufs. Dadurch erwächst der Unterrichtsverwaltung die schwierige Aufgabe, die absterbenden Bildungsbestandteile auszusondern und den neu emporstrebenden eine den Zwecken der Erziehung entsprechende Form zu geben.

Die innige Durchdringung von Geist und Stoff, in der sich die Entwickelung des Lebens fortbewegt, würde eine einheitliche Darstellung erfordern. Aus praktischen Gründen jedoch empfiehlt es sich, zunächst die Wirkungen zu erörtern, welche die Folge der durchgreifenden Umgestaltung des materiellen Lebens sind. Sodann wird die Entwickelung auf den rein geistigen Gebieten des Wissens und der Ethik darzustellen sein. Die Erörterung der erst in neuerer Zeit zu einer gewaltigen geistigen Macht emporgewachsenen Nationalitätsidee wird den Schlufs des Abschnitts bilden.

Die neue Zeit beginnt mit dem Aufschwung der Technik und Industrie am Ende des vorigen Jahrhunderts. Dieser Aufschwung wird bedingt durch das Emporblühen der exakten Wissenschaften, die zu den Bedürfnissen des praktischen Lebens in fruchtbare Wechselwirkung treten. Weder dem Mittelalter noch dem Altertum hat die Ausnutzung grundlegender naturwissenschaftlicher Gesetze gefehlt. So sind die Kenntnis der Hebelkraft und der chemischen Wirkung des Lichtes bereits Eigentum einer vieltausendjährigen Kultur. Die Chinesen und Japanesen besafsen schon in uralter Zeit Maschinen recht zusammengesetzter Art. Doch sind diese Kenntnisse zumeist die Errungenschaft einer unbewufsten Technik, die durch die Arbeit vieler Geschlechter und durch Hilfe zufälliger Verbesserungen zu einer gewissen Vollkommenheit gelangte. Es ist bekannt, wie viele wichtige Entdeckungen die Wissenschaft dem Zufall verdankt. Den einfachen technischen Mitteln und dem geringen Bedürfnis entsprechend ist die Industrie bis in die neuere Zeit hinein wesentlich Hausindustrie. Freilich finden wir schon im Altertum die Keime zu Fabrikanlagen[2]), die sich im Mittelalter allmählich in gröfserem Mafsstabe ausbildeten. Diese Anlagen sind jedoch von dem, was wir heute unter Fabrikwesen verstehen, völlig verschieden. Eine durchgreifende Umgestaltung des gewerblichen Lebens tritt erst ein, als die Wissenschaft so weit erstarkt ist, um an Stelle des blinden Zufalls eine zielbewufste Methode zu setzen. Von da an vollzieht sich die Einwirkung neu entdeckter Gesetze und Erscheinungen auf den Gebrauch in der Praxis immer mehr mit bewufster Absicht. Anfangs arbeiten die verschiedenen Zweige des Naturwissens, Mechanik, Physik, Chemie, noch getrennt; aber schon nach kurzer Zeit zeigt sich die Erscheinung, dafs die Ergebnisse verschiedener Wissenszweige sich zu fruchtbarer Gesamtwirkung und neuen Errungenschaften verbinden. Die Einheit des Naturerkennens gestaltet sich dem forschenden Geist zu immer gröfserer Klarheit — eine Thatsache, die weiter unten, bei der Besprechung der Umgestaltung unseres geistigen Lebens, nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werden wird. Die Veränderungen, welche das gewerbliche Leben erfährt, lassen sich nach drei Gesichtspunkten ordnen: die Erzeugung und Verwendung bis dahin unbekannter Stoffe; die Erleichterung in der Bearbeitung des Rohstoffes durch neue, bis dahin unbekannte Arbeitskräfte; die Steigerung des Güteraustausches durch die Erfindung neuer Verkehrsmittel. Jener ersten

dienen vorzugsweise die chemischen, den beiden andern die physikalischen Entdeckungen und die vervollkommnete Anwendung der mechanischen Gesetze. Die Chemie wird Wissenschaft durch die Einführung der Wage in das Experiment und durch die Befolgung einer streng induktiven Methode. Ihr Aufschwung ist mit dem unsterblichen Namen eines Lavoisier verknüpft. Er ist der Begründer der neueren Chemie. Er weist zuerst die konstante Zusammensetzung der chemischen Verbindungen in wenigen einfachen Verhältnissen nach. Boyles Ansicht, dafs jede nicht weiter zerlegbare Substanz als Element aufzufassen sei, wird von ihm siegreich verteidigt und zur allgemeinen Anerkennung gebracht. Er ist, zusammen mit Berthollet und Fourcroy, der Begründer einer chemischen Nomenklatur. Seit dieser Festlegung der Grundanschauungen beginnt eine beispiellose Entwickelung der chemischen Wissenschaft. Fast kein Jahr vergeht ohne eine Reihe wichtiger Entdeckungen. Es genügt hier, an Namen wie Dalton, Gay-Lussac, Berzelius, Liebig zu erinnern. Wenn diese Entdeckungen zunächst der Vervollkommnung der Wissenschaft dienen, so zeigt sich das veränderte Verhältnis von Wissenschaft und Praxis darin, dafs in den allermeisten Fällen die praktische Verwertung der Erfindung auf dem Fufse folgt. Es ist im achtzehnten Jahrhundert eine oft vorkommende Erscheinung, dafs wertvolle Erfindungen Jahre lang brach liegen, weil Denkträgheit oder Mangel an Unternehmungsgeist achtlos an ihnen vorübergehen. So hat der Chemiker Marggraf schon 1747 auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, aus mehreren inländischen Wurzelgewächsen mit Vorteil Zucker zu ziehen. Aber erst neun und vierzig Jahre später entsteht die erste Rübenzuckerfabrik. Das ändert sich mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts. Das thätige Ineinandergreifen von Wissenschaft und Praxis führt zu einer gewaltigen Steigerung der materiellen Kultur. Überbleibsel, die man früher achtlos bei Seite warf, werden zu neuen Quellen des Wohlstandes, schon bekannte Stoffe finden neue, bis dahin ungeahnte Verwendung. Die Folge ist eine völlige Änderung der Lebensführung und der Lebensbedürfnisse. Es mufs den verwöhnten Kindern einer neuen Zeit in das Gedächtnis zurückgerufen werden, dafs wir eine Menge Wohlthaten, die heute als selbstverständlich vorausgesetzt werden, der regen technischen Arbeit einer noch gar nicht fernen Vergangenheit verdanken. Die Gasbeleuchtung besitzen wir seit kaum einem Jahr-

hundert; ihre allgemeine Anwendung fällt in eine noch spätere Zeit[3]); die Erfindung der künstlichen Mineralwasser bringt uns das Jahr 1818, die Erfindung der Kautschukkleider das Jahr 1820; von 1823 an beginnt die Fabrikation der Stearinlichter; 1820 wird das Chinin, 1821 das Chloroform entdeckt; 1838 ist das Geburtsjahr der Photographie; 1841 wird die erste gröfsere Kopie auf galvanoplastischem Wege hergestellt; 1844 wird der Glasdruck erfunden; 1847 findet das Chloroform zuerst als schmerzbetäubendes Mittel Verwendung; 1848 werden zuerst, gleich nach der Entdeckung des amorphen Phosphors, Zündhölzer ohne Phosphor hergestellt. Die Einwirkung der Chemie auf die Gestaltung des äufseren Lebens ist allseitig und tiefgreifend. Von den Geschäftszweigen des gröberen Bedarfs, von der Bearbeitung des Bodens und der Erzeugung der Lebens- und Bekleidungsstoffe bis zu den künstlerischen Gestaltungen der Luxusindustrie giebt es keine Seite des gewerblichen und industriellen Lebens, die nicht durch die Entdeckungen unseres Jahrhunderts eine wesentliche Umgestaltung erfahren hätte.

Hand in Hand mit der Verwertung der chemischen Kenntnisse geht eine gewaltige Steigerung der Arbeitskraft. Noch im vorigen Jahrhundert war die Technik überwiegend auf Menschenkräfte angewiesen. Seit 1800 vollzieht sich der Ersatz der menschlichen Arbeit durch Maschinenarbeit in immer steigendem Mafse. Mechanik und Physik haben hier zusammengewirkt. Mechanische Gesetze und Naturkräfte, wie Wind, Wasser und Wärme, werden in umfassender Weise der Kulturarbeit dienstbar gemacht. Es genügt hier, an die Erfindung der hydraulischen Presse (1806), der Schnellpresse für den Buchdruck (1810) und der Nähmaschine (1851) zu erinnern. Am folgenreichsten aber wirkte die Verwendung des Dampfes. Die Benutzung der Dampfmaschine als feststehenden Kraftmotors geht in das vorige Jahrhundert zurück. Zuerst wurde sie in der Bergwerksindustrie benutzt und hat dann rasch in alle Zweige des industriellen Lebens Eingang gefunden. In neuerer Zeit hat die Elektrizität als Mittel zur Erzeugung von Arbeitskraft eine erhöhte Bedeutung und mannigfache Verwendung gefunden. Ob diese neueste Errungenschaft des menschlichen Geistes, namentlich in ihrer Anwendung als Kraftübertragung, vielleicht berufen ist, an Stelle des Dampfes zu treten, läfst sich noch nicht übersehen. Charakteristisch für den Wert der Maschinen ist der Umstand, dafs sie nicht nur

im Grofsbetrieb Verwendung finden, sondern auch als Motoren des Kleingewerbes den mannigfachsten Seiten der individuellen Arbeit dienen. Die Folge der überwiegenden Maschinenthätigkeit ist zunächst eine gewaltige Steigerung der Gütererzeugung, sodann die Zurückdrängung des Handwerks und das Entstehen einer Grofsindustrie.

Die Industrie wäre freilich an ihrem eigenen Reichtum erstickt, wenn sie beim Austausch ihrer massenhaften Erzeugnisse sich mit den Verkehrsmitteln des vorigen Jahrhunderts hätte begnügen müssen. Dadurch tritt der oben erwähnte dritte Gesichtspunkt, die Erfindung neuer Verkehrsmittel, in seiner ganzen Bedeutung hervor. Als die Direktoren der ihrer Vollendung nahen Eisenbahn Liverpool-Manchester im Jahre 1829 eine Kommission von erfahrenen Technikern mit der vergleichenden Untersuchung der Wirkung feststehender und sich fortbewegender Dampfmaschinen als Triebkraft für Eisenbahnen beauftragten, da stand die Welt vor einer folgenschweren Entscheidung. Die Kommission entschied sich für die Einführung ortsverändernder Maschinen (locomotive-engines). Bei der bald folgenden Probefahrt trug Stephenson mit seiner Lokomotive „the Rocket“ unter drei Preisbewerbern den Sieg davon. Vier Jahre später stellten Gauss und Weber zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Kabinet zu Göttingen die erste Telegraphenleitung her. Auf Grund ihrer Entdeckung erfand Morse 1836 den Drucktelegraphen und in demselben Jahre wurde das erste Schraubendampfschiff erbaut. Die Reihe folgenschwerer Erfindungen im Dienste des Verkehrslebens wird durch die Verwendung des Telephons in neuester Zeit für uns abgeschlossen. Heute lächeln wir über die Bedingungen, die den Preisbewerbern bei der Probefahrt jener ersten Lokomotiven gestellt wurden[4]) und über den Zweifel, ob die neue Anlage auch gewinnbringend sein würde, angesichts der Thatsache, dafs bereits die Steigerung der Geschwindigkeit auf 75, ja auf 90 Kilometer in der Stunde zur Wirklichkeit geworden ist, und dafs die Eisenbahnverwaltungen hunderte von Millionen Mark Reingewinnes jährlich zurücklegen können. Wohl keiner der Männer, die damals die Menschheit mit den wunderbaren Ergebnissen ihrer Arbeitskraft und ihres Strebens beschenkten, hat sich ein Bild von der Umwälzung machen können, welche sich aus so bescheidenen Anfängen im Laufe der letzten Jahrzehnte vollzogen hat. Aber auch heute giebt es recht viele

gebildete, ja gelehrte Männer, denen der Zusammenhang des heutigen, in unendlich verschiedenen Erscheinungsformen sich abwickelnden Lebens mit jenen technischen Erfindungen nicht völlig klar geworden ist. Der Staatssekretär Herzog hat in einem trefflichen Aufsatz[5]) „die Einwirkungen der modernen Verkehrsmittel auf die Kulturentwickelung" dargelegt. Seiner Arbeit entlehnen wir die wesentlichen Gesichtspunkte. Wir müssen den Rahmen freilich weiter spannen, da Herzog die oben behandelten Seiten der modernen Entwickelung, die Erzeugung neuer Güter und die Vermehrung der Arbeitskräfte, nicht in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat. — Die vermehrte Ausnutzung der in der Natur vorhandenen Rohstoffe und die Möglichkeit ihrer schnellen Bearbeitung führen zur Grofsindustrie, die gewaltige Vermehrung der Verkehrsmittel, die ohne Rücksicht auf die Entfernung die Erzeugnisse aller Zonen der Kultur dienstbar machen, begründen den Welthandel. Beide führen zu einer völligen Umgestaltung des individuellen, des privaten und des öffentlichen Lebens. Eine zunächst rein äufserliche Folge ist eine sich immer steigernde Arbeitsteilung. Zugleich veranlafst die Massennachfrage, verbunden mit der Erleichterung der Ortsveränderung, das Zusammenströmen der Arbeitskräfte an den grofsen Mittelpunkten der Industrie und des Handels. Freizügigkeit und Auswanderung sind der Ausdruck eines notwendigen Bedürfnisses. Dadurch werden die festgefügten Verbände der alten Zeit, welche die Stände, Geschlechter und Familien gegeneinander abschlossen, erschüttert und allmählich zerstört. Die Städte verlieren ihre Individualität und werden zum Sammelpunkt einer stetig wechselnden Bevölkerung. Die Familie erscheint nicht mehr an die Scholle gebunden, und die verwandtschaftlichen Verbindungen gehen immer häufiger über die von alters her gewohnten Grenzen des Standes und der Ortsangehörigkeit hinaus. So entsteht eine früher nicht dagewesene Beweglichkeit und Regsamkeit: die Standesvorurteile schleifen sich ab, der Blick wird weiter und freier und die geistige Ausbildung auch der Einzelnen wird in hohem Grade begünstigt. Freilich entstehen auch als Begleiterscheinungen dieses Aufschwunges geistige Mifsbildungen, die der früheren Zeit unbekannt waren. Aber die Weltgeschichte weifs in dem unerbittlichen Gange ihrer Entwickelung nichts von einer Abschätzung zwischen gut und böse: der unbefangene Beurteiler mufs in dem Auf- und Niederwogen der Ereignisse nur die Erscheinungsformen einer unabwendbaren

Notwendigkeit erblicken: Zeiten einer frisch aufblühenden Kultur und Zeiten des tiefsten Verfalles sind für ihn gleich, er hat sie nur in der Folgerichtigkeit ihrer Gestaltung zu begreifen. Wohl aber mögen wir Kinder einer gewaltig aufstrebenden Zeit uns der Segnungen erfreuen, mit denen eine Entwickelung, die ihres Gleichen nicht hat in der Weltgeschichte, uns freigebig überschüttet. Am auffallendsten tritt der Vorteil gegen frühere Zeiten zu Tage in der Änderung der allgemeinen Lebensführung und Lebenshaltung. Wir finden im modernen Kulturleben eine Verbesserung des Daseins und eine Erleichterung in der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, wie nie früher zuvor. Wer dieser Seite der Kulturentwickelung seine Aufmerksamkeit zuwendet, wird noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen schroffen Unterschied bemerken zwischen der kleinen Klasse der Besitzenden und der grofsen Masse des Volkes. Die Genufssucht grofser Herren ist zu allen Zeiten ins Ungemessene gegangen. Zwischen den Schlemmereien eines Apicius, der zur Befriedigung seines Gaumens die Erzeugnisse der ganzen damals bekannten Welt auf einer Tafel vereinigte, und den Orgien unter der französischen Regentschaft dürfte kaum ein Unterschied zu entdecken sein. Anderseits hat die grofse Masse Besitzloser und Unterdrückter im römischen Kaiserreich ihr Leben ungefähr in derselben Niedrigkeit und Entblöfsung verbracht, wie die armen deutschen Bauern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Das ändert sich mit dem Beginne der neuen Zeit. Während gerade die Höchststehenden mit wenigen Ausnahmen sich einer gegenüber der Möglichkeit des Genusses auffallenden Einfachheit befleifsigen, verbreitet sich eine verbesserte Lebensführung in immer tiefere Schichten des Volkes. Die Erzeugnisse fremder Zonen, die früher nur auf dem Tische des Reichen zu finden waren, sind heute Lebensbedürfnisse auch des Ärmsten geworden. Sie stehen ihm, dank den vorzüglichen Verkehrsmitteln, auch zu Gebote, wenn Mifswachs die heimischen Gefilde betrifft: die Teuerungen früherer Zeit, mit ihrem Gefolge von Krankheiten, denen Tausende zum Opfer fielen, sind heute wenigstens im Bereich der Kulturländer auf ein bescheidenes Mafs herabgedrückt. Auch dem Ärmsten kommen die öffentlichen Veranstaltungen zu gute, mit denen die hochentwickelte Technik unserer Tage uns beschenkt hat. Er trinkt das klare Wasser unserer Leitungen, er freut sich der strahlenden Beleuchtung und der Reinlichkeit unserer Strafsen,

die öffentliche Gesundheitspflege, die Versicherung und der Schutz gegen Unfälle aller Art sind auch für ihn getroffen. Eine weitverzweigte Armenpflege schützt ihn wenigstens vor der äufsersten Not, und immer mehr wird auch ihm die Wohlthat einer gesunden, menschenwürdigen Wohnstätte zu teil. Sogar die Behandlung der aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestofsenen ist eine andere geworden. Eine frühere Zeit hatte für den sündigen Verbrecher nur die Strafe, und den armseligen, der Vernunft beraubten Menschen hielt sie für von Gott gezeichnet. Solche Menschen waren ihr, um den bedeutsamen englischen Ausdruck zu gebrauchen, out-laws, sie standen aufserhalb des gemeinen Rechts. Eine tiefere Einsicht in die menschliche Natur hat auch hier, dank der neueren wissenschaftlichen Psychologie, Wandel und Milderung geschaffen. Wir sehen in dem Verbrechen und im Irrsinn ein pathologisches Symptom, eine Abweichung von der Norm und wahren auch in der Behandlung solcher Unglücklichen die Würde der Menschheit.[6])

Eine nicht minder folgenschwere Änderung ist auf geistigem Gebiete eingetreten. Das Mafs der Durchschnittsbildung ist, seit wir geschichtlich denken können, bis in die neuere Zeit äufserst gering gewesen. Der Stand der Kenntnisse, zu dem die athenische Jugend emporzusteigen vermochte, kann nicht als Gegenbeweis angeführt werden, da im antiken Staat der kleinen Zahl von Vollbürgern eine mehr als vierfach überlegene Masse Rechtloser gegenüberstand[7]) und überdies das ganze weibliche Geschlecht, soweit es nicht über die Grenzen der Zucht und Sitte hinaustrat, von jeder höheren Bildung ausgeschlossen war. Das Altertum besafs für die Idee der allgemeinen Volksbildung weder das nötige Verständnis noch die Mittel zu ihrer Verwirklichung. Das ist auch noch im achtzehnten Jahrhundert der Fall. Im ersten Abschnitt ist darauf hingewiesen worden, wie der hohe, geistige Flug unserer Dichter und Denker nur in einer kleinen Gemeinde Verständnis fand und keine Fühlung hatte mit der Masse der Kleinbürger und Bauern. Erst die industrielle Entwickelung unseres Jahrhunderts schuf die Vorbedingungen für eine Verallgemeinerung der Bildung. Die gesteigerten Bedürfnisse des Handels und der Industrie bedingen eine ungeheure Nachfrage nach Arbeitskräften: diese zieht die träge Masse in den Kreis einer rastlosen Thätigkeit, treibt sie in die verschiedensten Arten der Berufsarbeit hinein und fördert so in hohem Grade die Intelligenz des Einzelnen. Aufser der besonderen

Berufsthätigkeit steht der moderne Mensch unter einem geistigen Einflufs, der, auch ohne sein Bewufstein und seinen Willen, eine erziehende Wirkung auf ihn ausübt. Das ist die Folge der gewaltigen Ausbreitung der Presse und des Buchhandels. Das gedruckte Wort fliegt heute in Zeitungen und Büchern bis in das abgelegenste Bauernhaus und bis in die ärmste Arbeiterwohnung. Das hat eine unendliche Vermehrung der Kenntnisse und Begriffe, eine grofse Erweiterung des Gesichtskreises hervorgerufen. Jedes Zeitungsblatt, das wir lesen, bietet uns eine Fülle geistiger Anregungen. Und die gesteigerten Kräfte der Einzelnen fliefsen zu einem geistigen Organismus zusammen, der sich mit gleicher Stärke und Eigenart in den Regungen des öffentlichen Lebens offenbart. Es entsteht eine öffentliche Meinung, die, im einzelnen oft launenhaft und unverständlich, sich im ganzen als eine geistige Macht erster Gröfse erwiesen hat: sie läfst ihre Macht den Höchsten wie den Geringsten fühlen uud zieht den Verbrecher, der es verstand, dem Gesetze zu entgehen, vor ihren unerbittlichen Richterstuhl. Es entwickelt sich eine gesteigerte Teilnahme des Volkes für das politische Leben, jenes Verständnis für gemeinsame Ziele, das wir Gemeinsinn nennen und damit die Grundlage für jenes tiefe und starke, jedem fremden Einflufs abholde Gefühl, das wir heute mit dem Begriff Nationalität verbinden.

Freilich stehen dieser Fülle erfreulicher Erscheinungen auch tiefe Schattenseiten gegenüber. Die Geschwindigkeit, mit der uns das Dampfrofs in entfernte Länder führt, mit der der Telegraph unsere Gedanken um den Erdball sendet, hat sich auf unser gesamtes Denken und Empfinden übertragen. Wir denken schneller und leben schneller als unsere Vorfahren aus der guten alten Zeit. Bei der Schwere der Berufsarbeit — es wird heute anhaltender und energischer gearbeitet als je zuvor — fehlt uns die Zeit, die Fülle der Erscheinungen zu fassen: die geistige Vertiefung, das liebevolle Eingehen auf die geistigen Züge einer Individualität wird uns immer schwerer gemacht. Seltener wie früher gelangt der Gebildete zu dem, was unsere Alten die Ausbildung einer harmonischen Persönlichkeit nannten. Schlimmer sind die Wirkungen der modernen Entwickelung in den tieferen Schichten der Gesellschaft. Presse und Buchhandel bringen Segen, aber auch Verderben. Heute dringt jeder Einfall eines verrückten Hirns, jede Schlechtigkeit und Verleumdung mit Leichtigkeit trotz Zensur und Polizei in weite

Kreise. Die Sorglosigkeit, mit der so manche Volksbeglücker unbewiesene wissenschaftliche Hypothesen und fragwürdige Systeme in die Welt senden, ist ebenso grofs wie die Unfähigkeit der Masse, das ihr Gebotene auf sein richtiges Mafs zurückzuführen. So wächst eine Schein- und Halbbildung empor, die leichtfertig über die verschiedensten Wissensgebiete schwätzt und mit dreistem Urteil an die schwierigsten Fragen herantritt. Damit steht im Zusammenhang eine Erhitzung der Phantasie, die über die Schranken der Wirklichkeit hinweghüpft und sich in ungemessene Zukunftsträume verliert. Wahnsinn und Verbrechen stehen in ihrem Gefolge. Die verallgemeinerte Bildung, verbunden mit der Besserung der Lebensführung, befördern die Demokratisierung der Gesellschaft und das Vorherrschen eines praktischen Materialismus in Leben und Gesinnung. Sozialdemokratie und Anarchismus sind, wenigstens in ihrer Verbreitung und Hartnäckigkeit, Erscheinungen des modernen Lebens.

Hier ist der Ort, Anfang und Ende des verflossenen Jahrhunderts vergleichend gegenüber zu stellen. 1790 und 1890, welch ein gewaltiger Gegensatz! Es ist im ersten Abschnitt dargelegt worden, wie die Gebundenheit des privaten und öffentlichen Lebens, die die Überzahl der denkenden Menschheit von der Teilnahme am Staatsleben ausschlofs, eine völlige Entfremdung von der Wirklichkeit herbeiführte. Die überschüssige Kraft suchte eine Ableitung und fand sie in der Versenkung in eine vergangene Welt. Und heute? Die Errungenschaften des verflossenen Jahrhunderts sind zunächst rein materiell. Die Steigerung der Gütererzeugung, die Vervollkommnung des Verkehrs haben an und für sich mit der Welt des Gedankens nichts zu thun. Aber sie haben eine völlige Umgestaltung der Gesellschaft herbeigeführt, äufserlich und innerlich. Aus ihnen erwächst eine andere Art der geistigen Arbeit, ein anderes Denken, eine andere Gesinnung, eine neue Auffassung der individuellen und öffentlichen Pflichten, kurz eine Summe geistiger Kräfte, die dem Altertum wie dem achtzehnten Jahrhundert völlig fremd waren. Und diese lasten auf uns mit eiserner Notwendigkeit: sie zwingen uns zur Teilnahme an den Aufgaben der Gegenwart, denn an ihnen hängt Wohl und Wehe der Kulturmenschheit. Jene Thatlosigkeit des Humanitätszeitalters, jene Scheu vor dem Erfassen der Wirklichkeit erscheint in unserer ernsten Zeit als Verrat an den heiligsten Interessen des Vaterlandes. Wie steht dem das

Gymnasium gegenüber? Der alte Spruch, den schon der Quintaner lernt, besagt: non scholae, sed vitae discimus. Klingt das heute nicht wie Ironie? Neun lange Jahre, die Zeit der kräftigsten geistigen Entwickelung verbringt der junge Mensch vorwiegend mit dem Studium einer fernen Vergangenheit, die weder mit dem geistigen Leben noch mit den Bedürfnissen der Gegenwart in unmittelbarem Zusammenhang steht. Die Freunde des Gymnasiums verweisen auf das Vorhandensein der Realschulen und der technischen Vorbereitungsanstalten. Aber das Gymnasium besitzt doch gerade das Monopol auf die Erziehung der Jugend, die später zu den führenden Stellen in Staat und Gesellschaft berufen ist. Die nötigen Kenntnisse lassen sich auf der Universität und im späteren Leben nachholen, wenngleich auch das zu bedenklichen Mifsständen führt. Aber die Einsicht in das verwickelte Getriebe der modernen Kultur, der weite, freie Blick, der die Lebenserscheinungen in ihrem Kernpunkt erfafst, kurz die Stimmung auf das thatkräftige Eingreifen in die Wirklichkeit des Lebens — wird sich da der junge Mann, der Jahre lang an den Gestaden von Hellas verweilt hat, hineinfinden wie in einen neuen Rock? Wer bildet in den jungen Theologen, Juristen und Medizinern die Eigenschaften aus, deren sie in der harten Arbeit der Gegenwart bedürfen? Liegt hier nicht der Schule die Pflicht ob, propädeutisch den Aufgaben des Lebens vorzuarbeiten? Selbst die aufrichtigen Verehrer des klassischen Altertums werden sich der Thatsache nicht verschliefsen können, dafs die Entwickelung unseres Jahrhunderts das humanistische Gymnasium in eine schlimme Lage versetzt hat. Nur Naturen von der Harmlosigkeit des Direktors Jäger können das leugnen. Einsichtige Verteidiger geben das auch ohne weiteres zu, führen dafür aber Gründe in das Feld, welche, wenn unanfechtbar, die Stellung des Gymnasiums, selbst den dringendsten Bedürfnissen der Gegenwart gegenüber, unangreifbar machen würden. Es sind dieselben, die Wolf in seiner Darstellung der Altertumswissenschaft in ein geschlossenes System gebracht hat. Mit dem Studium der griechischen Kulturwelt, so behauptet man, ist für uns die Aufrechterhaltung aller jener Ideale verknüpft, welche in jenem wunderbaren Volk ihren endgiltigen, ewigen Ausdruck gefunden haben. Ein Aufgeben des Griechischen würde unausbleiblich zu einem Niedergang aller Kultur und zur endgiltigen Verrohung führen. Andererseits ist das Studium der lateinischen Sprache das vorzüg-

lichste Mittel zur Stärkung der Denkkraft und daher der beste Weg zur Ausbildung im wissenschaftlichen Denken. Sind diese Sätze thatsächlich über jeden Zweifel erhaben, so müfste jede Erörterung über die Umgestaltung des humanistischen Gymnasiums von vornherein abgewiesen werden. Eine einsichtige Unterrichtsverwaltung müfste jedem Versuch, die Stellung des klassischen Unterrichts zu beeinträchtigen, entgegentreten. Denn bei Gestaltung eines jeden Unterrichtsplanes für eine höhere Schule wird die Rücksicht auf die Forderungen des Lebens nicht in das Gewicht fallen dürfen, wenn dadurch die Idealität des geistigen Lebens und die Schulung im wissenschaftlichen Denken gefährdet werden. Es müssen deshalb die erwähnten Behauptungen an dem Wissen und den ethischen Begriffen der Gegenwart, an dem, was man die philosophische Weltanschauung der modernen Menschheit nennen kann, geprüft werden.

Hand in Hand mit der Vervollkommnung der technischen Kenntnisse geht eine gewaltige Ausdehnung und Vertiefung des theoretischen Wissens. Die Anhäufung eines ungeheuren Wissensstoffes auf allen Gebieten menschlicher Erkenntnis ist für die erste Hälfte unseres Jahrhunderts geradezu charakteristisch. Das Streben nach Erhöhung unseres Wissens richtet sich zunächst auf die Erforschung des Erdballs. Es beginnt eine neue Ära der Entdeckungsreisen. Der Zweck der Reisen in früheren Zeiten war durchaus selbstsüchtig: Handelsinteressen und die Gier nach Gold trieben die Menschen über das Meer. Was an wissenschaftlichem Stoff gewonnen wird, ist ganz nebensächliche Ausbeute. Cook und Forster[8]) sind die ersten, die neben den besonderen, ihnen zu teil gewordenen Aufträgen mit Bewufstsein wissenschaftliche Zwecke förderten. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts tritt dieser Beweggrund immer mehr in den Vordergrund. Die aufsereuropäischen Erdteile werden immer gründlicher von hochgesinnten und unerschrockenen Männern erforscht. Die Polarexpeditionen sind in ihrer neueren Periode, seit die praktische Wertlosigkeit der nördlichen Verkehrswege erkannt war, ein glänzendes Zeugnis dafür, was rein wissenschaftlicher Geist, verbunden mit selbstloser Hingabe an ideale Ziele, zu leisten vermag. Man kann heute sagen, dafs kein Land der Erde uns gänzlich unbekannt, dafs keine der vielen Völkerschaften nach der Eigentümlichkeit ihrer Art und Sitte uns völlig fremd ist. Die Zeugen einer längst vergangenen Zeit treten

aus den Trümmern der Paläste und dem Schutte der Grabstätten immer reicher ans Licht, Paläontologie und Sprachwissenschaft führen uns in Zeiten der menschlichen Kultur, von denen kein Denkmal spricht, die Geologie schätzt nach der Lagerung der Erdschichten die verflossenen Jahrmillionen und stellt Hypothesen auf über die Entstehung unserer Wohnstätte. Der Geist des Menschen dringt über unsere irdische Heimat hinaus in ungemessene Himmelsräume: die Photographie lehrt uns, das Fernrohr übertreffend, die Wunder bis dahin nie gesehener Welten und aus den Farben des Spektrums erkennt der Gelehrte die stoffliche Zusammensetzung ferner Gestirne. So erweitert sich der geistige Gesichtskreis bis an die Grenzen der Möglichkeit, das menschliche Wissen wird universell. Diese gewaltige Ausdehnung unserer Kenntnisse nach Breite und Tiefe hat eine bemerkenswerte Verschiebung der geistigen Interessen herbeigeführt. Es ist im ersten Abschnitt erörtert worden, wie im achtzehnten Jahrhundert das Studium des Altertums durch die Heiligkeit der Überlieferung und durch die Ausbildung der Methode eine geistige Macht darstellte, der gegenüber die schüchternen Anfänge modernen Wissens in der Zusammenhanglosigkeit ihrer Ergebnisse und der Ungleichheit der Forschung gar nicht aufkommen konnten. Man kann mit vollem Recht behaupten, daſs etwa um 1790 jeder, der auf höhere Bildung Anspruch hatte, im geistigen Bannkreis des Altertums stand. Heute ist der gröſsere Teil der Gebildeten dem antiken Denken und Fühlen entfremdet. Kaum haben sie die Schule verlassen, so wandelt sie das Leben mit der Fülle seiner geistigen Interessen, mit dem Ernst seiner wissenschaftlichen Aufgaben in moderne Menschen um. Selbst die Jünger der philologischen Wissenschaft sind nicht mehr dieselben wie früher. Auch sie zahlen dem neuen, fremden Geist, der neben den alten Idealen emporwuchs, ihren Zoll. Es giebt heute hervorragende philologische Gelehrte, aber es giebt keine alten Philologen mehr, Männer wie Wolf und Thiersch, die in ihrer groſsartigen Einseitigkeit, in ihrem ganzen Denken und Empfinden nichts anders waren und nichts anders sein wollten als echte, alte Heiden.[9]) Das ist eine Folge der veränderten Geistesrichtung. Denn heute ist uns das Altertum nicht mehr der Brennpunkt der geistigen Interessen wie den Humanisten des achtzehnten Jahrhunderts, sondern nur ein Ausschnitt aus der gewaltigen Summe unserer Kenntnisse, dem viele

andere Wissensgebiete gleichberechtigt, aber mit gröfserer Energie geistigen Wirkens gegenüber stehen.

Es kommt hinzu, dafs die Auffassung der antiken Welt selbst eine wesentliche Veränderung erfahren hat. Die Idealisierung des Griechentums im achtzehnten Jahrhundert beruht vorzugsweise auf der Thatsache, dafs der Zusammenhang der griechischen Welt mit den vorangegangenen Kulturstufen dem beurteilenden Blick der Gelehrten verschlossen war. So mufste ihnen die Blüte des griechischen Geistes als das wunderbare Ergebnis vieler, später nie wieder zusammentreffender günstiger Verhältnisse erscheinen. Die Unkenntnis der Vorstufen der griechischen Entwickelung liefs die Vorzüge des reich begabten Volkes im hellsten Lichte strahlen. Das ändert sich mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts. 1807 schrieb Wolf seine Darstellung der Altertumswissenschaft. In ihr ist das volle Empfinden des Humanitätszeitalters zusammengefafst. Zu derselben Zeit begann die wissenschaftliche Eroberung Indiens und Irans. Durch sie wurde es ermöglicht, dafs Franz Bopp 1816 sein grundlegendes Werk über das Konjugationssystem veröffentlichen konnte, durch das ein neuer Wissenszweig, die vergleichende Sprachwissenschaft, begründet wurde. Bopps Lebenswerk, die vergleichende Grammatik, brachte den stolzen Bau zum vorläufigen Abschlufs. 1819 schuf Jacob Grimm, unabhängig von Bopps indologischen Studien, die er freilich später verwertete, seine deutsche Grammatik und begründete so die germanische Philologie. Dasselbe that Diez durch Veröffentlichung seiner Grammatik (1836—42) für das weite Gebiet der romanischen Sprachen. Es genügt hier, auf die bahnbrechenden Erscheinungen hinzuweisen. Ihre Wirkung auf das wissenschaftliche Denken und die historische Auffassung der menschlichen Entwickelung ist ungeheuer gewesen. Die Autonomie der klassischen Philologie hört auf. Das italo-griechische Word wird, nach einem treffenden Ausdruck Legnanas[10]), eine einfache Phrase der indogermanischen Grundform und die genetische Einheit des gesamten arischen Kulturlebens drängt sich dem Bewufstsein zwingend auf. Seitdem sieht die wissenschaftliche Auffassung in sämtlichen indogermanischen Sprachen Sprossen desselben Mutterstammes und weist, unterstützt durch eine tiefere Erfassung der sprachlichen Erscheinungen, die Meinung von der absoluten Vollkommenheit der klassischen Sprachen als unberechtigt zurück. Ähnliches gilt von allen anderen Gestaltungen des griechischen Geistes-

lebens. Wir wissen jetzt, dafs die griechische Mythologie in ihren Grundlagen auf arische Gesamtvorstellungen zurückzuführen ist und dafs die gräko-italischen Rechtsbegriffe mit denen der altarischen Heimat in geschichtlichem Zusammenhange stehen.[11]) Wir begleiten die Gräko-italiker auf ihrer Wanderung nach dem Westen, wir verfolgen, wie Cypern ein geistiges Bindeglied zwischen Asien und den Ostgriechen wird, wie von Ägypten und später von Westen her Kultureinflüsse nach Hellas strömen.[12]) So thut sich uns die innere geistige Werkstatt auf, in der jene Blüte des griechischen Lebens emporwuchs. Winkelmanns Geschichte der Kunst des Altertums ist ein von den Überresten der Kunst abgezogener Kanon des Schönen, keine wirkliche Kunstgeschichte. Heute wissen wir, dafs die alte pelasgische Kunst unter asiatischem Einflufs stand, und dafs später der Dorismus durch die Verbindung altetrurischer Grundformen mit ägyptischen Motiven die frühere Richtung überwand und so die Entwickelung jener Kunstepoche anbahnte, die in den Meisterwerken des Pheidias ihren Höhepunkt erreichte.[13]) Das Griechenvolk hat die ihm zugeströmten Formen und Motive selbständig und eigenartig ausgebildet, aber diese Originalität erscheint uns nicht mehr als unbedingt, sondern als das Endglied einer Kette früherer Kunstformen. Die Kenntnis der historischen Entwickelung gestattet uns, die eigene Geistesarbeit des Volkes an den überkommenen Urformen zu messen. Die gotische Kirche, die die Sehnsucht nach dem Unendlichen in machtvoll gen Himmel strebenden Pfeilern versinnlicht, ist nicht mehr und nicht weniger original, als der griechische Tempel, dessen Grundformen die Dorier nach Hellas brachten. So hat die Kenntnis der vorgriechischen Welt die griechische Kultur unserem Verständnis näher gerückt, unser Urteil aber stürzt sie aus der unerreichbaren Höhe, in der die Humanisten sie erblickten, herab, und ordnet sie als ein zwar bedeutendes, aber gegenüber dem Ganzen doch zurücktretendes Glied in die allgemeine Menschheitsgeschichte ein.

Zugleich wächst Art und Gehalt des Wissens über die bisherigen Schranken hinaus und wandelt zum grofsen Teil die aus früherer Zeit überlieferten Kenntnisse aus lebensvollen, das geistige Leben der Gegenwart beherrschenden Kräften zu erstarrtem, lediglich historischem Besitz. Wenn die erste Hälfte unseres Jahrhunderts sich auszeichnet durch die Anhäufung eines gewaltigen Wissensstoffes, so hat die zweite in seiner geistigen Verarbeitung und Beherrschung

Ungeheures geleistet. Erst die Gegenwart ist zur endgiltigen Ausbildung und Anwendung einer exakten, wissenschaftlichen Methode gelangt. Ihre äufseren Mittel sind die Verknüpfung und die Vergleichung der gleichen und der ähnlichen Wissensbestandteile im weitesten Umfange; ihr innerer mit Bewufstsein angewandter Grundsatz besteht in der historisch-genetischen Auffassungsweise oder, was dasselbe ist, in der Erkenntnis des Gesetzes der Entwickelung. Auch hier stehen die Naturwissenschaften im Mittelpunkt der Bewegung: sie gelangen zuerst zu einer klaren, wissenschaftlichen Erkenntnis und nötigen dann ihren Begriff wissenschaftlicher Arbeit den übrigen Wissensgebieten auf. Die Naturwissenschaften traten in unser Jahrhundert als eine Reihe nur lose zusammenhängender Wissensgebiete ein. Aber sie hatten vor den übrigen Wissensgebieten den Vorteil, schon seit mehr als 150 Jahren nach einer festen wissenschaftlichen Methode zu arbeiten. Die vier Regeln, die Descartes seiner Abhandlung über die Methode vorausschickt[14]), wie die vier Vorschriften, die Newton für die Anwendung der allgemeinen mathematischen Theorie giebt[15]), sind noch heute in voller Geltung. Der genauen Befolgung dieser Regeln verdankt die Naturwissenschaft ihre gröfsten Entdeckungen, während sie jedesmal, wenn sie, wie zu Zeiten Fichtes und Schellings, die Methode exakten Denkens mit naturphilosophischen Spekulationen vermengte, auf Abwege geriet. Nicht umsonst hatte Newton der Physik zugerufen: Hüte dich vor der Metaphysik! Die Auffindung allgemeiner, weite Gebiete des natürlichen Geschehens umfassender Gesetze führte in immer höherem Grade zur Verknüpfung bis dahin vereinzelter Naturerscheinungen. Newtons Theorie der allgemeinen Schwere, welche die gesetzmäfsige Bewegung im Raume dem menschlichen Geiste offenbarte, wurde die Grundlage zu jener geistreichen Erklärung der Entstehung des Weltsystems, die man gewöhnlich als Kant-Laplacesche Hypothese[16]) bezeichnet. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, der wissenschaftlichen Arbeit bis ins einzelne nachzugehen, nur jener Entdeckung mufs gedacht werden, die, mehr wie jede andere, der neueren Naturauffassung ihr Gepräge aufgedrückt hat. Es ist die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft.[17]) Auf ihm ruht die neuere Physik, die demgemäfs als Grundlage jeder Naturerkenntnis die beiden Sätze aufstellt: 1) das Arbeitsvermögen (die Energie) der Welt ist konstant; Arbeitsvermögen läfst sich weder schaffen noch vernichten.

2) das Quantum des Stoffes der Welt ist konstant; Stoff läfst sich weder schaffen noch vernichten. Durch die Entdeckung dieses Gesetzes ist die Einheit des Naturerkennens wesentlich gefördert worden. Das Streben nach bewufster Kausalität ist tief in der menschlichen Natur begründet. Daher sind die Versuche, eine einheitliche Ursache für die Erscheinungen der Natur aufzufinden, uralt. Sie finden sich schon in den Phantasien der griechischen Naturphilosophen und sind seitdem in der Geschichte des Wissens immer wieder aufgetaucht. Die französischen Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts versuchten die Frage auf deduktiv-philosophischem Wege zu lösen. Aber erst der neueren Naturwissenschaft ist es gelungen, an die Stelle der früheren Spekulationen wissenschaftliche Thatsachen zu setzen und als endliches (ideales) Ziel der theoretischen Naturwissenschaften die Auffindung der letzten unveränderlichen Ursachen der Vorgänge in der Natur aufzustellen. Klar und genau bestimmt Helmholtz die Aufgabe der physikalischen Naturwissenschaften dahin, die Naturerscheinungen zurückzuführen auf unveränderliche, anziehende und abstofsende Kräfte, deren Intensität von der Entfernung abhängt. Die Lösbarkeit dieser Aufgabe ist zugleich die Bedingung der vollständigen Begreifbarkeit der Natur. [18])

Hand in Hand mit der Zurückführung der Naturgesetze auf einheitlich wirkende Kräfte geht die Erkenntnis des Gesetzes der Entwickelung. Dort geht das wissenschaftliche Streben auf die Feststellung des Thatsächlichen, hier fafst der Menschengeist die Erscheinungsformen unter historischem Gesichtspunkt und sucht ihr Werden, ihren naturgemäfsen Übergang in einander zu verstehen. Handelt es sich dort um die Erkenntnis unveränderlicher Kräfte, deren ewige, bedingungslose Wirksamkeit in der Welt der Erscheinungen das Ziel des wissenschaftlichen Nachweises ist, so versucht man hier, die thatsächlichen Gestaltungsformen in ihrer Aufeinanderfolge als genetische Einheit zu begreifen. Die Erkenntnis des Entwickelunggesetzes ist die Frucht einer mit Bewufstsein angewendeten vergleichenden Methode. Werden verwandte Erscheinungen in ihrem örtlichen Nebeneinandersein und in ihrer zeitlichen Folge unter den Gesichtspunkt der Vergleichung gestellt, so drängt sich die Aufgabe, nach ihrem ursächlichen Zusammenhange zu forschen, mit Notwendigkeit auf. Vergleichende naturwissenschaftliche Untersuchungen sind sehr alt. Demokrit soll sich nach dem Zeugnis

des Plutarch und des Chalcidius mit vergleichender Anatomie beschäftigt haben. In den naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles findet sich ein reiches darauf bezügliches Material zusammengetragen. Die Blüte der vergleichenden Anatomie fällt in den Ausgang des achtzehnten und in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Der Schlufs auf ein in der Verschiedenheit der Formen sich offenbarendes Entwickelungsgesetz wurde jedoch erst verhältnismäfsig spät gezogen, wenn auch vereinzelte darauf hindeutende Andeutungen sich schon bei den Forschern des Altertums finden. Auch gewinnt die Theorie ihre erste feste Gestalt nicht auf dem Gebiete der Anatomie, sondern durch botanische Untersuchungen. Die ersten Anfänge der neuen Erkenntnis finden sich wahrscheinlich bei Dr. Erasmus Darwin, der in seiner Zoonomia 1794 zuerst den Gedanken der Abstammungslehre entwickelt hat. Goethe und Étienne Geoffroy St-Hilaire kamen zu gleicher Zeit zu derselben Überzeugung. Die Entwickelungslehre ist seitdem durch eine Anzahl tüchtiger Forscher, wie Patrick Matthew (1831), Leopold von Buch (1836), R. Owen (1849), Herbert Spencer (1852), Naudin (1852), Lecoq (1854), C. E. von Baer (1859) und endlich Ch. Darwin, weiter ausgebildet worden. — Es ist eine im geistigen Leben der Menschheit regelmäfsig wiederkehrende Erscheinung, dafs grofse, bahnbrechende Gedanken bei ihrem Auftreten den heftigsten Widerstand erfahren. Die grofse Menge empfindet neue Ideen als etwas Unbequemes, ihrem gewohnten Gedankenkreise Widersprechendes und setzt ihnen im besten Falle Gleichgiltigkeit, sehr oft aber einen sich bis zum Hafs steigernden Widerwillen entgegen. Die neue Richtung der Naturwissenschaft hat das in vollem Mafse erfahren. Der Name Darwinismus hat sich in weiten Kreisen zu einem Schlagwort gewandelt, unter dem man alle niedrigsten Instinkte einer irre geleiteten Wissenschaft, alle Sittlichkeit, Religion und Staat gefährdenden Bestrebungen zusammenfafst. Derselbe Gedanke klingt wieder in der weitverbreiteten Auffassung der Gymnasialpädagogik, die in der Pflege des klassischen Unterrichts die einzige Schutzwehr gegen die zum Materialismus führenden Naturwissenschaften erblickt. Solche Meinungen beruhen auf einer völligen Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse. Wie man Darwin ganz allgemein Behauptungen unterlegt, an die der berühmte Forscher nie gedacht hat, so vergifst man andererseits, dafs eine etwaige Verwerfung der

Darwinschen Theorie, so sehr sie auf den Gedanken der Entwickelung gegründet ist, doch nicht das Gesetz der Entwickelung selbst berührt. Es giebt Gelehrte, die von der genetischen Auffassung aller Daseinsformen tief durchdrungen sind, ohne deshalb die Darwinsche Selektionslehre sich anzueignen. Eine scharfe Auseinanderhaltung von Entwickelungslehre und Darwinismus würde die Auffassung Fernerstehender bedeutend klären. Der Gedanke einer allgemeinen Entwickelung der Naturerscheinungen ist in der neueren Naturwissenschaft allgemein anerkannt. Er erkennt in der ganzen Natur einen stetigen und ewigen Entwickelungsprozefs. Alle Naturerscheinungen ohne Ausnahme, von der Bewegung der Himmelskörper und dem Fall eines Steines bis zu den verwickelten Erscheinungen des physischen Lebens, sind einer absoluten Kausalität unterworfen und daher zurückführbar auf das Spiel der Atome. Die Abstammungslehre, wie sie Lamarck zuerst in seiner Philosophie zoologique (1801, erweitert 1809) aufgestellt hat, ist die weitere Ausführung und die Anwendung des allgemeinen Entwickelungsgesetzes auf die organisierten Wesen. Alle zusammengesetzten Organismus haben sich aus einfachen Organismen entwickelt. Pflanzen und Tiere als vielzellige Gebilde gehen auf einzellige Gebilde zurück, die sich ihrerseits aus noch einfacheren Formen (Moneren) entwickelt haben. Die Anpassung an äufsere Verhältnisse hat die allmähliche Umwandlung und Entwickelung der Arten herbeigeführt. Auch diese Hypothese ist in allen wesentlichen Punkten Gemeingut der neueren Naturwissenschaft und ein wertvolles Hülfsmittel der wissenschaftlichen Erkenntnis geworden. In den naturwissenschaftlichen Fächern — Zoologie und Botanik, Morphologie und Physiologie, Ontogenie und Paläontologie — erscheint fast keine bedeutende Arbeit mehr, die nicht tief von dem Gedanken der natürlichen Entwickelung durchdrungen wäre. Weniger siegreich ist die Lehre gewesen, die recht eigentlich an den Namen Darwins geknüpft ist. Sie erklärt die Entstehung der Arten durch die Zuchtwahl. Die glänzenden Ergebnisse, die Darwin in der Erzeugung künstlicher Varietäten erreicht hatte, führten den geistvollen Mann auf den Gedanken, einen ähnlichen Vorgang in dem natürlichen Geschehen anzunehmen. Die Entwickelung der Lebewesen beruht auf einem Kampf ums Dasein, der jede Absicht, jeden vorgedachten Zweck ausschliefst. Die Umgestaltung der organischen Formen ist an die beiden Gesetze der Vererbung und

der Anpassung gebunden. Diese Umformung beruht auf der Auswahl einer Minorität besonders kräftig ausgestatteter Organismen.

Die Darwinsche Lehre hat ebenso begeisterte Verteidiger, wie erbitterte Gegner gefunden. Die Maſslosigkeiten ihrer Anhänger haben ihr in den Augen richtig Denkender oft mehr geschadet, als alle Angriffe aus dem feindlichen Lager. Wenn der Darwinismus sich nicht dieselbe allgemeine Anerkennung hat erringen können, so liegt das wohl daran, daſs er in seiner Grundauffassung in Gegensatz trat zu einer allgemein menschlichen Anschauung. Es liegt tief in unserer Natur begründet, die natürlichen Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt einer zweckgemäſsen Vernunft zu betrachten. Die Annahme einer zwecklosen, dem bloſsen Zufall anheimgegebenen Entwickelung setzt uns zu einem tief empfundenen Bedürfnis unseres geistigen Empfindens in einen unauflösbaren Widerspruch. Wenn aber auch die Giltigkeit der Darwinschen Theorie vor der Hand als eine offene Frage betrachtet werden muſs, so ist doch die Thatsache anzuerkennen, daſs die Leistungen des geistvollen Mannes ungemein anregend auf das naturwissenschaftliche Denken gewirkt haben.

Mit der groſsartigen Umgestaltung des naturwissenschaftlichen Wissens und Denkens verbindet sich eine ganz ähnliche Entwickelung auf dem Gebiete der sogenannten Geisteswissenschaften. Auch hier sehen wir, wie dieselbe Vertiefung und Ausdehnung der Einzelfächer, dieselbe Strenge der wissenschaftlichen Forschung, dieselbe Erkenntnis grundlegender Gesetze aus der beschränkten Auffassung des vorigen Jahrhunderts sich herausbildet. Das hat zunächst seinen Grund in der Gleichheit der äuſseren Verhältnisse und der inneren geistigen Kräfte, die auf beiden Gebieten des Wissens notwendig zu derselben Entwickelung hindrängten, sodann aber darin, daſs die exakte Methode der Naturwissenschaften und die groſsartigen Ergebnisse ihrer Forschung mächtig auf das gesamte Geistesleben einwirkten und auf immer weitere Wissensgebiete ihre Methode und wissenschaftliche Auffassung übertrugen. Wir sehen in unserem Jahrhundert die Schranken fallen, die uralte Überlieferung zwischen Geistes- und zwischen Naturwissenschaften aufgerichtet hatte: beide treten in die innigste Verbindung und Wechselwirkung. Die Geisteswissenschaften waren im achtzehnten Jahrhundert beschränkt nach Inhalt und Umfang. Im Vordergrunde des Interesses stand durchaus das klassische Altertum. Es bestand

nur die Philologie, d. h. das Studium der klassischen Sprachen und Litteraturen; die Jurisprudenz hatte ihren Schwerpunkt im römischen Recht; die Geschichte bestand — von den Anfängen einer Geschichtsphilosophie abgesehen, in einer recht äufserlichen Darstellung der politischen Umgestaltungen; die Geographie war über ein zusammenhangsloses Gewirr von Zahlen und Daten kaum hinausgekommen. Das ändert sich mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts. Die allgemeine Ausbreitung des Wissens durch die Erschliefsung fremder Länder und Kulturen führt zu einer Vertiefung und Ausdehnung der überlieferten Wissenschaften nach Inhalt und Begriff. Das Sprachstudium dehnt sich auf die mannigfaltig gegliederten Sprachen Afrikas und Amerikas aus. Heute umfafst der Begriff Philologie die gesamten Sprachen des Erdballs und alle einzelnen Gebiete des sprachlichen Studiums finden ihre geistige Einheit in der allgemeinen Sprachwissenschaft. Die Geschichte beschränkt sich nicht mehr auf die eigentlichen Kulturvölker, sondern hat alle Völker, ohne Rücksicht auf ihren Anteil an der Kulturarbeit, in ihr Gebiet hineingezogen.[19]) Sie beschäftigt sich nicht mehr ausschliefslich mit der Erforschung der politischen Umwandlungen, sondern legt ein gleiches Gewicht auf sämtliche Äufserungen des kulturellen Lebens. Religion und Künste, Industrie und Handel, die Stellung der verschiedenen Klassen der Gesellschaft, die Veränderungen in Wohnung, Kleidung und Nahrung, das Wachsen und der Rückgang der Bevölkerung — alles wird Gegenstand der geschichtlichen Forschung.[20]) So tritt neben die politische Geschichtsbetrachtung die Kulturgeschichte: beide werden gleichberechtigte Glieder einer allgemeinen Geschichte der Zivilisation. Die Geographie, einst das Stiefkind der wissenschaftlichen Forschung, hat sich zu einer selbständigen, weitverzweigten Wissenschaft ausgebildet. Aus der Fülle des heranströmenden Stoffes ergab sich, in gleicher Weise wie bei den Naturwissenschaften, mit Notwendigkeit der Gesichtspunkt der Vergleichung. Doch ist es sehr wahrscheinlich, dafs die Blüte der vergleichenden Anatomie am Anfange unseres Jahrhunderts auf die Anwendung der vergleichenden Methode bei den Geisteswissenschaften bestimmend eingewirkt hat. Das Aufkommen der vergleichenden Sprachwissenschaft fällt in dieselbe Zeit. Seitdem sind weitere Wissenszweige entstanden, deren Schwerpunkt in der Anwendung einer vergleichenden Betrachtungsweise liegt. Wir besitzen eine vergleichende Mythologie und Religions-

geschichte, eine vergleichende Rechtswissenschaft, eine vergleichende Erdkunde. —

Ganz entsprechend der Ausbildung des Entwickelungsgedankens auf naturwissenschaftlichem Gebiete entsteht im Laufe unseres Jahrhunderts die genetische Betrachtungsweise alles historisch Gewordenen. Denn sie ist die Auffassung einer gegebenen Erkenntnisreihe unter dem Gesichtspunkt der Entwickelung. Diese Anschauung ist durchaus modern: sie ist dem Altertum und dem Mittelalter fremd und — mufste ihnen fremd sein. Denn sie konnte sich naturgemäfs erst ausbilden, als man zur Erkenntnis der Einheit des Menschengeschlechts gekommen war und in allen Erscheinungen des geistigen Lebens die Thatsache eines inneren Zusammenhanges und einer ewigen Veränderung aller menschlichen Verhältnisse würdigen gelernt hatte. Noch den Geschichtsforschern des achtzehnten Jahrhunderts, noch einem Manne wie Kant war die historisch-genetische Betrachtungsweise fremd. Das begründet einen tiefgreifenden Unterschied zwischen der alten und der neuen Zeit. Die pragmatische Geschichtschreibung — und hier stehen Altertum und achtzehntes Jahrhundert im wesentlichen auf demselben Standpunkte — verknüpft thatsächliche Erscheinungen durch einen logischen Prozefs, den der Historiker in die Ereignisse gewissermafsen hineinträgt. Die genetische Geschichtsforschung sucht nach den Ursachen, die der Welt der Erscheinungen zu Grunde liegen, sie erforscht die Bedingungen, aus deren Zusammenwirken sich ein Ereignis mit Notwendigkeit ergiebt. Sie erfafst den Charakter eines Volkes und des Individuums als das notwendige Ergebnis mannigfaltiger, natürlicher und psychischer Bedingungen. Dort wird das Sein, hier das Werden in das Auge gefafst. So geht die Geschichte in eine ihr übergeordnete Wissenschaft über, die Völkerpsychologie: verwendet jene die psychischen Phänomene zur Erklärung der historischen Erscheinungen, so sucht diese die allgemeinen psychologischen Gesetze, welche den psychischen Thatsachen zu Grunde liegen.

Die geistige Entwickelung, die sich an das Aufblühen der Naturwissenschaften knüpft, gelangt etwa gegen die Mitte unseres Jahrhunderts zu einem vorläufigen Stillstand. Der Gegensatz zu der idealistischen Betrachtungsweise war im Laufe der Zeit immer schärfer geworden. Es entbrennt ein Kampf, aus dem die naturwissenschaftliche Richtung zunächst siegreich hervorgeht. Dann

tritt eine rückläufige Bewegung ein. Die gewaltigen, naturwissenschaftlichen Entdeckungen und die exakte Methode der Forschung, die sich von naturwissenschaftlichem Gebiete allmählich auf die übrigen Wissenszweige verbreitete, schienen den alten Traum der denkenden Menschheit, die Welt als einen einheitlichen, durch immanente Gesetze geleiteten Kosmos zu erfassen, in greifbare Nähe gerückt zu haben. Es herrschte in weiten Kreisen eine naturwissenschaftliche Stimmung. Die gelehrte Welt lebte wie in einem Wissensrausch. Die Rätsel des Lebens schienen durch die exakte Forschung gelöst: das Wesen der Materie, der Ursprung des Lebens, die Geheimnisse der menschlichen Seele schienen erklärt: im ganzen Weltall erblickte man eine absolute Kausalität und alles, was sich der neuen Auffassung nicht fügte, wurde in das Reich der Fabel und des Irrtums verwiesen. Auf den seit Kant ziemlich unumschränkt herrschenden Idealismus folgt der wissenschaftliche Materialismus. Der Geist gab sich an die Materie auf. Die neue Richtung hat ihre geistige Wurzel in der Auflösung der Hegelschen Philosophie, ihre volle Ausbildung aber empfängt sie durch die Naturwissenschaften. Der Materialismus beginnt mit Feuerbach[21]) und erreicht seine höchste Blüte 1855 mit Büchners Sammelschrift: Kraft und Stoff. Dann tritt ein Rückschlag ein. Er entstand im Schofse der Naturwissenschaft selbst. Die hochfliegende Erregung der fünfziger Jahre, die aus Hypothesen zu weit gehende Schlüsse zog und die wirklichen Schwierigkeiten umging, macht einer nüchternen Betrachtungsweise Platz. Weder der Bathybios, noch der Proanthropos, noch der individualisierte Kristall Häckels als Übergang der anorganischen zur organischen Welt haben der neueren Forschung standgehalten. Der Traum, es würde der Chemie einst gelingen, ein künstliches Protoplasma mit dem Bildungstrieb des natürlichen herzustellen, ist heute ausgeträumt. Von nun an wendet sich die Wissenschaft der Aufgabe zu, die Grenzen des menschlichen Erkennens gegen die Gebiete des geistigen Lebens und Seins abzustecken, die ihrer Natur nach der Ergründung durch die exakte Forschung unzugänglich sind. Schon 1862 hatte von Sybel die Frage gestellt: Wie weit kann der Mensch, wie weit darf er wissen?[22]) Ziemlich zu derselben Zeit nennt Virchow in seiner berühmten Abhandlung: „Empirie und Transcendenz“[23]) die Existenz des Bewufstseins ein unerklärbares Rätsel. Typisch für die sich immer weiter verbreitende Überzeugung von der

Ohnmacht der Wissenschaft gegenüber den grofsen Fragen nach Gott, Welt und Seele ist Du Bois-Reymonds berühmter Vortrag: Über die Grenzen des Naturerkennens[24]), der mit dem offenen Bekenntnis schliefst: „Gegenüber dem Rätsel, was Materie und Kraft seien und wie sie zu denken vermögen, mufs er (der Naturforscher) ein für allemal zu dem viel schwerer abzugebenden Wahlspruch sich entschliefsen: Ignorabimus!" Acht Jahre später geht der grofse Forscher, „ayant depuis ce temps beaucoup plus lu, beaucoup plus médité et étant plus instruit", über das Bekenntnis seines ersten Vortrages hinaus und erklärt den Ursprung der Bewegung, das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und die Willensfreiheit gleichfalls für transzendent.[25])

Heute sind die Folgen des wissenschaftlichen Materialismus im grofsen und ganzen überwunden. Die Vertreter des absoluten Naturalismus wie Vogt und Häckel beherrschen nicht mehr das wissenschaftliche Leben. Die Arbeit der beiden letzten Jahrzehnte hat in dem grofsen Kampf zwischen Wissen und Glauben jede nur wünschenswerte Klarheit geschafft. Die Naturwissenschaft hat sich hinter die Grenzen des der exakten Forschung Erreichbaren zurückgezogen und überläfst den rein geistigen Mächten das ihnen gebührende Feld. Heute versucht man nicht mehr, wie Buckle, die naturwissenschaftliche Methode in der Geschichte zur allgemeinen Geltung zu bringen und aus der Statistik die Gesetzmäfsigkeit aller menschlichen Handlungen zu beweisen, sondern man erkennt an, dafs auf die geistige Entwickelung der Menschheit Mächte höherer Art einwirken — Kinder eines Reiches, das der Bestimmung durch Mafs und Zahl ewig verschlossen ist. Das innere Leben des Einzelwesens, wie das ganzer Völker und im letzten Grunde der Menschheit schafft aus sich heraus mächtige, seine ganze geistige Entwickelung regelnde Kräfte, Ideen ethischen, religiösen und ästhetischen Charakters, die sich der wissenschaftlichen Zergliederung entziehen, nichts desto weniger aber durch ihre gewaltige Einwirkung auf die Erscheinungen des Lebens ihre sehr greifbare Realität offenbaren. So scheint die geistige Arbeit der Menschheit zu einer Teilung zu führen: das menschliche Wissen ist beschränkt auf die scharf umgrenzte Masse der Naturerscheinungen, die durch die exakte Forschung erklärt werden können. Dem gegenüber werden alle jene geistigen Kräfte, die wenn auch nach ihren Wirkungen unzweifelhaft vorhanden, doch ihrer Natur nach

der wissenschaftlichen Behandlung unzugänglich, dem Gebiete des Glaubens zugewiesen. Damit wäre alle Philosophie, soweit sie Metaphysik ist, der wissenschaftlichen Betrachtungsweise entzogen. In der That stehen viele Naturforscher auf dem Standpunkt, alles was jenseits der Grenzen exakter Forschung liegt, von der wissenschaftlichen Erkenntnis unbedingt auszuschliefsen. Sie erkennen die sittlichen und religiösen Ideen in ihrer grofsen praktischen Bedeutung an, stellen aber zugleich an sie die Forderung, sich mit den Ergebnissen exakten Forschens, so gut oder so schlecht es geht, abzufinden.[26]) So wertvoll es nun freilich ist, scharfe Grenzen zu ziehen zwischen unserem Wissen und dem, was unserer Erkenntnis auf immer verschlossen ist, so kann doch die geistige Arbeit der Menschheit bei den gewonnenen Ergebnissen nicht stehen bleiben. Wer die Ideen in ihrer Bedeutung als gestaltende und leitende Normen unseres inneren Lebens anerkennt, darf sie nicht in das Gebiet des blofsen Glaubens verweisen, sondern mufs sie in irgend einer Weise zu den empirisch-logischen Erkenntnisformen in Beziehung setzen. Denn die einzelnen Wissenschaften liefern uns immer nur Einzelerkenntnisse: Endwerte stellen uns sich immer in der Form von Ideen dar. Das Bedürfnis nach Einheit des geistigen Bewufstseins liegt tief in der menschlichen Natur begründet, daher mufs unsere Erkenntnis danach streben, das durch die wissenschaftliche Forschung Erkannte mit den Bedürfnissen des Gemüts zu einem harmonischen Gesamtbilde zu vereinen. Das ist die eigentliche Aufgabe der Philosophie. Die Philosophie ist die Wissenschaft der Prinzipien. Daher erwächst jedem Zeitalter von neuem die Aufgabe, die Quellen und den Grund unserer Erkenntnis an dem jeweiligen Stande der Wissenschaft zu prüfen. So folgen Systeme auf Systeme. Man hat die Deutschen mit Vorliebe das philosophische Volk genannt. In der That hat sich unser Vaterland als ganz besonders fruchtbar in philosophischen Systembildungen erwiesen. Die Geschichte der Philosophie weist seit dem Beginn des Jahrhunderts gerade in Deutschland eine Reihe glänzender Namen auf. Von Jacobi, Fichte, Schelling, Hegel, Krause, Herbart, Baader und Schopenhauer sind wir durch die verschiedensten Richtungen schliefslich bei dem „Unbewufsten“ des Herrn von Hartmann angelangt. Seit Hartmann hören die Versuche, die Welt der Erscheinungen in der Form umfassender Systeme zu begreifen, auf. Die philosophische Spekulation verfällt einem Zer-

setzungsprozefs. Der Grund davon ist in der ungeheuren Anhäufung neuen empirischen Stoffes und in der Entwickelung des naturwissenschaftlichen Denkens zu suchen. Denn es gehört eine gewisse Zeit dazu, die Fülle neu auftretender Erscheinungen begrifflich zu verarbeiten; zudem stellte sich die Methode exakter Forschung der bisher üblichen Art philosophischen Denkens schroff gegenüber. Bei aller Verschiedenheit der Richtungen haben sämtliche älteren philosophischen Systeme doch dies gemein, dafs sie beruhen auf einer dialektischen Selbstbewegung der absoluten Idee. Auf einem einseitigen Prinzip errichten sie durch haarspaltende Zerfaserung der Begriffe einen künstlichen Bau, in den die Thatsachen des wirklichen Lebens, soweit sie überhaupt zur Beachtung und Erörterung kommen, sich wohl oder übel einzufügen haben.[27]) Seit dem Dichterphilosophen Plato bis auf die neueste Zeit hat sich das philosophische Denken von der erdrückenden Last leerer Wortabstraktionen nicht zu befreien vermocht.

Es ist das Verdienst der neueren Sprachwissenschaft, darauf aufmerksam gemacht zu haben, dafs blofse Worte nicht ein begriffliches Sein darstellen, auf das man ein erkenntnis-theoretisches System aufbauen könne. Die Zeit solchen spekulativen Denkens ist vorbei. Die grofse Menge der philosophischen Systeme, in denen die spekulative Richtung des Menschengeistes zum Ausdruck kommt, hat für die Erkenntnis der Gegenwart nicht mehr einen thatsächlichen, sondern nur einen historischen Wert. Philosophische Spekulation kann das wissenschaftliche Denken nur zulassen als ideale Ergänzung der aus der Fülle der Thatsachen abgeleiteten allgemeinen Gesetzesvorstellungen. Die Philosophie der Zukunft wird eine Sachphilosophie sein im vollen Sinne des Wortes. Die Thätigkeit der Gegenwart hat sich vorzugsweise der wissenschaftlichen Bearbeitung der philosophischen Hilfswissenschaften zugewendet. Wir besitzen vortreffliche, auf exakter Forschung beruhende Arbeiten auf den Gebieten der Logik, der Psychologie und der Ethik. Und bereits hat Wilhelm Wundt den ersten, grofsartigen Versuch gemacht, das gesamte Wissen und Fühlen der Gegenwart in einer zusammenfassenden Darstellung zu vereinigen. Sein im vorigen Jahre erschienenes „System der Philosophie“ beruht, wie das von dem Verfasser der „physiologischen Psychologie“ und „der Logik“ nicht anders zu erwarten war, durchaus auf sorgfältiger und umfassender exakter Forschung. Wundt verlangt, „dafs der Philosophie überall

durch die Erfahrungswissenschaften der Boden bereitet werde". [28]) Sie hat die aus den Einzelwissenschaften gewonnenen Ergebnisse zur Einheit zusammenzufassen. In diesem Sinne ist sie die allgemeine Wissenschaft. Sie ist aber nicht Grundlage aller einzelnen Wissensgebiete, sondern sie hat diese zur Voraussetzung. Da aber neben der wissenschaftlichen Erkenntnis auch die Gemütsbedürfnisse des Menschen Befriedigung heischen, hat die Philosophie auch ihnen Rechnung zu tragen. Ihr Zweck besteht daher „in der Zusammenfassung der Einzelerkenntnisse zu einer die Forderungen des Verstandes und die Bedürfnisse des Gemütes befriedigenden Welt- und Lebensanschauung" (S. 2). Daher räumt Wundt auch der Metaphysik eine zentrale Stellung ein (S. V). Freilich mufs man dabei nicht an den Wortbegriff der vorwissenschaftlichen Philosophie denken. Bei Wundt ist die allein zulässige Grundlage jeder metaphysischen Betrachtung die Erfahrung und die schon in den Einzelwissenschaften überall angewandte Verbindung von Thatsachen nach dem Prinzip von Grund und Folge. Der Unterschied zwischen der Metaphysik und den einzelnen Wissensgebieten besteht darin, dafs jene die Gesamtheit der Erfahrungsthatsachen ihrer Erörterung unterwirft (S. V—VII). So kommt in Wundts System der Philosophie neben den Forderungen wissenschaftlicher Erkenntnis das Bedürfnis des Menschen nach idealer Gestaltung der Erscheinungswelt zu seinem vollen Recht. Die Idee wird neben den logischen und empirischen Normen als theoretische Erkenntnisform anerkannt. Aber sie ist nicht schlechthin unbedingt, sondern sie schöpft ihren Inhalt aus der empirischen Kenntnis der Thatsachen. Diese bilden den Mafsstab für die richtige Bildung der Idee, die ihrerseits auf die Entwickelung des Thatsächlichen gestaltend und leitend zurückwirkt. [29])

Fassen wir die vorstehenden Erörterungen zu einem kurzen Ausdruck zusammen, so ergeben sich folgende dem modernen Geistesleben eigentümliche Thatsachen:

1) Das Wissen der Gegenwart, universell nach Inhalt und Umfang, besteht nicht aus einer Reihe neben einander herlaufender Wissenszweige, sondern bildet ein in sich geschlossenes, in allen seinen Teilen zusammenhängendes System. Es bietet uns das Bild einer netzartigen Verknüpfung, derart, dafs jedes Wissensgebiet auf die Unterstützung vieler verwandter Fächer ange-

wiesen ist. So ist jede Einzelwissenschaft zunächst als Vertreterin der ihr eigentümlichen Ziele Hauptwissenschaft, sodann, mit Beziehung auf andere wissenschaftliche Zwecke, Hilfswissenschaft.

2) Die Methode der modernen Wissenschaft ist exakt: sie geht an die Beobachtung des Thatsächlichen voraussetzungslos, ohne Rücksicht auf irgendwelche Vorschriften oder Ziele heran; das Beobachtete erfafst sie mathematisch genau und baut ihre Schlüsse nur auf bewiesene Thatsachen auf.

3) Die Methode der modernen Wissenschaft ist genetisch: sie begnügt sich nicht mit Darstellung des Thatsächlichen, sondern sie sucht das Werden des Seienden nach dem Gesetze der Entwickelung zu begreifen, d. h. sie sucht den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen.

Während das Wissen des achtzehnten Jahrhunderts seine Grundbegriffe im wesentlichen aus uralter Überlieferung herleitet, ruht die moderne Wissenschaft auf durchaus verschiedener Grundlage. An die Stelle aristotelisch-scholastischer Weisheit tritt die Naturwissenschaft, die, soweit sie wissenschaftlich betrieben wird, neueren Ursprungs ist. Die Naturwissenschaft bildet, neben der Mathematik, in ihren Einzelfächern Mechanik und allgemeiner Physik die Grundlage, auf der alle übrigen Wissensgebiete mit Einschlufs der sogenannten Geisteswissenschaften organisch aufgebaut sind. Die Methode unserer Forschung ist für alle Wissenschaften ihren Normen nach dieselbe. Die heutige Wissenschaft zieht unserer Erkenntnis Grenzen, die wir nicht überschreiten können, aber sie erkennt die Existenz eines Unfafsbaren und Unendlichen als logische Konsequenz unseres Denkens an.[30]) Wenn so das wissenschaftliche Denken der Neuzeit die idealen Kräfte unseres inneren Lebens unangetastet läfst, so hat es andererseits das unveräufserliche Recht, alles, was in das Gebiet des Wissens fällt, an seinem eigenen Mafsstabe zu messen.

Zu derselben Zeit, wo die leitenden Ideen des Humanitätszeitalters der Zersetzung entgegengehen, beginnt unter den Völkern Europas eine merkwürdige Bewegung. Die grofse französische Revolution gräbt dem legitimistischen und absoluten Königtum das Grab und bereitet einen Aufbau der Staaten auf festerer Grundlage

vor. Von allen europäischen Staaten hat sich nur Rufsland — einige mifslungene Versuche abgerechnet — dieser Entwickelung entzogen, freilich nicht, ohne an den idealen Kräften seines Volkslebens schweren Schaden zu erleiden. Die Bewegung zeigt sich äufserlich in der lebhaften Teilnahme der Völker am öffentlichen und politischen Leben, sowie in dem Streben nach Erringung einer konstitutionellen Staatsform, innerlich in der Auslösung aller bis dahin schlummernden Kräfte des nationalen Denkens und Fühlens. Nie bis dahin hat sich das Selbstbewufstsein der europäischen Völker so tief erfafst. In der allgemeinen Gärung der Gemüter sammeln sich die Empfindungen und das Wollen der Einzelnen um ihren natürlichen Mittelpunkt: es herrscht in den Völkern das Bestreben, sich zu grofsen Kultureinheiten, zu Nationen im modernen Sinne, zusammenzuschliefsen. Das Jahr 1861 brachte die Einigung Italiens, das Jahr 1871 die langersehnte, oft kaum noch erhoffte Auferstehung eines geeinten deutschen Reiches. In Rufsland ist im Volksempfinden eine Änderung eingetreten, die noch zu Nicolaus' Zeiten für staatsfeindlich galt: das Zartum fühlt sich als den nationalen und religiösen Mittelpunkt aller slavischen Stämme und hat in dem Begriffe Panslavismus eine Idee gefunden, die von echt nationaler Begeisterung getragen wird. So stehen wir mitten in einer Entwickelung, die ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hat. Die Thätigkeit der Kräfte, die man unter dem Begriff: Nationalitätsprinzip zusammenfafst, deutet auf das Streben im Völkerleben hin, die kleineren Völkergruppen, die als Überbleibsel einer vergangenen Kultur den gröfseren Mächten gegenüber widerstandsunfähig sind, aufzusaugen und den grofsen Volkseinheiten einzuverleiben. Dieses Bestreben nach nationaler Einigung und Sammlung ist so stark, dafs die Eroberungslust früherer Zeiten und der Länderschacher einer abstrakten Staatsraison heute aufser dem Bereich der Möglichkeit liegen. Es waren Gründe anderer, namentlich militärischer Art, welche die Einverleibung des rein französischen Metzer Bezirks in das deutsche Reichsland herbeiführten. Eine Aufnahme grofser fremdländischer Gebiete in den preufsischen Staatsverband, wie etwa die Neuostpreufsens und Neuschlesiens in der dritten Teilung Polens, ist heute undenkbar. Mit gleicher Stärke offenbart sich das Nationalitätsprinzip auf allen anderen Lebensgebieten. Die Thatsache der nationalen Bewegung wird heute, wenn auch oft heftig bekämpft, von niemand mehr geleugnet. Wenn es sich

aber um Erkenntnis der Begriffe Volk, Nation, Nationalität und um die Forderungen handelt, welche die veränderte Auffassung vom Wesen grofser Volksgemeinschaften an das praktische Leben stellt, so gehen die Meinungen weit auseinander. Und doch ist diese Frage für eine Reihe einzelner Wissenschaften, wie für die Völkerkunde und die Rechtswissenschaft, von hoher Bedeutung. Geradezu bestimmend aber ist ihre Beantwortung für die Gestaltung der gesamten Volkserziehung. Fr. J. Neumann hat den Gegenstand in einer trefflichen Studie: Volk und Nation, einer besonderen Betrachtung unterzogen. Wir legen seine Auffassung zu Grunde, da sie unter den mannigfachen Versuchen, die schwierigen Begriffe richtig zu bestimmen, die klarste und umfassendste ist. Nach ihm ist:

1) Die Nation eine gröfsere Bevölkerung, die infolge hoher eigenartiger Kulturleistungen, insbesondere in Litteratur, Kunst und Wissenschaft oder in politischer Beziehung, ein eigenartiges, gemeinsames Wesen gewonnen hat, das sich auf weiten Gebieten von Generation zu Generation überträgt und sich vorzugsweise in gemeinsamer Kultursprache, gemeinsamen Charakterzügen, gemeinsamen Anschauungen und gemeinsamen Sitten und Gebräuchen, sowie in lebhaft entwickeltem Gefühle der Zusammengehörigkeit zu äufsern pflegt. Das ist, nach Neumann, Nation im eigentlichen älteren Sinne. Daneben weist er eine zweite Bedeutung des Wortes nach, die „in neuerer Zeit, insbesondere unter dem Einflusse ausländischen Sprachgebrauchs“, mehr als früher zur Geltung gekommen ist: den Begriff der Nation als politischer Einheit. In diesem Sinne ist Nation: „die Gesamtheit der Angehörigen eines Staates, welcher eine Nation im eigentlichen Sinne zu schaffen befähigt erscheint oder eine solche, ganz oder zum gröfsten Teile, als den Hauptbestandteil seiner Bevölkerung in sich schliefst.“ (S. 132—133.)

2) Der Ausdruck Nationalität enthält nach Neumann vier Begriffe. Nationalität ist:

a. Inbegriff dessen, was einer Nation (im älteren Sinne) oder einem Volksstamm eigentümlich ist, also etwa soviel wie Volkstümlichkeit, Volkseigenheit.

b. Inbegriff dessen, was zu einem Staatsverbande gehört oder der Bevölkerung eines Staates als solchen eigentümlich ist, also etwa soviel wie Staatsangehörigkeit oder Staatszugehörigkeit u. s. w., endlich

c. eine Anzahl von Angehörigen derselben Nation (im älteren Sinne) oder desselben Volksstammes, und schliefslich

d. eine Anzahl von Angehörigen desselben Staates (S. 161).

3) Der Ausdruck Volk hat nach Neumann gleichfalls vier Bedeutungen:

a. Volk als politische Einheit, d. h. als die Gesamtheit der Angehörigen eines Staates,

b. Volk als Teil solcher Einheit nach örtlicher, sozialer oder politischer Gliederung,

c. Volk als sogenannte natürliche Einheit, Stamm, Volksstamm u. s. w., d. h. als eine kleine Bevölkerungsgruppe, die infolge der Gemeinsamkeit äufserer Lebensbedingungen und eigenartiger Kulturanfänge ein eigenartiges, gemeinsames Wesen gewonnen hat, das sich von Generation zu Generation überträgt, und endlich

d. Volk als Nation in nunmehr zu erörterndem (d. h. im eigentlichen) Sinne (S. 50).

Die Bestimmungen Neumanns zeigen die Vielgestaltigkeit der in Frage kommenden Begriffe. Für den vorliegenden Zweck, bei dem es sich um die Würdigung der das Leben der Gegenwart beeinflussenden idealen Kräfte des Volksgeistes handelt, kommen von den erwähnten Bedeutungen die der Nation in doppeltem Sinne und die der Nationalität im Sinne von Volkstümlichkeit, Volkseigenheit in Betracht.

Der Begriff der Nation als Kultureinheit und Kulturmittelpunkt in seiner ganzen Tiefe ist modern. Sowohl den antiken Völkergemeinschaften wie denen des Mittelalters fehlen wesentliche Merkmale unserer Auffassung. Das Merkmal eigenartiger Kulturleistungen und ihrer Übertragung von Geschlecht zu Geschlecht trifft bei dem Griechenvolke in hohem Grade zu, aber es fehlt die politische Einheit und die Gemeinsamkeit des Volksgeistes in Sitte und Anschauung. Die geographische Vielgestaltigkeit des Ländchens, die bei grofsartiger Küstenentwickelung geringe Flufsläufe und Mangel an Ebenen zeigt, war der Ausbildung individueller Neigungen ebenso günstig wie sie die Zusammenfassung zu einem einheitlichen Staatswesen beeinträchtigte. Der Begriff des Ἑλληνικόν steht im Gegensatz zum Βαρβαρικόν: nur den Barbaren gegenüber fühlten sich die Hellenen als geeinigt durch den Besitz einer andersgearteten Sprache und Kultur. Diese Einheit ist rein negativ. Im Innern

tritt die individuelle Verschiedenheit der einzelnen Stämme stark hervor. Wie sich im grofsen der Gegensatz zwischen Dorismus und Ionismus durch die ganze griechische Geschichte zieht, so stehen auch die einzelnen Landschaften einander gegenüber, gesondert durch Gesetz, Sitte, Sprache, Lokalreligion und politische Bestrebungen. Der griechische Staat ist die Stadt. Das lehrt zunächst das Zeugnis der Sprache, die ein trefflicher Spiegel vergangener Kulturzustände ist: die griechischen Ausdrücke für Volk und Staat verraten die Beschränktheit der Auffassung.[31]) Das zeigt zweitens die politische Geschichte des Landes, die uns, mit Ausnahme der Perserkriege, in denen die unmittelbare Gefahr zu notdürftiger Einigung zwang, das unerquickliche Schauspiel erbitterter Bruderkämpfe darbietet. Die Griechen sind nicht bis zur Bildung einer Nation fortgeschritten. Hinderte bei ihnen die überstarke Ausprägung der Stammesindividualitäten die Ausbildung eines nationalen Geistes, so erwies sich bei den Römern die soziale Gliederung ihres Staatswesens in erhöhtem Grade der Ausbildung zur Nation hinderlich. Ihre Eroberungspolitik, hat von kleinen Anfängen ausgehend, zur Bildung eines Weltreichs geführt. Die Organisationsfähigkeit der Römer ist wahrhaft bewunderungswürdig. Was das Schwert unterjochte, das wurde sofort den festen Formen römischen Staatslebens eingefügt. So finden wir noch heute von den Ufern des Euphrat bis zu den britischen Inseln die Spuren römischer Kultur. Aber diese Organisation war äufserlich. Das römische Reich zeigt uns eine Zusammenhäufung der verschiedensten Nationalitäten, die durch die Übermacht der staatlichen und militärischen Einrichtungen einer andern Nationalität zusammengehalten wurden. Der Prätor konnte die widerspenstigen Germanen unter das römische Beil zwingen: römisches Denken und Empfinden konnte er ihnen nicht aufnötigen.[32]) Die Bildung eines römischen Nationalgeistes scheiterte an der Menge fremder Völkerindividualitäten. Im Gegenteil verfiel der römische Geist selbst der Zersetzung unter der Übermacht fremder geistiger Einflüsse. Wie die höheren Stände nicht zum Vorteil des eigenen Volkstums dem griechischen Geistesleben erlagen, so bietet das kaiserliche Rom das Schauspiel eines, man kann sagen, internationalen Völkergemisches in Religion und Sitte. So wurde die feste Fügung des römischen Staatswesens zersprengt. Die Ausdehnung des Bürgerrechts auf die Italiker[33]) ist das erste Zeichen des beginnenden Verfalls, sie fällt zeitlich nahezu zu-

sammen mit dem Ausbruch des ersten Bürgerkrieges. Etwa 330 Jahre später safs der erste Barbare auf dem Thron der Cäsaren. Nach dem Zerfall des Weltreichs übernahm die Kirche die Erziehung und kulturelle Veredelung der wild durch einander geworfenen Völkermassen. Die Kirche ist ihrem Wesen nach universell und international.[34]) Wie heute so vertrug sie sich auch damals mit jedem Volk und mit jeder Staatsform. Die nationalen Besonderheiten verschwinden gegenüber dem allgemeinen christlichen Geist. Wissenschaft und Kunst des Mittelalters zeigen, solange die kirchliche Idee in voller Lebenskraft stand, den einheitlichen, christlichen Charakter. Da war für nationale Sonderbildung kein Raum. Die kirchliche Kultureinheit zerfällt, die Kirchenspaltung tritt ein und der moderne Geist wird geboren. An Stelle der auf feudalaristokratischer Grundlage errichteten Gemeinschaften tritt als politische Einheit der absolutistische Staat. In dieser Zeit regen sich die ersten Keime nationalen Geistes. Zunächst freilich zeigt sich der Absolutismus als ein Hindernis nationaler Bestrebungen. Im ersten Abschnitt ist nachgewiesen, wie die absolute Staatsform durch die Beschränkung staatlicher Thätigkeit auf eine kleine Zahl Berechtigter gerade die Besten des Volkes den Interessen des Vaterlandes entfremdete und so das Aufkommen des Humanismus und damit die Unterdrückung nationalen Empfindens und Denkens begünstigte. Darin liegt zugleich der Grund, dafs die Bildung von Nationen im vollen Sinne des Begriffs ganz modern ist. Denn erst in unserem Jahrhundert wurden die Bedingungen geschaffen, welche die Zusammenfassung aller Schichten der Bevölkerung zu einer Volksgemeinde gleichen Geistes, d. h. zu einer Nation möglich machten. Die Entwickelung des Nationalitätsgedankens beginnt mit der Schwächung der Kirchengewalt und der Demokratisierung der Gesellschaft. Erst wenn der Einzelne die Zugehörigkeit zum Vaterlande höher stellt als die Unterwürfigkeit unter ein vaterlandsloses kirchliches System, erst wenn durch Zertrümmerung der Standesvorrechte der Weg frei gemacht ist zu gleichartiger Vereinigung aller Volksgenossen, kann sich ein einheitliches nationales Bewufstsein entwickeln. Beides geschah durch die grofse französische Revolution. Zugleich äufserten die Vertiefung des Wissens und die Vervollkommnung der Verkehrsmittel ihre Wirkungen. Während durch die historische Wissenschaft die Kultur und die Grofsthaten der Vorfahren dem Geiste der Nachwelt nahe gerückt wurden,

führte die Thätigkeit der Presse und des Buchhandels zu einer gewaltigen Steigerung der allgemeinen Bildung und erzog die bis dahin stumpfe Masse des Volkes zur Teilnahme an den Interessen des öffentlichen Lebens. Am eingreifendsten aber war die Wirksamkeit des modernen Staates. Die grofsen Aufgaben der neueren Staaten erfordern die einheitliche Organisation aller Zweige des öffentlichen Lebens. Wenn dadurch auch manche individuelle Neigungen und liebgewordene Eigentümlichkeiten gelitten haben, so ist das doch nicht zu veranschlagen gegenüber dem gewaltigen Ergebnis, dafs dadurch die Ausbildung zu einem einheitlichen nationalen Organismus erreicht wurde. Gemeinsames Recht, gemeinsame Einrichtungen in Polizei und Verwaltung, Schule und Kirche, und vor allem die gleiche Bürgerpflicht, die am schönsten in der allgemeinen Wehrpflicht zum Ausdruck kommt — alle diese Institutionen haben jenen Gemeinsinn, jene Gemeinsamkeit des Denkens, Fühlens und Wollens geschaffen, die der Deutsche mit einem schönen, vor noch nicht langer Zeit geschaffenen Worte: Volksgeist[35]) nennt. Das ist jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das die Bürger eines grofsen, öffentlichen Gemeinwesens durchdringt und sie gegen andere Völkerindividualitäten abschliefst, das ist vor allem das Bewufstsein, dafs über den Besonderheiten und Neigungen der einzelnen Stämme und Stände die vaterländische Kultur, wie sie sich in dem Besitz einer veredelten Sprache, in eigenartigen Leistungen in Kunst, Litteratur und Wissenschaft, in eigenartigen Sitten und Einrichtungen äufsert, als höhere Einheit das gemeinsame Gut aller ist. Das ist eine Nation im modernen Sinne.

Jede Nation hat das Bestreben, ihre geistige Unabhängigkeit zu erhalten. Sie stellt sich der Beherrschung durch einen fremden Ideenkreis feindselig gegenüber. Fremde Einflüsse sucht sie entweder aufzusaugen und nach ihrer Eigenart geistig zu verarbeiten oder sie stöfst sie mit der ganzen Kraft ihres Wesens von sich ab. Nur ein absterbendes oder noch nicht zum Bewufstsein seiner selbst gekommenes Volk erträgt eine fremde Kultur. Deutschland ist als Land der Mitte in Europa am meisten fremden Kultureinflüssen ausgesetzt gewesen und hat das Drückende einer geistigen Fremdherrschaft am schmerzlichsten empfunden. Seit den Liedern Walters von der Vogelweide gegen die Herrschaft des Papstes bis in die neueste Zeit sind die Klagen darüber nicht verstummt. Die Notwendigkeit, die Jugend in ihren schönsten Jahren durch eine fremde

Kultur zu führen und ihre Kräfte an allem anderen zu nähren, nur nicht an deutschem Wesen, ist dem deutschen Gemüt zu allen Zeiten unbegreiflich erschienen. So schrieb J. B. Schupp in seinem „teutschen Lehrmeister“ (1659): „Es ist die Weisheit an keine Sprache gebunden. Warumb sollte ich nicht in Teutscher Sprache eben so wohl lernen können, wie ich Gott erkennen, lieben und ehren sollte, als in Lateinischer? Warumb sollte ich nicht eben so wohl in Teutscher Sprache lernen können, wie ich einem Kranken helfen könne, auf Teutsch, als auf Griechisch oder Arabisch?“ So Willibald Pirckheimer: „Es reimt sich nichts weniger's, denn das die Teutschen die weiten Welt wöllen beschreiben und Germaniam, yr eigen vaterland nit wissen.“[36]) So betonte Christian Weise, es sei ein Haupterfordernis verständiger Schulbildung, den Schülern die deutsche Zunge zu lösen.[37]) Es ist bekannt, welche Begeisterung die Übersetzung der Odyssee durch Vofs in den Kreisen der Gebildeten erregte. Dennoch wurde schon damals in den Kreisen deutscher Sprachforscher Vossens epische Sprache in ihren antikisierenden Fügungen und Zusammensetzungen als unverträglich mit dem deutschen Sprachgeist empfunden.[38]) So mufs auch die Romantik vorzugsweise als nationale Gegenströmung gegen die klassische Richtung des vorigen Jahrhunderts begriffen werden.

Das Unglück von Jena und die Jahre der französischen Herrschaft erweckten die deutsche Volksseele aus langem Schlaf. Aus der dem Vaterlande zugefügten Schmach rang sich das Selbstbewufstsein des Volkes empor und die unbestimmten Wünsche gewannen feste Gestalt. Das bewufste Streben nach Verwirklichung der deutschen Einheit beginnt in jener Zeit. Das Hoffen und Sehnen vieler Tausender fand einen geistigen Mittel- und Stützpunkt in der Thätigkeit der Gebrüder Grimm. Wenn die wissenschaftliche Erschliefsung der deutschen Vergangenheit im wesentlichen ihr Werk ist, so waren sie es auch, die die Bedürfnisse des nach nationaler Gestaltung ringenden Volksgeistes am schärfsten erfassen und das Ende der Entwickelung, die Erringung der deutschen Einheit, mit prophetischer Klarheit voraussahen. Unter dem deutschen Vaterland verstanden sie ein unter Preufsens Führung geeinigtes Deutschland. Was wir heute als die Lebensbedingungen einer Nation erfassen, die Gleichartigkeit und volkstümliche Gestaltung der öffentlichen Einrichtungen, das lebte bereits als Ideal in den Herzen

der Gebrüder Grimm. In der Frage über Jugenderziehung vertrat Jacob Grimm mit Entschiedenheit den nationalen Standpunkt: „Man steigere alles“, so sagt er im Jahre 1849, „was sich zu gunsten des classischen studiums sagen lässt, noch höher, ein zug von unnatur liegt darin, dasz ein vaterlandliebendes, ich will hoffen einmal stolzeres volk seine erste anschauung und späteste weisheit aus dem gefäsz einer fremden sprache, und sei sie die herrlichste, schöpfen solle .... entscheiden wird ihn erst (den rückzug der classischen sprachen auf der schule), dasz es unserm volk künftig gelinge eins und mächtig zu werden .... dann glaube ich wird der augenblick herannahen, dasz auch die deutsche sprache dem ganzen volke zu fleisch und blute gehen, und nicht länger nur verstohlen und matten niederschlags, sondern mit vollem segel in alle unsere bildungsanstalten bleibend einziehen darf.“ 39) In gleich klarer Weise erkannte er die Notwendigkeit eines deutschen Rechts und einer gemeinsamen Religion. In seiner ersten Berliner Vorlesung sprach er von dem Aufschwunge der deutschen Sprache seit Klopstock und Lessing und meinte, „auf dieselbe Weise werde auch ein deutsches Recht erstehen, und aus den alten festen Wurzeln ein hoher Baum mit frichgewölbter Krone erwachsen“. Die Äufserung über eine Nationalreligion findet sich in einem Briefe an Dahlmann: „Freilich mufs auch die Glaubensspaltung einmal fort, ich bin aber überzeugt, dafs es nicht eher geschehen wird, als auf dem Grund und Boden der vorangegangenen Volkseinigung, welcher dadurch gleichsam das Siegel aufgedrückt wird.“ 40)

Das Jahr 1870 hat uns die deutsche Einheit gebracht. Der Nationalitätsgedanke ist zur vollen Blüte gekommen und erweist sich zum Heile unseres Vaterlandes als eine Macht, die allen widerstrebenden Richtungen zum Trotz immer weiteren Boden gewinnt. Seine volle Durchführung und Ausgestaltung im Sinne der oben erörterten Begriffe von Nation und Nationalität ist die Aufgabe der Gegenwart und der nächsten Zukunft. Es hat an Versuchen, die katholische Kirche von der den Nationalitätsgedanken gefährdenden Bevormundung des Papsttums zu lösen, nicht gefehlt. Dahin gehören die Begründung des Altkatholizismus und der preufsische Kulturkampf. Wenn beide zu keinem nennenswerten Ergebnis geführt haben, so lag das an der Überschätzung der Staats- und Polizeigewalt gegenüber der Macht des römisch-katholischen Priestertums

und der Gewalt der religiös-kirchlichen Idee. Ideen können nur durch Ideen, nicht durch mechanische Zwangsmittel bekämpft werden. So wird jene Beseitigung der Glaubensspaltung zu gunsten einer Nationalkirche, jenes „Siegel der Volkseinigung“ erst das Ergebnis einer langen, die Vollkraft nationalen Empfindens entfesselnden Entwickelung sein können. Erfolgreicher erscheinen die Bestrebungen nach einer Kodifikation des deutschen Rechts. Nach langer, mühevoller Arbeit ist der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches zu stande gekommen. Wenn dem Entwurf von den verschiedensten Seiten der Vorwurf gemacht worden ist, er bevorzuge zu sehr das römische Recht und trage dem nationalen Rechtsbewufstsein zu wenig Rechnung[41]), so beweist das einerseits, wie schwer es ist, die durch Jahrhunderte lange Übung verjährten Anschauungen zu verlassen, andererseits aber, wie tief und lebhaft das Verlangen ist nach einem Gesetzbuch, das durch und durch den deutschen Anschauungen entspricht. Eine gründliche Umarbeitung des Entwurfs in nationalem Sinne wird hoffentlich zum Ziele führen.

Der Kampf um die Gestaltung des Unterrichts wogt seit geraumer Zeit. Aus den Fachblättern ist er hinausgetreten in die Presse und hat gerade in jüngster Zeit die öffentliche Meinung in hohem Grâde interessiert und erregt. Die Tonart des Streites ist heftig und erbittert und geht auf beiden Seiten nicht selten über die Grenzen des Anstandes hinaus.[42]) Das ist freilich sehr erklärlich. Verteidigen doch die Anhänger des Humanismus einen Anschauungskreis, der bis noch vor kurzem die Unantastbarkeit eines Dogmas für sich in Anspruch nahm, eine Ideenwelt, in der sie aufgewachsen und als Männer gelebt, die ihnen im Getriebe des gemeinen Lebens als das Höchste und Heiligste gilt. Sind doch andererseits die Vorkämpfe des nationalen Gedankens sich darüber völlig klar, dafs der Ausbau des nationalen Lebens ohne eine echt deutsche Schule nur ein unvollkommenes Bruchstück sein würde! Denn in der geistigen Richtung der heranwachsenden Jugend liegt die Zukunft und die Hoffnung des Vaterlandes. — In dem unvermeidlichen Kampfe sind die Verteidiger der humanistischen Schule Schritt für Schritt zurückgewichen. Wie man widerwillig die Aufnahme moderner, der Idee des alten Gymnasiums widerstreitender Unterrichtsfächer in den Lehrplan hat zugeben müssen, wie die Anforderungen in den sprachlichen Leistungen allmählich herabgesetzt sind, wie das griechische Skriptum bei der

Abgangsprüfung gefallen ist, so wagt man heute nicht mehr, die humanistische Idee in ihrer Reinheit zu vertreten. Man sucht auf Umwegen den klassischen Unterricht zu retten. Einige Stimmen, die in den siebenziger Jahren dahin laut wurden, das Deutsche in den oberen Klassen als nicht obligatorisch fortfallen zu lassen, sind wirkungslos verhallt.[43]) Vielmehr gewinnt die Taktik immer mehr Raum, die klassischen Sprachen als das Hauptförderungsmittel nationaler Erziehung zu bezeichnen. So wird die Notwendigkeit, die Zahl der deutschen Stunden zu vermehren, mit der Behauptung abgeleugnet, jede andere Stunde sei zugleich eine deutsche Unterrichtsstunde.[44]) Der Betrieb der lateinischen Sprache insbesondere sei, neben allgemeiner formaler Bildung, der Kenntnis und dem Gebrauch der Muttersprache in hohem Grade förderlich und daher gerade deshalb durch nichts anderes zu ersetzen. Die Behauptung, man erlerne eine Sprache nicht durch Vertiefung in sie selbst, sondern durch das Mittel einer anderen, macht auf jeden Unbefangenen einen nahezu komischen Eindruck. Wie sehr sie den Thatsachen sprachlichen Werdens und den Forderungen, die man an den Unterricht in der Muttersprache stellen mufs, widerspricht, wird weiter unten eingehend nachgewiesen werden. Wenn aber von vielen Seiten das humanistische Gymnasium, das das Studium der antiken Welt mit einer Überzahl von Stunden in den Mittelpunkt stellt und den deutschen Unterricht mit zwei Wochenstunden abfindet, als eine nationale Schöpfung, als ein köstliches, nationales Gut gepriesen wird, dessen Besitz der Deutsche nach alter Unsitte gering schätze[45]), so ist darauf folgendes zu erwidern: Das Gymnasium ist keine nationale Schöpfung im heutigen Sinne. Es enstand aus der alten lateinischen Gelehrtenschule zu einer Zeit, die nichts von nationalen Regungen wufste. Seine Neuordnung geschah aus einem Anschauungskreise heraus, der in der Antike sein Ideal fand und heimisches Wesen tief verachtete. Die Thatsache, dafs zur Zeit des vorigen Jahrhunderts antike Vorstellungen in grofser Menge dem deutschen Geist zugeführt wurden, rechtfertigt die Rücksichtnahme darauf im geschichtlichen und litterarhistorischen Unterricht, nimmermehr aber die Überlastung mit dem Studium zweier fremden Sprachen, das dem Wichtigeren, der Versenkung in ur- und echtdeutsches Wesen, Luft und Leben entzieht. Der Nationalitätsgedanke verlangt vielmehr, dafs der Beschäftigung mit deutschem Volkstum ihr volles Recht unverkürzt zu teil werde. Das Ziel der

Schule ist, dafs der Knabe, der Jüngling zu jener Harmonie nationalen Wesens erzogen werde, die **Lagarde** in die kräftigen Worte zusammenfafst: Deutsch empfinden, deutsch denken, deutsch wollen.[46] Eingehende Kenntnis unserer herrlichen deutschen Sprache in der Fülle und Kraft ihrer alten Fügungen und in der abgeschliffenen und vergeistigten neueren Form, Vertiefung in die Werke unserer grofsen Dichter alter und neuer Zeit, ein volles Verständnis für das deutsche Herz, wie es in Götterlehre und Sage, in Sitten und Gebräuchen der Altvorderen, im Liede und in kerniger Spruchweisheit uns so warm, so heimatlich entgegenschlägt, und nicht zum letzten, volle Vertrautheit mit der deutschen Geschichte, mit den Thaten und Leistungen unserer grofsen Fürsten, Entdecker und Erfinder — das sind die Ziele, denen die deutsche Schule die ihr anvertraute Jugend entgegenführen soll. Das Studium fremder Sprachen und Litteraturen bleibt nicht mehr Selbstzweck, sondern tritt der Erkenntnis deutschen Volkstums ergänzend und erklärend zur Seite. Das sind die Forderungen, die der Nationalitätsgedanke an die Schule stellt. Deshalb ist nötig, **dafs der deutsche Unterricht mit bedeutend erhöhter Stundenzahl in den Mittelpunkt des Lehrplans trete und der geistige Kern der gesamten Erziehung werde.** Von der Erfüllung dieser Forderung wird die volle nationale Einigung unseres Vaterlandes wesentlich abhängen.

Im vorstehenden ist die Entwickelung des modernen Geistes in seinen verschiedenen Erscheinungsformen dargelegt worden. In dreifacher Hinsicht, durch die Wertschätzung des realen Lebens, durch die gewaltige Steigerung des Wissens nach Umfang und Methode und durch die volle Ausbildung des Nationalitätsgedankens steht er zu der Anschauungsweise des vergangenen Jahrhunderts in schroffem Gegensatz. Bei aller Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen und vor den verjährten Einrichtungen des Schulwesens hat doch die Gegenwart das Recht und die Pflicht, die Erziehung der Jugend nach ihren Ansichten und Grundsätzen zu gestalten. Die vornehmste Aufgabe der Schule ist, die ihr anvertraute Jugend mit den Ideen vertraut zu machen, die noch in voller Lebenskraft am Webstuhle der Zeit mitwirken und gestaltend und leitend die nächste Zukunft vorbereiten. Als zweites, dem ersten untergeordnetes, hat die Schule die Aufgabe, jene Ideen, die ihre Sendung erfüllt haben und dem festen Besitz der Vergangenheit angehören, mit

der Lebensfülle des gegenwärtigen Geisteslebens in Beziehung zu setzen. Denn aus der Vergangenheit erwächst uns das Verständnis der Gegenwart. Die Untersuchung hat sich also nach zwei Gesichtspunkten zu gliedern: 1) In wie weit entspricht der Anschauungskreis, der die Grundlage des humanistischen Gymnasiums bildet, noch den heutigen Vorstellungen und geistigen Bedürfnissen, inwieweit ist er daher geeignet, bei der Erziehung unserer Jugend vorbildlich zu wirken? 2) In welchem Umfange ist die Vergangenheit beim Unterricht heranzuziehen? Nach der bekannten Ansicht ist in dem Griechenvolk der Typus der Menschheit am reinsten verwirklicht. In Wissenschaft, Kunst und Litteratur enthalten die klassischen Werke die Offenbarung des ewig Wahren, Guten und Schönen. Sie sind deshalb das ewig giltige Vorbild für das Geistesleben aller späteren Geschlechter. Hier soll zunächst die griechische Kultur selbst an dem Geistesleben der Gegenwart geprüft und sodann auf die Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts näher eingegangen werden. Wir ordnen unsere Kritik nach drei Gesichtspunkten: Wissenschaft, Ästhetik, Ethik.

Dafs das positive Wissen der Griechen gegen das neuerer Zeit zurückstand, wurde schon von den Humanisten des vorigen Jahrhunderts zugegeben. So schreibt Wolf: „Kleine Lehrbücher der Neueren enthalten mehr begründete Sätze, mehr ausgemachte Wahrheiten, als die gröfsten Werke berühmter Alten.“ Dann fährt er freilich fort: „Wo man aber nichts mehr aus den Alten zu lernen fand, da vergafs man oft, wie manches sich auf immer an ihnen lernen liefs. Es ist nämlich eine weitläufige Materie, im Einzelnen zu zeigen, wie die ideale Richtung, die wir aus dem Studium der Alten bei richtiger Leitung annehmen, unseren Geist befruchten und in den meisten wissenschaftlichen Anstrengungen fördern müsse.“[47]) In der That liest man auch heute die griechischen Schriftsteller nicht wegen des in ihnen enthaltenen wirklichen Wissens, sondern wegen der ihnen eigenen Art und Weise des Denkens, wegen der ihnen eigentümlichen Beweisführung und Verknüpfung der Gedanken, schliefslich wegen der — wie man sagt, vollkommenen Harmonie zwischen Inhalt und Form. Sie sollen also sein Vorbilder der Methode, der Idealität des Denkens, der kunstvollen Form. Sie sollen Urteil, Geschmack, Geist und Einsicht bilden. Sehen wir, wie unsere heutige Erkenntnis sich dazu stellt.

Wenn man sich in die Entwickelung des griechischen Geistes vertieft, so kann man sich des Staunens nicht erwehren über die Regsamkeit und wunderbare Gedankenfülle des hochbegabten Volkes. Mit jener geistigen Beweglichkeit, die eine Eigentümlichkeit ihres Charakters ist, wagen sie sich an die Rätsel des Lebens heran und leisten Erstaunliches in der Aufstellung der verschiedensten Lösungen. Wir finden bei ihnen im Keime viele Gedanken, die heute der Ausdruck wissenschaftlicher Überzeugung geworden sind. Namentlich die vorsokratische Philosophie ist reich an solchen Gedankenblitzen. So ist Anaximander in gewissem Sinne ein Vorläufer von Lamarck und Darwin, so lehrt Anaximenes und mit ihm die ganze ionische Schule einen Prozefs der Verdichtung[48], der auch die wesentliche Voraussetzung der Hypothesen von Kant und von Laplace bildet. In dem πανταρεῖ des Heraklit begegnen wir jenem Begriff des ewigen Werdens, den wir heute als Entwickelung bezeichnen, und Empedokles wie Demokrit nehmen den Grundgedanken der Atomenlehre voraus. Bei Anaxagoras finden wir eine nahezu moderne Auffassung von den Forderungen einer wissenschaftlichen Methode. Aristoteles entwickelt in seiner Physik, im Anschlufs an eine Ansicht des Empedokles, Gedanken über die mögliche Entstehung der Organismen, die durchaus darwinistisch klingen.[49] Der Triumph der neueren Mathematik, die Erfindung der Differenzialrechnung, liegt bereits im Keime in der Exhaustionsmethode der Alten.[50] Aristarch von Samos gelangte, von alt-pythagoräischen Ansichten ausgehend, zu der Erkenntnis der unermefslichen Raumverhältnisse des Weltalls und mutmafste die zwiefache Bewegung der Erde um ihre Axe und um die Sonne.[51] Dieselbe Ansicht über die Gröfsenverhältnise des Kosmos hat Plinius, der die Erde „einen Punkt im unermefslichen Weltall nennt“.[52] Er hat auch eine Ahnung von dem Zusammenhang zwischen Elektrizität und Magnetismus gehabt.[53] Auch die am meisten umstrittene Ansicht der Deszendenztheorie fehlt nicht: Porphyrius, ein spät griechischer Schriftsteller, stellt den Menschen in die Reihe der Tiere.[54] Oft finden sich Gedanken, die später zu grofsartigen Erfindungen führten, so bestimmt ausgedrückt, dafs man sich wundert, warum nicht zur praktischen Ausführung geschritten wurde. So findet sich bei Aristoteles die merkwürdige Behauptung: „So lange die Weberschiffchen nicht von Männern von Eisen bewegt werden, ist die

Sklaverei eine Notwendigkeit." So schreibt Cicero (nach einer stoischen Quelle, wahrscheinlich Panaetius): „Dafs die Welt aus einer zufälligen Verbindung der Atome entstanden sein sollte, sei gerade so undenkbar, als dafs aus einem Haufen Metallbuchstaben, den man auf die Erde schütte, ein Buch werde." [55]) Hätte der gelehrte Römer den Versuch nicht machen können? Eine solche That hätte seinen Ruhm als Redner und Philosoph völlig verdunkelt. Aber ihm fehlte, wie allen seinen Zeitgenossen, der Sinn für die Wirklichkeit, der den Gedanken ausbildet und zur wirkenden Idee erhebt. Man mufs nur nicht vergessen, dafs das alles geistreiche Träumereien ohne genügende wissenschaftliche Grundlage sind. Aber die Richtung der vorsokratischen Philosophie, die nach einem Prinzip der Naturerklärung suchte, war ganz richtig. Vielleicht hätte sich der Menschengeist schon im Altertum zum exakten Wissen durchgearbeitet, wenn nicht mit Sokrates und Plato ein verhängnisvoller Rückschlag eingetreten wäre. Die Platonische Philosophie hat die Entwickelung wahrer Wissenschaft um mehr als ein Jahrtausend verzögert. In Platos Phaedon findet sich eine Stelle, die für die mit Plato beginnende Denkart wahrhaft typisch ist. Sie kennzeichnet zugleich das Verfahren der vorwissenschaftlichen Philosophie bis in die neueste Zeit. Sokrates entwickelt dem Kebes die wahre Methode zu philosophieren mit folgenden Worten: „Die Lehrbegierigen erkennen, dafs, indem die Philosophie in solcher Beschaffenheit ihre Seele (d. h. ordentlich gebunden im Leibe und an ihn gefesselt) annimmt, sie ihr gelinde zuspricht und versucht, sie zu erlösen, indem sie zeigt, dafs alle Betrachtung durch die Augen voll Betrug ist, voll Betrug auch die durch die Ohren und die übrigen Sinne, und deshalb sie überredet, sich von diesen zurückzuziehen, soweit es nicht notwendig ist, sich ihrer zu bedienen und sie ermuntert, sich vielmehr in sich selbst zu sammeln und zusammenzuhalten; und nichts Anderem zu glauben als wiederum sich selbst, was sie für sich selbst von den Dingen an und für sich anschaut; was sie aber vermittelst eines Anderen betrachtet, dieses, weil es in jeglichem Anderen wieder ein Anderes wird, für nichts Wahres zu halten, und solches sei ja eben das Wahrnehmbare und Sichtbare, was sie aber selbst sieht, sei das Geistige und Gestaltlose." [56]) Damit wurde jene unheilvolle Methode geschaffen, welche auf jede Beobachtung der Erscheinungswelt Verzicht leistet und die Rätsel von Natur und Geist durch blofse Zerfaserung und

Verknüpfung der Begriffe zu lösen vermeint. Was uns an dieser Art zu denken und zu schliefsen so ungenügend erscheint, ist der völlige Mangel jeglicher Begründung der Voraussetzungen, das leere Spiel mit vieldeutigen Begriffen, das das wahrhaft Schwierige der Untersuchung auch nicht einmal berührt. Die platonischen Dialoge enthalten eine wahre Rüstkammer naiv-kindlicher Folgerungen und Beweise, die man heute keinem Sekundaner verzeihen würde. So der schöne Beweis über die Unsterblichkeit der Seele im Phädrus, den Cicero dem Plato nachgeschrieben hat[57]: „Alle Seele ist unsterblich. Denn was sich immer bewegt, ist unsterblich.“ Ähnlich im Phaedon: „Und was Tod nie annimmt, wie nennen wir das? Unsterblich. Und die Seele nimmt doch den Tod nie an? Nein. Unsterblich also ist die Seele? Unsterblich, gut! Wollen wir also sagen, dies sei erwiesen, oder wie dünkt dich? Und zwar ganz vollständig, mein Sokrates.“ Aristoteles gilt in der Geschichte der Philosophie für ein konkreterer Geist als Plato. Wenn Plato die Idee zum Mittelpunkt seiner Philosophie macht, so leitet Aristoteles seine Schlüsse und allgemeinen Sätze aus einer Summe gegebener Thatsachen und Erscheinungen ab. Er hat in Einzelfällen überraschend richtig beobachtet, aber eben nur in Einzelfällen. Im allgemeinen entspricht seine Methode nicht den wissenschaftlichen Anforderungen. Virchow, gewifs ein mafsgebender Beurteiler exakter Wissenschaft, spricht sich darüber folgendermafsen aus: „Das Verdienst von Buffon und Linné wird nur dem ganz klar, der sich aus dem Studium der Litteratur überzeugt, wie selbst die besten Geister des Altertums und des Mittelalters an dem Versuche gescheitert sind, brauchbare Diagnosen von Tieren und Pflanzen zu liefern. Aristoteles und Theophrast waren gewifs zu ihrer Zeit vortreffliche Beobachter, aber noch ist es nicht gelungen, jedes jagdbare Tier und jeden Waldbaum wiederzuerkennen, die sie besprochen. Das Auge des Menschen, wenigstens des gelehrten Menschen, mufste erst erzogen werden, um die Merkmale der Dinge in wissenschaftlichem Verständnis zu fixieren. Auch die gröfsten Gelehrten verhielten sich damals wie unsere Jugend, die von den gelehrten Schulen in das akademische Leben eintritt, ohne die Fähigkeit, Gröfsenverhältnisse, Formen, Farben und was es sonst für Eigenschaften der Körper giebt, auch nur mit annähernder Sicherheit zu bestimmen.“[58]) .... Dabei findet sich das leere

Spiel mit Begriffen bei Aristoteles nahezu in demselben Grade wie bei Plato. Seine Metaphysik beruht auf der Überzeugung, dafs die Objekte realisierte Begriffe seien. Seine Logik besteht in der Anwendung der Begriffsubsumtion und in der dialektischen Verknüpfung der Allgemeinbegriffe. Da des Aristoteles Vorstellungen von dem, was wir heute Psychologie nennen, wie die des ganzen Altertums, äufserst roh waren, so erlag er der Versuchung, in der Sprache eine angewandte Logik zu sehen und seine Logik auf der Beobachtung sprachlicher Formen aufzubauen. Daher stammt jene greuliche Vermischung sprachlicher und logischer Formen, die der Grammatik wie der Logik bis in die neueste Zeit unermefslichen Schaden zugefügt hat. Daher kommt auch jener verworrene Begriff „formale Bildung“, der noch heute von den Philologen als Stütze für den ausgedehnten Betrieb des Lateinischen gebraucht wird. Die aus dem Altertum überlieferte Logik hat kaum irgend welche nennenswerten Bestandteile aufzuweisen, die noch heute bei wissenschaftlichen Untersuchungen zu verwenden wären. Die Lehre vom Begriff und vom Schlufs ist ungenügend ausgebildet und mit schweren Irrtümern durchsetzt. Namentlich hatten die Alten keinen Begriff von der Gestalt und der Bedeutung der Induktion. Dasselbe Urteil mufs die Gegenwart über die ganze griechische Philosophie aussprechen. Ähnliches gilt von der Geschichtschreibung der Alten. Vielen gelten die grofsen Meisterwerke der griechischen Historiker noch heute als allgemein giltige Ideale. Wir teilen ihre Bewunderung, sobald die griechische Geschichtsforschung in dem Rahmen ihrer Zeit betrachtet wird. Aber heute stellen wir schärfere Anforderungen an die geschichtliche Forschung. Wir fordern von jedem Geschichtswerk möglichst unbedingte Wahrheit, die nur durch kritische Sonderung der vorliegenden Thatsachen und durch möglichste Vermeidung jeder Tendenz erreicht werden kann. Wir verlangen zweitens, dafs der Gang der Ereignisse unter dem Gesichtspunkte der Entwickelung aufgefafst werde. Wir stellen endlich die Anforderung, dafs die genetische Darstellung nicht von einer mit der richtigen Gruppierung der Thatsachen unvereinbaren künstlichen Form beeinträchtigt werde. Diesen drei Forderungen werden die antiken Geschichtschreiber nur in sehr ungenügender Weise gerecht. Es würde z. B. heute geradezu unmöglich sein, in ein Geschichtswerk Reden aufzunehmen, die ein berühmter Staatsmann oder Feldherr hätte

halten können, aber nicht gehalten hat. Bernheim, der treffliche Verfasser des „Lehrbuchs der historischen Methode", hat daher ganz recht, wenn er ausspricht: „Es heifst den ganzen Fortschritt der Wissenschaft ignorieren, wenn man die Werke des Altertums als Norm für die heutige Geschichtsdarstellung hinstellt." [59])

Aus dem Vorstehenden geht zur Genüge hervor, dafs die philosophischen und geschichtlichen Werke der Alten der Gegenwart nicht mehr als Vorbild dienen können. Die Wissenschaft in heutigem Sinne mufs dem Altertum abgesprochen werden. [60]) Sie ist eine Schöpfung des modernen Geistes. Für den historischen Forscher ist es höchst interessant und lehrreich, der Entwickelung des menschlichen Geistes auch auf seinen Irrgängen nachzugehen, und er wird auch den grofsen Denkern einer längst entschwundenen Zeit die ihnen gebührende Wertschätzung nicht versagen, wenn es sich aber darum handelt, die lernende Jugend zu exakter Beobachtung des Thatsächlichen, zum logischen Schliefsen, zur Unterscheidung zwischen dem wissenschaftlich Erkennbaren und dem Wesen der Idee, kurz zum wissenschaftlichen Denken zu erziehen, so sind dazu die antiken Schriftsteller jedenfalls nicht die geeignete Unterlage.

Die Verwirklichung der Idee des ewig Schönen in den Werken der griechischen Kunst und Litteratur wird von den Anhängern des Humanismus am leidenschaftlichsten behauptet. Und hierin ist man noch am ersten geneigt, ihnen Recht zu geben. Die Lebensbedingungen und der Charakter der Griechen waren der Ausbildung der Kunst in hohem Grade günstig. Die Heiterkeit der sie umgebenden Natur, der Besitz einer in sich abgeschlossenen volkstümlichen Sage und vor allem das sinnlich-anthropomorphistische Wesen ihrer Religion haben eine hohe Blüte der Kunst herbeigeführt und im Drama, wie in der Architektur und Plastik, Meisterwerke hervorgebracht, welche als Gebilde ihrer Art und ihrer Zeit vollendet sind. Es ist sehr erklärlich, dafs die Überbleibsel jener glanzvollen Kunst auf die Humanisten alter und neuer Zeit wie eine Offenbarung wirkten. Denn sie waren eben echte Humanisten, d. h. sie versenkten sich einseitig in das Altertum und kümmerten sich um die Schöpfungen anderer Völker nicht. So sah man in den Werken der griechischen Kunst und Litteratur die Urbilder künstlerischen Schaffens überhaupt. Aus ihnen leitete man Normen

des Schönen ab, die dann von einer apriorisch arbeitenden Ästhetik in ein System gebracht wurden. Das letzte bedeutende Werk, das in dieser Denkart geschrieben ist, ist die Ästhetik von F. Th. Vischer. Heute ist unsere Auffassung eine andere geworden. Auch die Ästhetik hat sich der Einwirkung des modernen Geistes nicht entziehen können. Das neunzehnte Jahrhundert hat in Kunst und Litteratur keine eigenartigen Bildungen in gröfserem Mafstabe hervorgebracht. Das liegt an dem allgemeinen Zwiespalt der Verhältnisse. Eine Kunstblüte wächst nur auf dem Boden eines national geeinigten, selbstbewufsten Volkscharakters. Wie bei der Neugestaltung des Reiches die abgestorbenen politischen Formen einer vergangenen Zeit zu überwinden waren, so tritt auch die überkommene ästhetische Auffassung der Ausbildung einer nationalen Kunst und Litteratur hindernd in den Weg. Nichts ist der Entstehung eines einheitlichen modernen Kunstgefühls so schädlich gewesen, als das stetige Schielen nach fremden Vorbildern. Man vergafs, dafs die wahre Kunst nur aus den Tiefen nationaler, einheitlicher Geistesstimmung hervorwächst. Seit Herder sind wir ästhetische Feinschmecker. In der Litteratur lassen wir die geistigen Erzeugnisse nahezu aller bekannten Völker auf uns wirken, in unseren Bauten werfen wir die verschiedensten Stilarten durcheinander, Schule und Universität aber predigen nach wie vor die absolute Giltigkeit des antiken Schönheitsideals. Das sind die Zeichen einer Zeit, die den geistigen Zusammenhang mit den ästhetischen Formen der Vergangenheit verloren hat und es noch nicht vermag, sich zu Kunstschöpfungen, die ihrem Charakter entsprechen, durchzuarbeiten. Unsere ästhetische Auffassung befindet sich, wie so vieles andere, im Zustande der Gärung. Aber in der Verworrenheit dieser Übergangszeit kann man bereits die Keime einer neuen Entwickelung erkennen. Wer im stande ist, aus den überlieferten, durch Unterricht und allgemeine Auffassung gefestigten ästhetischen Anschauungen herauszutreten, wird sich nicht verhehlen können, dafs die überkommenen Schönheitsbegriffe, in ihrer antiken Urform und in der Bearbeitung des achtzehnten Jahrhunderts, unserem ästhetischen Bewufstsein nicht mehr entsprechen.[61] Denn ein Kunstwerk kann nur rein wirken, wenn seine Idee mit der gesamten Geistesrichtung des Beschauers oder Hörers innerlich übereinstimmt. Die antike Tragödie schöpfte ihre Grundidee, den Glauben an eine Schicksalsbestimmung, aus dem unverfälschten

Born des Volksbewufstseins, daher war diese in ihr völlig am Platze. Aber mit unserer modernen Art, Schuld und Leid zu verknüpfen, ist das übermächtige Eingreifen des Schicksals in das Leben der Menschen wenigstens als Gegenstand künstlerischer Darstellung unvereinbar. Schillers Braut von Messina war auch für seine Zeit ein ästhetischer Mifsgriff. Unserem Gefühl erscheint das Schicksal des Ödipus als eine Brutalität und die Handlung der Antigone, die auf einem abergläubischen Bestattungswahn aufgebaut ist, entlockt uns ein mitleidiges Lächeln. Das klingt ungemein ketzerisch, aber man wird dem beistimmen müssen, sobald man sich nur entschliefst, sich nicht durch historische Auffassung beeinflussen zu lassen, sondern einzig und allein nach unserem modernen ästhetischen Gefühl zu urteilen. Diese Trennung unseres Bewufstseinsinhalts ist notwendig, da es sich ja darum handelt, die Behauptung, die griechischen Litteraturwerke seien noch heute giltige ästhetische Vorbilder, zu widerlegen. Ein Beispiel wird das noch deutlicher machen: Man vergegenwärtige sich den Eindruck, den ein modernes Drama hervorrufen würde, das in ernsthafter Weise etwa die Vampirsage seiner Handlung zu Grunde legte. Ganz ähnlich liegt es mit den Werken unserer grofsen deutschen Klassiker. Es wird die Zeit kommen, wo man sie nicht mehr aus ästhetischen, sondern lediglich aus nationalen Beweggründen lesen wird. Das läfst sich schon heute deutlich erkennen. Wer liest heute noch Klopstock oder Wieland? Von Lessing bildet Nathan der Weise noch heute ein Zugstück unserer Bühnen, weil seine Tendenz dem Interesse an den noch ungelösten kirchlichen und religiösen Fragen der Gegenwart entgegenkommt, daneben erscheinen noch vereinzelt Mifs Sara Sampson und Minna von Barnhelm. Die trefflichen Prosaschriften des grofsen Mannes gehen, ebenso wie die Werke der erstgenannten Klassiker, doch kaum mehr über den Bereich der Schule und der litteratur-historischen Kreise hinaus. Schiller hat im Herzen des deutschen Volkes tiefe Wurzeln geschlagen, aber er macht keine Schule mehr, ein Beweis, dafs seine poetische Sprache dem Bewufstsein der Gegenwart immer fremder wird. Am längsten dürfte sich noch Goethe halten: manche seiner Prosaschriften werden sogar noch mehr zur Geltung kommen, denn er stellt Probleme, an deren Lösung auch noch die Gegenwart arbeitet. Dieses Veralten zeigt sich in doppelter Hinsicht: in der Form und dem Inhalt. Unsere Zeit hat die antiken Hüllen der

klassischen Periode völlig abgestreift. Die Verwendung der klassischen Versmafse widerstrebt unserer Einsicht in das Wesen der Sprache ebenso sehr wie unserem nationalen Bewufstsein: der Hexameter fristet nur noch in einer untergeordneten Litteraturgattung ein kümmerliches Dasein und die künstlichen Mafse der antiken Lyriker und Tragiker sind uns vollends unerträglich. Das ganze Rüstzeug der antiken Mythologie und Sage, dessen tropische und metaphorische Verwendung in der poetischen Sprache des achtzehnten Jahrhunderts einen so grofsen Raum einnimmt, würde auf uns in modernen Werken den Eindruck des Lächerlichen machen. Auch inhaltlich wendet sich die Gegenwart immer mehr von den früher gebräuchlichen Stoffen ab und den grofsen sozialen und ethischen Fragen des Jahrhunderts zu. Das historische Drama interessiert uns nur noch, wenn es sich an unsere nationalen Gefühle wendet, und der historische Roman eilt, nach einer kurzen Blütezeit, dem Verfall entgegen. Der kräftige Pulsschlag des heutigen Volkslebens zieht auch die Litteratur unaufhaltsam in seine Kreise. Sollte sich eine neue, zeitgemäfse Lyrik aus den abgelebten Formen entwickeln, so würde sie jedenfalls nicht mehr den Mond anseufzen und dem Nachtigallenschlag lauschen, sondern sich den grofsen Schmerzen und Hoffnungen des modernen Lebens weihen. Die gegenwärtige Litteratur macht den Eindruck des in sich Unfertigen und Widerspruchsvollen. Der moderne Naturalismus zeigt sogar abschreckende und widerliche Erscheinungsformen. Doch das ist die notwendige Folge der Übergangszeit, in der wir leben. Schon geht, dem schärferen Blick deutlich erkennbar, der trüb gärende Most der Wandelung in klaren Wein entgegen. Dem kommenden Jahrhundert wird sich der moderne Geist nicht nur in weiteren Fortschritten der Wissenschaft und Sozialpolitik, sondern auch in eigenartigen künstlerischen Leistungen offenbaren.

Mit dem thatsächlichen Wandel der ästhetischen Gefühle geht die Änderung der theoretischen Auffassung Hand in Hand. Die neuere Psychologie hat darauf verzichtet, a priori einen Seelenbegriff zu konstruieren und über seine Eigenschaften Systeme aufzustellen, sondern sie hat den Weg betreten, durch sorgfältige Einzeluntersuchungen einer späteren begrifflichen Fassung vorzuarbeiten. Im Zusammenhang damit hat man auch das Bestreben, ein allgemein giltiges Prinzip des Schönen aufzustellen, als ein Phantom erkannt. Die historische Anschauung der Gegenwart wie

die vertiefte psychologische Kenntnis machen das in gleicher Weise unmöglich. Wir wissen heute, daſs das Geschmacksurteil an das persönliche Lust- und Unlustgefühl geknüpft ist. Anlage, Unterricht, Erziehung, späteres Studium und Verkehr wirken hier in der mannigfaltigsten Weise bestimmend ein. Die Gewohnheit von Jahrhunderten hat zu einer gewissen Gleichmäſsigkeit der Empfindung geführt. Aber ist denn der theoretische Nachweis, was schön sei, was nicht, zu liefern? Es giebt viele ernsthafte und gebildete Männer, denen Werke der griechischen Litteratur und Kunst ästhetisches Miſsfallen erregen, bei deren Betrachtung der klassische Philologe und Archäologe in Entzücken schwelgt.[62]) Eine wissenschaftliche Schönheitslehre ist erst möglich auf dem Grunde der modernen Psychologie. Fechner schrieb bereits eine Vorschule der Ästhetik auf psychologischer Grundlage. In neuester Zeit beschreitet die ästhetische Forschung diesen Weg mit immer gröſserem Erfolge. W. Scherer hat in seinem Jacob Grimm den Ausspruch gethan, daſs das geistige Wesen des Menschen aus den Naturbedingungen, in die er hineintritt, begriffen werden müsse. Seine Poetik, die er bei seinem leider zu früh eingetretenen Tode unvollendet zurückliefs, stellt sich mit Entschiedenheit auf den Standpunkt des Evolutionismus. Während die frühere Ästhetik das absolute Schöne begrifflich zu konstruieren suchte, versucht Scherer, die objektiven Mächte, welche die Entwickelung der Poesie bestimmen, zu erkennen. Heinrich Viehoff hat das Manuskript einer Poetik auf Grundlage der Erfahrungsseelenlehre hinterlassen, die dieselbe Richtung einschlägt. Die moderne Ästhetik wird sich zunächst mit einer Kritik der elementaren Empfindungen (der psychologischen Vorbedingungen) zu beschäftigen haben und sodann an die Untersuchung der Erscheinungsformen des Schönen im Laufe der geschichtlichen Entwickelung herantreten. Einen absoluten ästhetischen Maſsstab giebt es für sie nicht. Das Urteil über die einzelnen künstlerischen Leistungen wird von der Beantwortung der Frage abhängen, inwieweit in ihnen der Geist des betreffenden Volkes und der betreffenden Zeit zum Ausdruck kommt.

Der Wandel der ästhetischen Gefühle ist erst in neuerer Zeit namentlich unter dem Einfluſs der historisch-genetischen Auffassung der Erscheinungen weiteren Kreisen zum Bewuſstsein gekommen. Der Gegensatz der antiken Ethik zu den weltbewegenden Ideen des Christentums lag aber bereits den älteren Humanisten in seiner

vollen Stärke vor. Um so mehr mufs man sich wundern, dafs die idealisierende Tendenz des Humanismus ihn hat übersehen können. Die Gegenwart hat sich von den Voraussetzungen der antiken Ethik noch weiter entfernt. Es ist in der That schwer zu begreifen, dafs es noch gegenwärtig Leute giebt, welche gerade bei den Griechen und Römern die vorzugsweise geeigneten sittlichen Vorbilder für die heranwachsende Jugend finden. Alle bürgerlichen Tugenden, Mut und Tapferkeit, Heldengröfse und Aufopferungsfähigkeit sind auch bei allen anderen Kulturvölkern mindestens in derselben Höhe in die geschichtliche Erscheinung getreten. Also der Opfertod römischer Helden oder die Aufopferung der 300 Spartiaten bei den Thermopylen entscheiden die Frage nicht. Auch nicht die Idealität der sittlichen Aussprüche in den Schriften der Denker und Dichter. Daran fehlt es in allen anderen Litteraturen auch nicht. Es handelt sich vielmehr darum, ob in der griechischen oder römischen Geschichte im sozialen und staatlichen Leben solche ethischen Grundsätze zum Ausdruck gekommen sind, die uns noch heute als vorbildlich gelten können. Das mufs mit Entschiedenheit verneint werden. Auf die erbitterten Bruderkämpfe, die sich durch die ganze griechische Geschichte ziehen, ist schon oben (S. 68) hingewiesen worden. Das innere Leben der Spartaner zeigt uns, bei der Rauheit und Einfachheit der Lebensweise, die uns erfreulich berührt, in anderer Beziehung eine abschreckende Roheit der sittlichen Empfindungen. Noch unerfreulicher ist das Bild des athenischen Staates. Wenn man der Jugend ein Staatswesen von seinen schlimmsten Seiten vorführen will, dann treibe man mit ihr recht eifrig athenische Geschichte. Eine unwissende und urteilslose, dabei von sich bis zur Überspanntheit eingenommene Menge, die die besten Männer des Volkes in die Verbannung oder in den Tod schickt und vor allem ein wüstes demagogisches Treiben der schlimmsten Art — das hat sich wohl zu allen Zeiten und bei allen Völkern im Laufe ihrer geschichtlichen Entwickelung gezeigt, nirgends aber hat es dem öffentlichen Leben einen so tief eindringenden Stempel aufgedrückt, wie gerade zu Athen. Will man gerade im athenischen Staatswesen ethische Vorbilder für die Jugenderziehung suchen, so mufs man entweder, wie es bekanntlich geschieht, die Geschichte auf Kosten der Wahrheit idealisieren, oder man mufs sich auf den Standpunkt der Abschreckungstheorie stellen, ein methodisches Verfahren, das doch heute allseitig aufgegeben

ist. Selbst wenn man die Vertiefung in das kulturelle Leben bei Seite läſst und sich ausschlieſslich an die in den antiken Schriften dargebotene Geistesnahrung hält, wird nichts gebessert. Auch in der idealisierenden Auffassung der Schriftsteller tritt das ethisch Ungenügende überall hervor. Wichtige ethische Anschauungen und Einrichtungen, die wir gerade unserer Jugend vorbildlich vor Augen führen müssen, sind in den antiken Schriftwerken gar nicht vertreten oder unvollkommen dargestellt. Hier seien nur die beiden wichtigsten Punkte hervorgehoben: der Begriff der Persönlichkeit und das Familienleben. Beides hängt eng zusammen. Religion, Sitte, Freiheit und Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen sind im griechischen Staatswesen nicht die Erscheinungsformen selbständiger, idealer Mächte, sondern gehen im Begriff des Staates unter. Der Staat greift in das innerste Heiligtum der individuellen Freiheit ein. Das Individuum gilt nicht als Mensch, sondern nur als Bürger. Ähnlich ist die römische Anschauung. Daraus erklärt sich, daſs der heutige Begriff der Humanität der antiken Welt fremd ist.[63]) Die Anschauung, daſs alle Menschen als Angehörige der Gattung gleiche, unveräuſserliche Rechte haben, war Griechen wie Römern unfaſslich. Der Humanitätsbegriff ist in seiner rein ethischen Bedeutung christlich. Christi Wort: „Ihr seid alle Gottes Kinder" leitet einen der gewaltigsten Fortschritte des Menschengeschlechts ein. In der Fülle seiner praktischen sozialen Wirksamkeit aber ist der Begriff modern. Wie daher die Griechen die Barbaren als untergeordnet, gewissermaſsen als Menschen zweiter Klasse ansahen, so beruht auch die soziale Ordnung ihres Staatswesens auf einem scharf ausgeprägten Kastenunterschied. Das wurde sogar theoretisch anerkannt. Die Stelle im Plato: „Alle Menschen sind zwar Brüder, der bildende Gott aber hat denen, welche geschickt sind zu herrschen, bei ihrer Geburt Gold beigemischt, ihren Gehilfen, den Wächtern, Silber, Eisen aber und Erz den Ackerbauern und übrigen Bürgern" — ist bezeichnend für die im Altertum allgemein herrschende Ansicht von der ursprünglichen geistigen Verschiedenheit der Menschen. Daher die Verordnung bei Plato, daſs im Stande der Handwerker kein einheimischer Bürger sein dürfe, daher im antiken Staatswesen die die Festigkeit der staatlichen Einrichtungen untergrabende Sklaverei. Untergeordnet ist die Stellung der Frau. Die Ehe ist bei Griechen eine rein physisch-politische Einrichtung. Ihr Zweck ist ausschlieſs-

lich das παιδοποιεῖσθαι, wenn auch in Athen die Institution nicht so cynische Formen annahm wie in dem rohen Sparta.[64]) Daher giebt es kein Familienleben in unserem Sinne, daher konnte sich ein Hetärenkultus entwickeln, der der Verehrung der Demi-monde in den verderbtesten Zeiten des zweiten französischen Kaiserreichs wenig nachgab, daraus erklärt sich auch das weit verbreitete Laster der Männerliebe. Die Römer stehen hierin höher. Doch beweist auch hier die Existenz verschiedener Formen der Eheschliefsung mit verschiedenen zivilrechtlichen Wirkungen den verhältnismäfsig niedrigen Standpunkt. Die ethische Auffassung der Griechen hat ihren reinsten Ausdruck gefunden in Platos Staat. Ist man wirklich der Meinung, dafs dieses Werk des berühmten Philosophen in irgend einer Beziehung für uns ethisch vorbildlich sein kann?

Die bisherige Erörterung hat die antike Welt der modernen gegenübergestellt und ihre Verschiedenheit in der Art wissenschaftlicher Forschung und in der Gestaltung der ästhetischen und ethischen Ideale nachgewiesen. Den Vorwurf humanistischer Heifssporne, dafs die Gegenwart eine Zeit des Materialismus und der Genufssucht sei, die von den echten Idealen abgefallen sei und den Urquell alles Wahren, Guten und Schönen verleugne, wird man ruhig hinnehmen müssen. Aber selbst wenn die Verschiedenheit der geistigen Auffassung sich nicht so handgreiflich offenbarte, würde das Ideal des Humanitätszeitalters für uns unannehmbar sein. Unser Gefühl wie unser Wissen lehnen sich in gleicher Weise dagegen auf. In der Griechenwelt, so lautet die Behauptung der Humanisten, ist der echte Typus reiner Menschlichkeit verwirklicht. Echt hellenisch heifst echt menschlich denken. Hier also liegen die absoluten Vorbilder für alle spätere Zeit. Dann wäre also die grofse, unendliche Aufgabe der Menschheit, objektive (reine) Ideen in subjektive (wirkliche) Ideen umzusetzen, durch jenes Volk bereits erfüllt. Dann wäre jeder Fortschritt ausgeschlossen, dann bestände die ganze nachlebende Menschheit aus elenden Schächern und Nachtretern, deren einzige Pflicht wäre, sich in die Betrachtung jener menschgewordenen Göttlichkeit zu versenken! Wahrlich, eine solche Anschauung empört unser Bewufstsein im tiefsten Grunde. Es ist bezeichnend für die Unmündigkeit und Schwäche des achtzehnten Jahrhunderts, dafs ein solcher Gedanke eine so grofse Ausbreitung finden konnte. Uns lehrt die historisch-genetische Auffassung der geschichtlichen Erscheinungen

und die Einsicht in den psychologischen Werdegang der Menschheit, dafs die Offenbarung des Absoluten in der sinnlichen Erscheinung ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wir sehen, wie weltbewegende Ideen entstehen, sich ausleben und dann aufgehen in eine höhere Einheit. Das Auftreten der Ideen in der Geschichte wie es sich in den Gestalten gewaltiger Persönlichkeiten, in der Schöpfung hervorragender Geisteswerke und in der Schaffung von Institutionen und Verbänden zeigt, ist nie der Ausdruck des Absoluten, sondern stets beschränkt durch die Grenzen der Zeit und der Eigenart des Volkes. Auch wirkt keine Idee in ihrer ursprünglichen Gestalt fort, sondern erliegt notwendig einer Umbildung. Die Idee der absoluten Vollkommenheit liegt nicht hinter uns in irgend einer geschichtlichen Erscheinung, sondern vor uns in der Unendlichkeit. Das Ideal ist das allemal aus der Vergangenheit erwachsene und allemal in die Zukunft hineinstrebende Leben der Gegenwart. Dafs wir dieses Ideal denken können, das verdanken wir dem unveräufserlichen idealen Sinn, der in uns Menschen liegt, darauf beruht all unser Streben, all unser Forschen, unsere ganze Arbeit, darauf ruht vor allem der ganze Fortschritt in der Entwickelung des Menschengeschlechts. Schön und kurz bezeichnet Lazarus die moderne Aufassung vom Wesen des Ideals mit den Worten: „Wir haben keine absolute Erkenntnis, aber wir haben die Erkenntnis des Absoluten; fern von der Vollkommenheit der Idee, folgen wir dennoch der Idee der Vollkommenheit.“ 65)

Fassen wir die vorangehenden Erörterungen nach allen Gesichtspunkten zusammen, so werden wir uns der Thatsache nicht verschliefsen können, dafs uns eine tiefe Kluft des Denkens und Empfindens von der geistigen Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts trennt. Darüber kann weder die Gewohnheit der Schule noch der Umstand hinwegtäuschen, dafs ein täglich kleiner werdender Kreis von Anhängern den ihnen lieb gewordenen Anschauungskreis gegenüber den geistigen Anforderungen einer Zeit, die sie nicht verstehen, aufrecht erhält. Die Ideen des Humanitätszeitalters haben ihre Triebkraft verloren und die Geisteswelt der klassischen Völker wandelt sich immer mehr zu rein historischem Besitz. Schon oben (S. 75—76) wurde darauf hingewiesen, dafs der Unterricht einen doppelten Zweck zu verfolgen hat. Wenn das Hauptgewicht auf dem Wissen und den idealen Bestrebungen der Gegenwart ruhen mufs, so ist daneben das historisch Gewordene in den Kreis der

Betrachtung zu ziehen. Dann entsteht die Frage, in welchem Umfange die Vergangenheit Gegenstand der schulgemäfsen Behandlung werden soll. Auch hier stellt sich die geistige Auffassung unserer Zeit den überlieferten Anschauungen schroff gegenüber. Wir haben von Ideal und Leben andere Vorstellungen als das Humanitätszeitalter. Das geistige Interesse des achtzehnten Jahrhunderts wendete sich überwiegend rückwärts, der Vergangenheit zu, denn die Gegenwart bot in der Verworrenheit und Trostlosigkeit der politischen und sozialen Verhältnisse nichts, was den Geist in dauernder Spannung hätte halten können. Das Dichterwort: „Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich!" ist der treffende Ausdruck der allgemeinen geistigen Stimmung. Der Kultus der Vergangenheit beherrschte die damalige gebildete Welt nahezu ausschliefslich. Hier liegt die Wurzel einer Auffassung, die die Wissenschaft als einen Kreis reinerer, höherer Thätigkeit von der Berührung mit den Kräften der Gegenwart abschlofs und in allen Gestaltungen und Bestrebungen des täglichen Lebens den Ausdruck einer ungeordneten Geistesrichtung erblickte. Die ideale, interesselose Beschäftigung mit der Wissenschaft wurde der materialistischen Thätigkeit des blofs erwerbenden Lebens gegenüber gestellt. Anwendung der Wissenschaft auf Fragen der Gegenwart galt als ein Abfall von ihrer hohen und heiligen Aufgabe. Heute kleidet man dieselbe Auffassung in die Worte: Die Wissenschaft ist sich selbst Zweck. Ein hervorragender humanistischer Gelehrter und Schulmann, der Gymnasialdirektor und Professor A. W. Hoffmann hat diese Ansicht in neuerer Zeit mit jeder wünschenswerten Klarheit zum Ausdruck gebracht. Er läfst sich in einer Rektoratsrede[66]) folgendermafsen aus: „Die theologische, juristische, medizinische sind die Fakultäten der Wissenschaft im Dienste des Lebens, sie sind immerhin mindestens vorzugsweise der Lehre der angewandten Wissenschaft gewidmet; die philosophische ist eine Fakultät der freien, in keinem Dienste stehende Wissenschaft, ihre Bestrebungen sind zunächst auf die Lehre der Wissenschaft ihrer selbst wegen gerichtet.... Die Idealität des akademischen Studiums, die selbstlose Hingabe an die Wissenschaft als solche, die freie Übung des Denkens, zugleich Bedingung und Folge dieser Hingebung, treten in dem Mafse mehr und mehr zurück, als der Vorbildung für die Hochschule der klassische Boden unseres Geisteslebens entzogen wird, wie ihn das Gymnasium vorbereitet ....

Die mächtigste Schutzmauer des Gymnasiums ist die geschlossene Phalanx der ungeteilten philosophischen Fakultät." Es mag davon abgesehen werden, dafs diese Trennung und Gegenüberstellung der Fakultäten nach dem Prinzip der angewandten und der reinen Wissenschaft der Ausdruck eines veralteten Standpunktes und gegenwärtig widersinnig ist, da die verschiedenen Wissensgebiete die mannigfachsten Beziehungen haben, ja geradezu in einander übergehen. Viel schlimmer ist die Gesinnung, die sich in den Ausführungen des Direktors Hoffmann ausspricht: sie ist für den, der für die Vorstellungen und Forderungen unserer Zeit Verständnis hat, völlig unfafsbar und in hohem Grade bedauerlich. Also die Leistungen unserer grofsen Physiker, Chemiker, Mechaniker und Ärzte dienten nicht der reinen Wissenschaft, weil sie zum Segen der Menschheit eine tiefgreifende Umgestaltung in unserer praktischen Lebensführung hervorgebracht haben! Eine solche Meinung ist ein rechtes Beispiel dafür, wie eine seit der Jugend gepflegte einseitige Richtung mitten unter den gewaltigen Kräften des frisch blühenden Lebens zu geistiger Erstarrung führt. Man nennt unser Jahrhundert realistisch. Das halten wir gerade für einen grofsen Vorzug. Wer es deswegen auch materialistisch nennen und ihm die Idealität der Gesinnung absprechen will, der versteht die heutige Zeit nicht. Man hebt die Schattenseiten hervor, die jede glanzvolle Entwickelung notwendig im Gefolge hat, aber man sieht nicht das gewaltige, geistige und sittliche Streben. Freilich zeigt sich, gegen früher, ein tiefgehender Unterschied. Der Idealismus des achtzehnten Jahrhunderts jagte, vom Boden der Wirklichkeit losgelöst, abstrakten Träumereien nach: seine grofse Schwäche ist, dafs ihm völlig die Fähigkeit abging, seine Ideen in Thaten umzusetzen. Heute verwandeln wir unsere Ideen in praktische Probleme, das heifst, wir streben danach, unsere Ideale nach Möglichkeit zu verwirklichen. Wohl keine frühere Zeit hat in solcher Übertragung der idealen Forderungen in die Wirklichkeit des Lebens mehr und gröfseres geleistet als die Gegenwart. Wir sind in unserer Thätigkeit, in der Wahl der Mittel zur Ausführung unserer Ideen, realistisch und das ist unser Stolz und unser Vorzug; andererseits streben wir in der Ausgestaltung unseres gesamten geistigen, sittlichen und sozialen Lebens viel zielbewufster und energischer dem Ideal entgegen, als es je bisher geschehen ist. Deshalb setzen wir unser ganzes geistiges Leben in Beziehung zur Gegenwart. Deshalb verlangen wir von der

Wissenschaft, dafs sie in allem was sie leistet, in lebendige Wechselwirkung trete mit den geistigen Bedürfnissen des wirklichen Lebens. Nichts ist uns so verhafst wie abstrakter Doktrinarismus. Die Zeit ist zu ernst, und die Aufgaben der Kulturmenschheit sind zu schwierig und zu mannigfaltig, als dafs man es ruhig mit ansehen könnte, dafs weite Kreise der gebildeten Bevölkerung einer geistigen Auffassung huldigen, die sie den Pflichten des modernen Staatsbürgers, des modernen Menschen entfremdet. Wer sich heute von der idealen Arbeit an dem Ausbau unserer staatlichen Einrichtungen, an der Besserung unseres sittlichen und sozialen Lebens fernhält, den zeihen wir einer nahe an Unsittlichkeit grenzenden Schwäche.[67]) Aus diesen Gründen ist die Organisation des gymnasialen Unterrichts so unerträglich. Der Gedanke, dafs gerade der beste Teil unserer Jugend — die Knaben und Jünglinge, die einst als moderne Menschen im besten Sinne an die staatlichen und sozialen Aufgaben herantreten sollen — zehn Jahre lang in der Mehrzahl der Unterrichtsstunden in einem Gedankenkreis erzogen werden soll, der mit unserem heutigen Geistesleben lediglich in historischem Zusammenhang steht, erscheint uns in hohem Grade widersinnig. Die Gegenwart hat nicht die Zeit, die Beschäftigung mit einer noch so interessanten Vergangenheit zum Mittelpunkt des Unterrichts zu machen, daher drängt sie mit der ganzen Wucht ihrer Interessen auf eine Einschränkung des klassischen Unterrichts hin. Wie weit diesem Streben bei der Gestaltung des höheren Schulwesens im modernen Sinne Rechnung getragen werden mufs, das hängt von dem Begriff der allgemeinen Bildung ab, dessen Erörterung uns weiter unten beschäftigen soll.

Wir haben die Entwickelung des geistigen Lebens der Gegenwart nach ihren Hauptrichtungen verfolgt. Ihr Charakter besteht in einer entschiedenen Loslösung von dem Geistesleben der antiken Kultur und von der Humanitätsidee des achtzehnten Jahrhunderts. Drei Mächte, der realistische, den grofsen Kulturaufgaben der Gegenwart zugewendete Sinn, die neuere Wissenschaft und die Nationalitätsidee, beherrschen das Denken und Fühlen der modernen Menschheit immer ausschliefslicher. Jede einzelne würde genügen, um das humanistische Gymnasium in arge Bedrängnis zu versetzen. Ihr Zusammenwirken macht die Lage des Gymnasiums hoffnungslos. Die Schöpfung eines der Gegenwart fremd gewordenen Geistes wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, den veränderten Kulturbedingungen in nicht zu ferner Zukunft zum Opfer fallen.

Dritter Abschnitt.

Die Sprachen als Gegenstand des Schulunterrichts.

Als der lebendige Gebrauch der lateinischen Sprache aufhörte, ergab sich für die Vertreter der gelehrten Bildung die Notwendigkeit, den ausgedehnten lateinischen Unterricht in der Schule durch andere Gründe zu rechtfertigen. So entstand jene Theorie, die man heute als formale Bildung bezeichnet. Sie findet sich völlig ausgebildet schon bei Heyne[1]), und seinen Zeitgenossen, von denen sie Wolf übernahm. Nach ihr führt das Studium der Sprache unmittelbar in die Logik ein. Je vollkommener eine Sprache ist, desto geeigneter ist sie zur logischen Schulung. Das Studium einer solchen vollkommenen Sprache dient zugleich in hohem Grade der Veredelung und dem gewandten Gebrauch der Muttersprache. Danach würde die Aufgabe solcher logischen und sprachlichen Ausbildung dem griechischen Unterricht vorzugsweise zufallen müssen. Hier haben sich die späteren Vertreter der Gymnasialidee eine Folgewidrigkeit zu schulden kommen lassen, zu der sie freilich durch die Verhältnisse gezwungen wurden. Denn nicht das Griechische, sondern das Lateinische soll an dem heutigen Gymnasium jene formale Bildung vermitteln, trotzdem die römische Sprache gegenüber der hellenischen Formenfülle bereits einen arg zertrümmerten Sprachstand darstellt. Aber diese mit dem Prinzip in Widerspruch stehende Übertragung war insofern notwendig, als die Wertschätzung der römischen Schriftsteller im Laufe des Jahrhunderts immer geringer wurde, während der tiefere Gehalt der griechischen Litteratur und ihre enge Verbindung mit dem deutschen Geistesleben sich als ausreichende Gründe für die Beibehaltung des griechischen Unterrichts erwiesen. Wenn auch noch heute bisweilen verschämte Versuche unternommen werden, den Schulbetrieb der römischen Schriftsteller auch mit Hinweis auf ihren Inhalt zu recht-

fertigen[2]), so tritt doch die Verteidigung nach dieser Seite hin immer mehr in den Hintergrund. Desto dringender werden der logische Gehalt der lateinischen Sprache, ihre Klarheit und Formvollendung, ihr wohlthuender Einflufs auf die Fähigkeit der Begriffsunterscheidung und auf die Ausbildung eines mustergiltigen deutschen Stils betont, um die grofse, ihr auf unseren Gymnasien zugewendete Stundenzahl zu rechtfertigen. Daher hat die folgende Untersuchung über sprachliche Bildung vorzugsweise das Lateinische zu berücksichtigen.

Die Theorie der formalen Bildung ist in einer Zeit entstanden, deren Begriffe über den Unterschied psychologischer und logischer Denkformen und über Wesen und Entstehung der Sprache äufserst roh waren. Deshalb mufs der Beweisführung eine allgemeine Erörterung vorausgeschickt werden, die über die psychologischen, logischen und sprachlichen Grundbegriffe Klarheit schafft. Dann folgt die Behandlung des Begriffs der formalen Bildung. Den Schlufs bildet eine Auseinandersetzung über das Verhältnis des fremdsprachlichen Unterrichts zu dem in der Muttersprache und über Zweck und Ziele des sprachlichen Unterrichts überhaupt.

1. Psychologie, Logik und Sprache.

Auf die Thatsache, dafs die Auffassung der Denkprozesse vom einseitig logischen Standpunkte im Laufe der geschichtlichen Entwickelung immer gröfsere Ausdehnung gewann, ist oben (S. 80) hingewiesen worden. Die eigentümliche Schwierigkeit, welche der Untersuchung über die Erscheinungen des Seelenlebens ihrer Natur nach anhaftet, liefert die Erklärung für diese Gebietsüberschreitung. Aristoteles hat zuerst über die Natur der seelischen Vorgänge nachgedacht und das begriffliche Denken von dem ihm anklebenden Stoffartigen gesondert. Das ist eine Geistesthat, deren Wert man nicht hoch genug anschlagen kann. Aber seine Untersuchung mufste bei dem Mangel wissenschaftlicher Methode in Irrtümer verfallen, die für sein System und für die geistige Entwickelung der Nachwelt von verhängnisvollen Folgen begleitet gewesen sind. Denn da im thatsächlichen Verlauf des Denkens jene Vorgänge, denen wir logischen Wert beimessen, nie von ihrer umfassenden Grundlage, der rein psychologischen Gedankenentwickelung, getrennt erscheinen, so erwuchs den gelehrten Stagiriten die Aufgabe einer

wissenschaftlichen Sonderung, der er bei der Beschränktheit seiner erkenntnistheoretischen Hilfsmittel nicht gewachsen war. Während daher jene Gesetze des bewufsten Denkens, die man unter dem Begriff der formalen Logik zusammenfast, sich seiner Betrachtung sofort ergaben, mufste ihm das weite Gebiet des psychologischen Denkens kraft seiner verborgenen Natur entgehen. Dieser Mangel einer scharfen Sonderung beeinflufst namentlich seine Bearbeitung der Begriffsbildung, die über eine rein äufserliche Subsumtionstechnik nicht hinauskommt. Die Entwickelungsgeschichte des Begriffs bleibt ihm völlig verborgen. Die Erkenntnis der Allgemeingiltigkeit, die er den Gesetzen der formalen Logik zuerkennen mufste, führte ihn sodann, bei der Unfähigkeit, eine Grenze gegenüber den übrigen Gebieten geistigen Geschehens zu finden, zu dem weiteren Schritt, die Ergebnisse logischen Denkens von dem ihm eigenen beschränkten Geltungskreis auf alle übrigen Gebiete innerer Erfahrung und schliefslich auch auf die Gegenstände der äufseren Erfahrung zu übertragen: er schreibt den Dingen oder, besser gesagt, den sprachlichen Bezeichnungen der Dinge, den Worten, ein begriffliches Sein zu und sieht in den Schlüssen der formalen Logik das sichere Mittel, die Realität der äufseren Welt zu erkennen. Diesem dialektischen Schein mufste er um so eher verfallen, als er in seinen Untersuchungen von einem Grundgesetz menschlichen Erkennens überhaupt geleitet wurde. Unsere Erkenntnis beruht auf der unbestreitbaren Forderung, dafs alle Gegenstände, die unserer Untersuchung unterliegen, in einem gesetzmäfsigen Zusammenhang stehen. Wir streben, unserer geistigen Natur zufolge, danach, sie zu begreifen, denn eben die Erfüllung der Begreiflichkeit nennen wir Erkenntnis. Da nun das logische Denken diese Forderung der Begreiflichkeit in sich vollkommen erfüllt und seiner Natur nach selbst das Mittel ist, mit dem unser Erkennen arbeitet, so hatte die ihm inwohnende Neigung, sein ihm zukommendes Gebiet zu überschreiten, so lange freien Spielraum, als der Erfahrung, mit der unser Erkennen stofflich arbeitet, die ihr gebührende Berücksichtigung versagt wurde. Bei der Erörterung des antiken Geisteslebens in seinem Verhältnis zum modernen (siehe oben S. 78—79) wurde bereits darauf hingewiesen, wie sehr die Griechen durch die völlige Kritiklosigkeit, mit der sie den Thatsachen der Erfahrung gegenübertraten, in ihrem wissenschaftlichen Erkennen beeinträchtigt wurden. Von dieser Schwäche konnte sich auch

Aristoteles nicht freimachen. Bis in die neueste Zeit hat die wissenschaftliche Forschung zahlreiche trübe, auf rein logischen Abstraktionen beruhende Elemente spekulativen Charakters nicht abstofsen können, bis es schliefslich durch die Leistungen der Naturwissenschaften gelang, die Prinzipien einer wahrhaft exakten Forschung festzustellen und damit auch das Gebiet logischen Erkennens nach allen Richtungen hin genau abzugrenzen. —

Die Psychologie ist eine junge Wissenschaft. Sie entstand, als man dahin gelangte, die unfruchtbare Theorie der Seelenvermögen aufzugeben und die psychischen Erscheinungen einer unbefangenen Prüfung zu unterwerfen. Ihre Begründung auf die Thatsachen der Physiologie und die Heranziehung des wissenschaftlichen Versuchs haben, wenn man die kurze Zeit ihres Bestehens in Erwägung zieht, Ergebnisse geliefert, die man als glänzende bezeichnen mufs. Die psychologischen Studien werden noch oft von Vertretern verschiedener Geistesrichtungen mit Mifstrauen betrachtet. Dieses Mifstrauen hat seine Berechtigung, sobald jene schwierigen Probleme in Frage kommen, die an dem Endpunkte menschlichen Wissens stehen. Die Ansichten über die Natur der Seele, über den Zusammenhang der geistigen Vorgänge mit den physiologischen Erregungen, an die sie gebunden sind, haben für unsere Erkenntnis durchaus einen bedingten Wert. Wahrscheinlich wird die Wissenschaft hier stets ihr „ignorabimus“ sprechen müssen. Wenigstens wird die Psychologie sich für absehbare Zeit, falls nicht ganz neue überraschende Hilfsmittel in den Dienst der Forschung gestellt werden, zunächst damit zu beschäftigen haben, die Grenzen des erforschbaren Gebietes gegenüber jenem End- und Kernpunkt der Frage, bei dessen Erörterung das Wissen zum Glauben wird, mit möglichster Schärfe abzustecken. Im Bereich dieser Grenzen bleibt noch auf lange Zeit genug zu thun übrig. Die Gesetze, welche die psychischen Bewegungen regeln, sind in ihren Grundzügen festgestellt und die Abgrenzung der psychologischen Seelenthätigkeit gegen die Gesetze, denen unser logisches Denken folgt, ist in abschliefsender Weise zur Vollendung gebracht. Die Thatsache, dafs die psychologischen Studien, trotz ihrer Jugend bereits zur Aufstellung gewisser unbestreitbarer Prinzipien geführt haben, mufs mit grofser Schärfe hervorgehoben werden. Niemand wird verlangen, dafs Probleme, die noch dem Streite verschiedener wissenschaftlicher Richtungen unterliegen, Einflufs auf weitere Kreise

des geistigen Lebens gewinnen. Ist aber eine neue Auffassung vom Wesen geistiger Vorgänge in ihrer wissenschaftlichen Thatsächlichkeit nachgewiesen, so wird es zur unabweisbaren Pflicht, alle jene Gestaltungen des praktischen Lebens, die aus dem in Betracht kommenden Gedankenkreise ihre geistige Nahrung ziehen, auf diese Auffassung hin zu prüfen.

Die mannigfachen Reize mechanischer, thermischer, chemischer oder elektrischer Art, durch welche die Aufsenwelt auf unser Nervensystem einwirkt, setzen sich in der Seele in (immaterielle) Empfindungen um, aus deren Zusammenwirken die Vorstellungen hervorgehen. Diese wiederum gehen mannigfache Verbindungen ein. Solche Verbindungen sind bestimmten Gesetzen unterworfen, die man als Assoziationsgesetze bezeichnet. Ähnlichkeit und Gegensatz oder Zeitfolge und räumliches Beisammensein bedingen den Zusammenschlufs der Einzelvorstellungen. Es mufs beachtet werden, dafs diese Assoziationsreihen nichts mit den Vorgängen logischen Charakters zu thun haben, ja sie gewinnen desto gröfsere Herrschaft, je mehr das logische Denken zurücktritt.[3]) Neben der assoziativen Thätigkeit der Seele und mit ihr zusammenwirkend finden geistige Vorgänge statt, die einen wesentlich verschiedenen Charakter tragen. Die jeden Augenblick neu hinzutretenden Reize und Vorstellungen verbinden sich mit dem bereits vorhandenen seelischen Inhalt, bleiben aber nicht in ihrer ursprünglichen Eigenart bestehen, sondern werden durch die überwiegende Kraft der älteren Vorstellungsmassen bestimmt und mannigfach umgeändert. Die neue Vorstellung ordnet sich dem vorhandenen Gedankenkreis ein. Diesen Vorgang nennen wir Apperzeption. „Apperzeption ist diejenige seelische Thätigkeit, durch welche einzelne Wahrnehmungen, Vorstellungen oder Vorstellungsverbände zu verwandten Produkten unseres bisherigen Vorstellungs- und Gemütslebens in Beziehung gesetzt, ihnen eingefügt und so zu gröfserer Klarheit, Regsamkeit und Bedeutung erhoben werden.“[4]) Die Apperzeption bestimmt die Entwickelung der Gesamtvorstellungen und des Gedankenverlaufs und ist von der gröfsten Bedeutung für die ganze Ausbildung des Geistes.

Auf diesem Untergrunde erheben sich gewisse höhere Denkoperationen, welche zu den Vorgängen, die wir als psychologisches Denken bezeichnen, in naher Beziehung stehen, die aber nach der

Natur ihrer Entstehung und der Eigentümlichkeit ihrer Ergebnisse von jenen wesentlich verschieden sind. Trägt nämlich ein Gedankenverlauf den Charakter der Notwendigkeit, so nehmen wir sein Ergebnis als ein logisches in Anspruch und nennen die Gesetze, nach denen er zu Stande gekommen ist, Gesetze des logischen Denkens. Diese Notwendigkeit zwingt uns, solchen Ergebnissen allgemeine Giltigkeit beizulegen, d. h. zu verlangen, dafs jeder normal Denkende ihre Richtigkeit anerkenne. Ferner ergiebt sich daraus die Forderung, die Gesetze, die einem solchen Gedankenverlauf zu Grunde liegen, als allgemeine Normen unseres Erkennens zu betrachten. Denn diese Forderung ist die Bedingung einer jeden Erkenntnis überhaupt. Das logische Denken erscheint unlösbar verknüpft mit den Gesetzen und Ergebnissen psychologischen Geschehens, dessen umfassenderem Gebiete es als engerer Kreis eingefügt ist. Aus dieser Unlösbarkeit erklärt sich der Grenzstreit, den der Grammatiker und der Logiker seit langer Zeit geführt haben. Bald zwängt jener den grammatischen Stoff in logische Regeln ein, bald versucht dieser, die Logik durch rein grammatische Definitionen zu bereichern. Und doch mufs das psychologische Denken von dem logischen scharf gesondert werden. In doppelter Weise, in Rücksicht auf das erkennende Subjekt und in der Art der Funktion besteht eine wesentliche Verschiedenheit zwischen beiden. Die Gesetze des psychologischen Denkens sind der unmittelbaren Beobachtung unzugänglich, sie wirken jenseits der Schwelle des Bewufstseins und ergeben sich erst einer rückschliefsenden Betrachtung an der Hand der Resultate des wirklichen Geschehens: der erkennende Geist steht ihnen also nicht anders gegenüber wie allen übrigen Naturgesetzen, die aus den Thatsachen durch die wissenschaftliche Abstraktion erschlossen werden. Die Gesetze des logischen Denkens hingegen lassen sich ohne rückschliefsende Thätigkeit aus der inneren Beobachtung ableiten, sie sind als unmittelbare Bewufstseinserscheinungen unserem Willen unterworfen und besitzen eben deswegen die Eigenschaft, Normen des richtigen Denkens zu sein. Der Psychologe, der an die Untersuchung des Gedankenverlaufs herantritt, hat nur die allgemeinen Gesetze zu erörtern, nach denen sich unser Denken vollzieht, er stellt nur fest, was thatsächlich ist, der Logiker, der den engeren Kreis des logischen Denkens seiner Betrachtung unterwirft, stellt Normen auf und bestimmt durch sie, welchen Weg das Denken unter ge-

gebenen Voraussetzungen einschlagen soll. In gleicher Weise ist das Wirken beider von einander geschieden. Die logischen Normen tragen, wie erwähnt, durchaus den Charakter der Notwendigkeit, d. h. es kann sich aus zwei gegebenen Voraussetzungen nur der eine zwingende Schlufs ergeben und kein anderer. Die psychologischen Gesetze hingegen, wenn gleich in ihrer Giltigkeit nicht weniger unanfechtbar, sind doch in ihrem Wirken von Fall zu Fall an keine Notwendigkeit gebunden, sondern gestatten in ihrer stofflichen Gestaltung die Freiheit der Wahl. Auch hier unterscheiden sie sich nicht von den Naturgesetzen, welche der Entwickelung der vielgestalteten Erscheinungswelt zu Grunde liegen. Warum kristallisiert gediegenes Silber bald in Würfeln und bald in Oktaëdern? Worauf beruht die grofse Mannigfaltigkeit der Formen in den Kristallisationsbildungen der Schneeflocken? Gewifs hat die Abweichung jeder einzelnen Form von der unter scheinbar gleichen Bedingungen stehenden andern ihren zureichenden Grund, aber der Menschengeist vermag nicht, die Gestaltungen des tausendfältigen Einzelnen allgemein giltigen Gesetzen unterzuordnen. Diese unendliche Mannigfaltigkeit der möglichen Verbindungen tritt besonders hervor bei dem wichtigen psychologischen Gesetze der Reihenbildung. Wir haben die Gesetze der Assoziation festgestellt, wir haben erkannt, dafs sich ihre Verbindungen nach Ähnlichkeit und Gegensatz, nach der Aufeinanderfolge in der Zeit und dem Nebeneinandersein im Raum vollziehen, aber wer wollte einen allgemein giltigen Grund dafür angeben, warum in allen Einzelfällen gerade dieses und nicht jenes psychische Element als herrschend der Wahl teilhaftig wird? So hat der erkennende Geist die Formen psychologischen Denkens scharf von den logischen Normen zu trennen, wenn beide auch in der thatsächlichen Betrachtung nie völlig von einander zu scheiden sind. Während diese als ewige, unter mannigfacher stofflicher Bekleidung stets sich gleich bleibende Normen des richtigen Denkens Bedingung und Mittel unseres Erkennens sind, giebt die freiere, nicht an die Notwendigkeit gebundene Eigenart jener dem Menschengeist die Gelegenheit zu immer neuen psychischen Verbindungen und eröffnet so die Möglichkeit eines unbegrenzten geistigen Fortschritts. — Die Vermischung psychologischer und logischer Denkformen hat in der Geschichte menschlicher Erkenntnis bis in die jüngste Vergangenheit grofses Unheil angerichtet; am meisten vielleicht hat sie auf die Ansichten vom

7*

Wesen und Wert des sprachlichen Unterrichts verwirrend eingewirkt. Gerade hier ist scharfe Sonderung die Grundbedingung für eine klare Erkenntnis.

Da die Gesetze des logischen Denkens Mittel und Bedingung des Erkennens sind, so wird die Gesamtheit der Denkobjekte, so weit sie in ihrem Wesen und in ihrem Zusammenhang begriffen werden sollen, sich diesen Gesetzen fügen müssen. In dieser Beziehung sind sie Grundlage und Erkenntnismittel einer jeden Wissenschaft. Eine Logik der Sprachwissenschaft würde die Gesamtheit jener Methoden und Einzelschlüsse umfassen, welche es ermöglichen, die Sprachen nach ihrer Entstehung, nach ihrer Entwickelung, nach dem Zusammenhang ihres grammatischen Aufbaues zu begreifen. In diesem Sinne wird auch von dem logischen Charakter des Sprachunterrichts gesprochen werden können. Es ist jedoch bis in die neueste Zeit mit grofsem Aufwand von Gelehrsamkeit und mit zäher Hartnäckigkeit behauptet worden, dafs die Sprache als solche, in ihrer stofflichen Gestaltung, der unmittelbare Ausdruck logischer Gesetze sei. Da diese Ansicht von grundlegender Bedeutung für die Gestaltung unserer Unterrichtsverhältnisse geworden ist, so mufs hier näher darauf eingegangen werden.

Es giebt ohne Zweifel eine Wissenschaft, in der Methode und Gegenstand der Untersuchung zusammenfallen, es ist die Mathematik. Da sie die Begriffe der reinen Anschauung erörtert und die Eigenschaften und Beziehungen derselben zum Gegenstand der Untersuchung macht, so umfafst sie in weitestem Sinne auch das Gebiet der formalen Logik, die ihrerseits einer mathematischen Darstellung unterworfen werden kann. Daher tragen die Ergebnisse mathematischer Untersuchung in allen ihren Teilen denselben Charakter der Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit, den wir den Resultaten logischen Denkens zuerkennen müssen. Hierdurch nimmt die Mathematik in der Reihe der Gesetzeswissenschaften eine Ausnahmestellung ein. Denn schon die Mechanik, die sich der Mathematik am meisten nähert, führt durch die Aufnahme des Kraftbegriffs ein der reinen Anschauung fremdes Element in die Untersuchung ein. — Wäre nun die Sprache der unmittelbare Ausdruck logischer Gesetzmäfsigkeit, so müfste sie in gleicher Weise wie die Mathematik den Charakter der Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit an sich tragen. Eine in ihrem Stoff logische Sprache

müfste 1) ein jedes mögliche logische Verhältnis durch einen bestimmten Lautkomplex darstellen, der ein unabänderliches, notwendiges Symbol dieses Verhältnisses wäre. Ein jedes Wort müfste den logischen Begriff, den es vertritt, in allen seinen Merkmalen nach Inhalt und Umfang vollständig ersetzen. Ein jedes logische Urteil müfste in einer ganz bestimmten syntaktischen Konstruktion seinen Ausdruck finden, welche jede Mannigfaltigkeit der Form ausschlösse. Eine solche Sprache müfste eben deshalb 2) für die Gesamtheit der denkenden Individuen dieselbe sein. Sie müfste 3) in ihrer Formgestaltung unveränderlieh sein, da ja ein mit seinem Begriff notwendig verknüpftes Wort, eine dem logischen Urteil unmittelbar entsprechende Konstruktion keiner Veränderung fähig sein können. Wie die Mathematiker aller Zeiten und Völker die Formel

$$a^m . a^n = a^{m+n}$$

in ihrem vollen logischen Werte erfassen, ohne nötig zu haben, sie durch Sprachlaute auszudrücken, so müfste eine ihrem Stoffe nach logische Sprache ein für alle Völker und Zeiten giltiges Mittel der Verständigung und des Erkennens selbst sein. Es liegt auf der Hand, dafs eine solche Sprache nichts anderes wäre, als eine Ansammlung von Formeln, wie sie ja in die Mathematik und andere Wissenschaften mit gutem Grunde eingeführt sind[5]). Aber die Sprache steht den Gesetzen des logischen Denkens viel freier gegenüber. Als unmittelbarer Ausdruck des vielgestaltigen Seelenlebens zeigt sie eine nach Rasse, Stamm und Individualität unendlich grofse Verschiedenheit der Form, die der Zeit nach in unaufhörlicher Veränderung sich befindet. Sie ist von logischer Gesetzmäfsigkeit so unabhängig, dafs sie an Stelle eines funktionell notwendigen Ausdrucks eine ewig sprossende Fülle mannigfaltiger Formen setzt und oft Gebilde schafft, die gerade aus der Abwesenheit logischen Denkens begriffen werden müssen. Die Bemühungen, Wesen und Entwickelung der Sprache zu erkennen, mufsten so lange scheitern, als man in ihren formalen Gesetzen das Wirken logischer Notwendigkeit zu finden glaubte und durch die Einzwängung der sprachlichen Gebilde in das enge Kleid logischer Abstraktion den Thatsachen Gewalt anthat. Eine begründete Einsicht in die Geheimnisse sprachlicher Entwickelung wurde erst gewonnen, seit man die sprachlichen Bildungen aus den allgemeinen Gesetzen des psychologischen Seelenlebens begreifen lernte.

Die unzähligen Reize, welche die Aufsenwelt zu jeder Zeit der Seele zuführt, setzen sich in dieser Werkstatt des Geistes zu mannigfaltigen Bildern zusammen. Diese Bilder, deren jedes eine Mehrheit qualitativ verschiedener Empfindungen in sich vereinigt, nennen wir Anschauungen. Die Fähigkeit, solche Anschauungen als Produkte einer Mehrheit von Empfindungen zu bilden, teilt der Mensch mit den übrigen höher organisierten Lebewesen. Erregte eine Anschauung durch ihre Dauer oder ihre Fremdartigkeit die Aufmerksamkeit in besonders hohem Grade, so rief sie eine Gegenwirkung der empfindenden Seele hervor, den Laut. Auch mit dieser interjektionalen Stufe der lautlichen Äufserung steht der Mensch noch durchaus auf dem Standpunkt der höheren Tiere. Die folgenschwere Trennung, welche eine unüberbrückbare Kluft zwischen menschlicher Entwickelung und tierischem Leben schuf, trat erst ein, als der Mensch zuerst die verschiedenen Anschauungen durch individualisierende Namengebung unterschied. „Gott der Herr brachte die Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel zu dem Menschen, dafs er sähe, wie er sie nennete“, sagt der alte Mythus (Mos. I, 2, 19), in dem so die neuere Wissenschaft einen tiefen Sinn erkennt. Es ist nun eine höchst bemerkenswerte Thatsache, deren Wichtigkeit für eine richtige Auffassung vom Wesen der Sprache nicht oft genug und nicht eindringend genug betont werden kann, dafs diese Namengebung, d. h. die Beziehung des Lautes zu der ihn hervorrufenden Anschauung, durchaus einseitig ist. Nicht die Anschauung als solche wird durch das gesprochene Wort ausgedrückt, sondern allemal nur ein einzelnes Merkmal dieser Anschauung. Der Mensch sah zuerst einen lieben Genossen, der noch vor kurzem in der Fülle seiner Kraft vor ihm stand, plötzlich starr und empfindungslos vor sich liegen, eine sichere Beute schrecklicher Zersetzung: er fafste ein so furchtbares Los als das wesentliche, mit seiner Gattung notwendig verknüpfte Geschick auf und nannte seinesgleichen: den Sterblichen. Ein Gestirn fiel ihm durch besonders glänzendes Licht in die Augen: er bezeichnete es vor allen anderen als glänzendes. So wurde ihm die Sonne, die Licht und Wärme spendet und die sprossende Saat aus der Erde hervorlockt, zum Erzeuger; der Mond, der in der Stille der Nacht in regelmäfsigem Wechsel der Gestalt herniederstrahlt, zum Messer der Zeit. Eine solche Bezeichnung eines einzelnen Merkmals der Anschauung hätte zu einer ungemessenen Fülle

lautlicher Gestaltungen führen müssen, da je nach der jedesmalig verschiedenen Beziehung derselben Anschauung zum empfindenden Subjekt bald dieses, bald jenes Merkmal in den Vordergrund treten und so zu einer neuen Namengebung auffordern mufste. Aber die der Seele innewohnende Thätigkeit der Apperzeption, d. h. die Notwendigkeit, einen neu in die Seele eintretenden Empfindungsinhalt stets mit dem bereits vorhandenen in Beziehung zu setzen, mufste, im Bereich derselben Anschauung und desselben Subjekts, zur Einheit der Namengebung führen. War einmal der Wolf zuerst nach einem hervortretenden Merkmal seines Wesens der Zerreifser genannt worden, so blieb der Name, auch wenn andere Merkmale desselben Tieres in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit traten. So wird das Wort zum Stellvertreter der Anschauung: als einseitiges Symbol eines Merkmals nimmt es gleichwohl alle übrigen in sich auf. Es ist die Stütze, welche in dem unaufhörlichen Flufs der einander ablösenden Anschauungsmassen den Kristallisationspunkt abgiebt und die Bildung bestimmter Vorstellungen gestattet. Hierdurch erst ist die Möglichkeit gegeben, die Fülle der Erscheinungsobjekte nach Kategorien zu ordnen, diese in ein System zu bringen und schliefslich zu logischen Begriffen fortzuschreiten. Aber nicht nur die Bezeichnungen der Dinge, sondern auch ihre Beziehungen zu einander, die Redeteile wurden durch dieses einseitige Verhalten des Subjekts zur wortgewordenen Anschauung, d. h. zur Vorstellung, geschaffen. Ist eine bestimmte Anschauung z. B. als Baum bezeichnet, so zeigt sich, je nachdem die Anschauung in die Erscheinung tritt, das Bedürfnis, diesen Baum als blühend, jenen als trocken, den dritten als hoch u. s. w. zu unterscheiden. So entsteht in der Gesamtvorstellung eine Sonderung des Besonderen vom Allgemeinen, das Allgemeine wird zum Subjekt, das Besondere zum Prädikat.[6]) Diese Sonderung der Gesamtvorstellung nach ihren verschiedenen Beziehungen verläuft stets in Doppelgliedern. Die Gesamtvorstellung zerlegt sich in Subjekt und Prädikat: dieses in Verbum und Objekt, jenes in Nomen und Attribut und so fort. Sämtliche Gliederungen stehen zu einander in pradikativem Verhältnis. Wundt hat dieses Prinzip, nach dem der Gedankenverlauf fortschreitet, das Gesetz der Zweigliederung oder der binären Verbindung genannt.[7]) Die sogenannten grammatischen Kategorien sind also das Ergebnis der Apperzeption und fallen durchaus in den Bereich der psycho-

logischen Seelenthätigkeit. Sie können den logischen Kategorien entsprechen, sind aber in ihrem Wesen von diesen verschieden und zeigen oft Unterscheidungen, denen keine Analoga auf logischem Gebiete gegenüberstehen.

Da die den Anschauungen entsprechenden Laute und ihre Beziehungen zu einander, die Redeteile, wesentlich von dem Grade der Aufmerksamkeit abhängen, mit der die einzelnen Merkmale der Erscheinungsobjekte erfaſst werden, so muſs die Art der sprachlichen Gestaltung je nach der Seele des Einzelnen verschieden sein. Klima, Ort und Wohnsitz, Familie, Erziehung und besondere Begabung wirken in hohem Grade auf die Entwickelung des Menschen und damit auf die Bildung der Sprache ein. So zeigt sich in der Bezeichnung der Anschauungsmassen durch das Wort und in der Gestaltung der grammatischen Beziehungen bei den Völkern der Erde eine nahezu unbegrenzte Mannigfaltigkeit. Tief greifende Unterschiede, die sich bei den verschiedenen Menschenrassen in der Richtung des Lautsystems und in der Ausbildung der grammatischen Kategorien finden, legen den Gedanken nahe, daſs diese Verschiedenheiten der menschlichen Denkweise in der qualitativen Verschiedenheit des Gehirns ihren Ursprung haben müssen[8]). So zeigen ganze Klassen von Sprachen eine reiche Fülle von Bezeichnungen für Konkreta, während ihnen die Fähigkeit zur Abstraktion, d. h. zur Schöpfung von Art und Gattungsnamen völlig abgeht. Es giebt Sprachen, welche für jedes Tier einen besonderen Namen haben, aber keinen für die Gattung, bei anderen finden wir sogar besondere Namen für die Schwänze der verschiedensten Tiere, aber keinen Namen für Schwanz, andere besitzen eigene Ausdrücke für jeden Vogel, Fisch, Baum, Stein, aber keine Bezeichnung für die Gattung[9]). Ebenso schaffen solche Sprachen keine Beziehungen, welche das Ergebnis einer Abstraktion sind. So fehlen ihnen die persönlichen Fürwörter der 3. Person der Einzahl und der 1. Person der Mehrzahl, sie haben keine besonderen Wörter für Bruder und Schwester[10]) und kein grammatisches Geschlecht[11]). Nicht mit Unrecht will Oppert auf Grund dieser tiefgreifenden Verschiedenheit bei der Klassifikation der Sprachen zwischen konkreten und abstrakten Sprachen unterschieden wissen. Es ist die Aufgabe einer vergleichenden Physiologie, diese Thatsachen zu verarbeiten und sie mit der Frage nach der Abstammung des Menschengeschlechts in Beziehung zu setzen. — In buntem

Wechsel, je nach den tausendfach verschiedenen Richtungen, welche die Entwickelung des Menschen eingeschlagen hat, geht die Schöpfung und Ausbildung der grammatischen Kategorien vor sich. Oft fehlen Beziehungen, die wir als wesentliche in Anspruch nehmen möchten, andererseits zeigen niedere Sprachen bisweilen Unterscheidungen, die den höheren versagt sind. Die Mandu-Neger haben keine Zeitverhältniswörter, die Munda-Kolhs (Indien) besitzen keine Unterscheidung des Geschlechts, dafür scheiden sie scharf das Lebende von dem Unbelebten[12]). Das Volk der Timucua (Amerika) besitzt für die erste und dritte Person der Mehrzahl des persönlichen Fürworts eine grofse Zahl von Inklusiv-, Exklusiv- und Dualformen (z. B. für das Fürwort ‚unser' fünf Formen)[13]). Bisweilen hat die Entwickelung einen merkwürdigen Verlauf genommen. Die flektierenden Sprachen haben die Trennung des Nomens vom Verbum bis auf geringe Reste (Supinum, Gerundium) streng durchgeführt und diesem die Funktion, als Träger des Satzes zu dienen, zugewiesen. In zahlreichen agglutinierenden Sprachen, so in den meisten amerikanischen, ist das Verbum verkümmert und dem Nomen die Bezeichnung der Subsistenz übertragen. Dadurch mufste sich die Flexion des Nomens äufserst mannigfaltig gestalten. So nimmt das Substantiv Präsens-, Futur-, Präterital-, ja Passivformen an[14]). Die Fülle der Formen ist in manchen Sprachen so üppig, dafs sie, dem Bedürfnis der sprachlichen Mitteilung gegenüber, als Hypertrophie erscheint. Der klassische Philologe erblickt in der griechischen Sprache das Ideal flexivischen Reichtums. Das Griechische entwickelt freilich im Bereiche seines Verbums nahezu 3000 Formen, aber diese Fülle wird zur Armut, wenn man Sprachen heranzieht, die noch auf terminationaler Stufe stehen. Das Türkische ist nicht nur in der Ausbildung der Tempora und Modi dem Griechischen völlig ebenbürtig, sondern es besitzt auch noch die Fähigkeit, „neue Verbalbasen durch die blofse Hinzufügung gewisser Buchstaben hervorzubringen, welche jedem Verbum eine negative, kausative oder reziproke Bedeutung mitteilen[15])." Ähnlich steht es auf dem Gebiete der Deklination. Gegenüber den sechs Kasus des Lateinischen, zeigt das heutige Polnisch noch sieben, das Finnische vierzehn und das Ungarische noch mehr. So sind die Bezeichnungen der Anschauungen durch das Wort und die Schöpfung und Ausarbeitung der grammatischen Bezeichnungen ungemein verschieden. Lazarus hat die eigentümliche Art, in der

der Mensch die Erscheinungen der Aufsenwelt und die Stimmungen seines Gemüts innerlich verarbeitet und sprachlich gestaltet, schön und ausdrucksvoll die innere Sprachform genannt. Der Ausdruck hat sich wissenschaftliches Bürgerrecht erobert. Die innere Sprachform ist also eine besondere Form und Methode des psychologischen Denkens, deren inneres Wesen durch die ethnologisch, national und individuell verschiedene Entwickelung des Menschen bedingt ist und die sich in der Hervorbringung und Ausbildung eigenartiger sprachlicher Gebilde äufsert. Durch diese Erkenntnis von dem Wesen und dem Werden der Sprache wird die Annahme einer allgemeinen philosophischen Grammatik erbarmungslos zerstört. Wenn die alten Grammatiker Logik und Sprache miteinander verwechselten und aus dem einseitigen Studium der klassischen Sprachen ein abstraktes System grammatisch-logischer Kategorien ableiteten, dessen Terminologie sie auf alle anderen Sprachen übertrugen, so antwortet die neuere Sprachwissenschaft darauf: Es giebt keine allgemeine Grammatik, die sich als Schema jedweder Sprache anpassen liefse, sondern jede Sprache hat, je nach der eigentümlichen Richtung ihrer inneren Sprachform, ihre eigene Grammatik.

Versuchen wir jetzt, uns ein Bild von der weiteren Entwickelung der Sprache zu machen. Die abstrakt-logische Methode leistete vor allem deshalb in der Erkenntnis des sprachlichen Werdens so Ungenügendes, weil sie von einem beschränkten und nicht geeigneten Beobachtungsfeld ausging. Nicht die mit mannigfaltigen, künstlichen Gebilden durchsetzten Litteratursprachen, sondern die litterarisch unberührten Volksdialekte und Sprachen kulturloser Völker haben die Forschung auf den richtigen Weg geführt. Ihr hat schon Wilhelm von Humboldt das erlösende Wort gesprochen. Die Sprache ist nicht etwas abstraktes, über dem Volke schwebendes, nicht eine Verbindung von Wörtern und Beziehungen, die als solche ununterbrochene Fortdauer im Gebrauche der Sprechenden besitzen, sondern sie ist eine Thätigkeit im Vorgang, eine sich stetig erneuende Schöpfung der Gesamtheit der sprechenden Individuen. Der Einzelne schafft die Sprache. Die Laute, die jedes Individuum in der Berührung mit der Aufsenwelt, im Verkehr mit seinesgleichen und mit sich selbst ausstöfst, die dann zu Worten und Wortverbindungen nach ihm unbewufsten Gesetzen seines inneren Lebens zusammenfliefsen, die bilden in ihrer Gesamtheit das, was wir Sprache nennen.

Die Sprache ist einer fortdauernden Veränderung unterworfen. Das lehrt zunächst ein Blick auf die Art ihres Entstehens. Die Träger des Sprechens, die Gesamtheit der Volksangehörigen, sind nicht nur geistig, sondern auch physiologisch verschieden. Die Sprechorgane verschiedener Menschen sind keineswegs immer völlig gleich gebaut, auch die Schärfe des Ohrs ist nicht dieselbe. Das begründet Schwankungen in der Aussprache. Sodann liegt es im Wesen der natürlichen Sprache, deren einziger Zweck Mitteilung ist, dafs der Einzelne die überkommenen Laute in die ihm möglichst mundgerechte Form bringt. Bequemlichkeit und Nachlässigkeit der Aussprache sind in vielen Fällen die Ursache bedeutender lautlicher Veränderungen. Da überdies die Einzelnen naturgemäfs nur eine kurze Zeit Träger des Sprachstoffs sind und den Nachkommen nur die Form einer sprachlichen Funktion, nicht aber das psychologische Gefühl, aus dem sie entstand, übergeben, so verblafst das Bewufstsein der ursprünglichen Bedeutung und leistet lautlichen oder inhaltlichen Veränderungen keinen Widerstand mehr. Ferner führt der fortwährende Hinzutritt neuer Individuen und neuer Anregungen der Aufsenwelt dem überlieferten Sprachstoff einen immer neuen Gefühls- und Seinsinhalt zu, der geistig verarbeitet wird und neue sprachliche Gestaltungen hervorbringt. So ist ewige Umgestaltung das Wesen der Sprache. Die ursprünglichen psychologischen Sprachgruppen bleiben nicht unverändert, sondern unterliegen einer fortdauernden Umgestaltung und Zerstörung. Nach Laut und Bedeutung zeigt sich ein unaufhörlicher Wandel. Endungssilben werden abgeschliffen und in ihrer ursprünglichen Bedeutung verdunkelt; funktionell und begrifflich ungleiches wird durch lautliche Veränderung lautlich gleich; funktionell gleiches wird durch lautliche Entwickelung getrennt und giebt oft Anlafs zu neuer Differenzierung. Aber mit der Zerstörung und durch sie veranlafst, entwickelt die Sprache eine aufbauende Thätigkeit durch Umgestaltung der bestehenden Vorstellungsgruppen und durch Analogiebildungen, die das verlorene reichlich ersetzt. „So sehen wir in der Sprachgeschichte ein ewiges Hin- und Herwogen zweier entgegengesetzter Strömungen. Auf jede Desorganisation folgt eine Reorganisation. Je stärker die Gruppen durch den Lautwandel angegriffen werden, um so lebendiger ist die Thätigkeit der Neuschöpfung.“ 16) Die schöpferische Arbeit des Sprachgeistes kann nur aus der Abwesenheit jedes logischen Denkens begriffen

werden, ihr Wesen beruht durchaus auf der unbewufsten Thätigkeit der Seele. Das augenblickliche Bedürfnis schafft die lautlichen Formen der Mitteilung, der Zufall und das unbewufste Walten psychologischer Kräfte entscheidet über ihr Sein oder Nichtsein. Der Sprachstoff zeigt uns nicht ein nach logischen Kategorien bestimmt und reinlich geordnetes System, sondern ein mannigfach verschlungenes Gebilde herrschender und absterbender oder schon abgestorbener Formen und Gebrauchsweisen, etwa vergleichbar einer geologisch interessanten Gebirgsgegend, in der das unbekannte Walten elementarer Kräfte die Gesteine der verschiedensten Weltepochen durcheinander gemengt hat. Es ist ein hoffnungsloses Unterfangen, wenn man versucht, die verschiedenen Gebrauchsarten der Kasus, Tempora und Modi logisch auf eine Grundbedeutung zurückzuführen, es ist noch viel hoffnungsloser, wenn man das engbegrenzte Sprachgebiet, das einer Schulgrammatik zur Unterlage dient, in eine logische Schablone hineinzwängen will. Spracherscheinungen können nur auf dem Wege psychologischer Analyse begriffen werden.

Da die Sprachschöpfung auf individueller Thätigkeit des Einzelnen beruht, so würde das Ergebnis des Sprechens eine Unzahl von individualisierten Benennungen und Beziehungen sein, wenn nicht einer gröfseren Zahl bei einander wohnender Volksgenossen eine gewisse Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens innewohnte: die gleiche Abstammung, die auch eine ähnliche Disposition der Sprechorgane bedingt, die gleichen äufseren Lebensbedingungen, die gleichen Schicksale und Bestrebungen geben der Sprachschöpfung eine gemeinsame Richtung, die so grofs ist, dafs sie allgemeine, unterscheidende Merkmale gegenüber den Sprachen anderer Völkergruppen schafft. Diese Gleichartigkeit geht aber nicht so weit, dafs sie nicht innerhalb der Stammsprache noch Raum für ziemlich bedeutende Verschiedenheiten liefse. Die verschiedene Beschäftigung und Lebenshaltung, die umgebende Natur, vor allem aber die Verschiedenheit der geistigen Individualität bedingen wiederum wesentliche Ungleichheiten im Wortschatz und in der psychologischen Verknüpfung der Begriffe. Eigentümlichkeiten der geographischen Lage, Abgeschlossenheit durch hohe Gebirge, durch reifsende Ströme oder durch Meere können diese Ungleichheiten bei Übereinstimmung der allgemeinen Sprachrichtung bedeutend steigern. Hier liegt der Ursprung der Dialekte und Mundarten.

Eine Kultur- und Litteratursprache entsteht gewöhnlich in der Weise, dafs einer der Dialekte, durch politische oder soziale Verhältnisse begünstigt, zum Träger einer erhöhten geistigen Thätigkeit wird, sich im Fortschritte der kulturellen Bestrebungen veredelt und die übrigen Dialekte in dem Mafse in eine untergeordnete Stellung herabdrückt, als es der Kulturarbeit gelingt, dem Volkscharakter eine eigenartige geistige Prägung zu verleihen. Die Art, wie das gelingt, giebt den Mafsstab ab für die geistige Bildung einer Nation. Immer aber nimmt die Kultursprache gegenüber den Mundarten und gegenüber der alltäglichen Sprache der Gebildeten eine eigenartige Stellung ein. So ist die Kultursprache das Ergebnis einer geistigen Arbeit von Jahrhunderten, sie ist das Gefäfs, in dem die bedeutendsten Geister der Vorzeit ihre Gedanken niedergelegt haben: und eben deshalb ist sie für die Angehörigen einer bestimmten Generation niemals thatsächlicher, sondern lediglich ideeller Besitz. Die Kultursprache wird auch dem heutigen Kulturmenschen nicht angeboren, sondern sie ist für ihn so lange ein totes Gut, so lange sie nicht geistig erarbeitet wird. Die Gesamtheit der Sprechenden zerfällt auch unter den heutigen Kulturverhältnissen in eine grofse Anzahl von Sprachkreisen, die nach der Art der Beschäftigung und dem Zustande der geistigen Bildung eigentümlich beschränkt und von einander verschieden sind. Es giebt eine besondere Ackerbauer-, Jäger- und Schiffersprache und auch die gebildeten, ja die gelehrten Stände haben ihre besondere, eigenartige Ausdrucksweise. Der von der Kultur gänzlich unberührte Mensch bestreitet mit etwa 5—600 Wörtern sein Mitteilungsbedürfnis, der Mittelschlag der sogenannten Gebildeten mag mit dem zehnfachen auskommen und selbst der vielseitige, höchst gebildete Gelehrte wird kaum mehr als 14—15000 sein geistiges Eigentum nennen können. Das ist, gegenüber dem gewaltigen Reichtum, der in der Sprache verborgen liegt, immer nur ein kleiner Bruchteil. Und selbst die beschränkte Zahl von Begriffen, die die Einzelnen verwenden, werden von den wenigsten in ihrer vollen Tiefe erfafst. Deshalb ist es die schwerste und wichtigste Aufgabe des Unterrichts, die heranwachsende Jugend in die reichen Schatzkammern der Muttersprache einzuführen.

Vermöge jener eigentümlichen Natur des Wortes, das die Mannigfaltigkeit der in das Bewufstsein tretenden Erscheinung

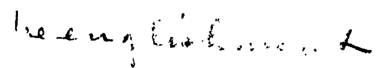
durch Hervorhebung eines charakteristischen Merkmals bezeichnet, ist dem Sprachgeist die Gelegenheit gegeben, die ursprünglich dürftigen Worthüllen mit reichem Inhalt zu füllen. Darauf beruht die Verengerung oder Erweiterung und Vertiefung der Begriffe. Eine Gruppe von Merkmalen (als Inbegriff eines Dinges oder eines Gedankens) a, b, c, von denen a das durch das Wort bezeichnete charakteristische Merkmal ist, kann durch allmähliche Verdunkelung der einzelnen Merkmale und Hinzutritt neuer in b, c, d; — c, d, e; — d, e, f übergehen, das heifst sich gänzlich verändern, während doch die Worthülle dieselbe bleibt. Oder der ursprüngliche Begriff kann bestehen bleiben, aber eine grofse Erweiterung und Vertiefung empfangen. Das ist namentlich der Fall bei überlieferten abstrakten Begriffen, denen der Fortschritt des Geistes eine Menge neuer Merkmale hinzufügt. Das Wesen solcher prägnanten Begriffe kann also nur erkannt werden, indem man ihrer Entwickelung nachgeht, d. h. sie historisch zergliedert. Dieses Ergebnis der neueren Psychologie, das Wundt neuerdings mit meisterhafter Klarheit dargelegt hat[17]), ist von der höchsten Bedeutung für die Gestaltung des begrifflichen Unterrichts auf der Schule. Der Grundgedanke findet sich übrigens schon früher, unter anderen bei Lotze. „Jede gebildete Sprache", so äufsert sich der Göttinger Philosoph[18]), „enthält in der Form eines einfachen Substantiv, eines Adjektiv oder Verbum zahlreiche Vorstellungen, deren Inhalt nicht ohne vielfache höhere Denkarbeit, nicht ohne Benutzung von Urteilen und Schlüssen, ja selbst nicht ohne Voraussetzung zusammenhängender wissenschaftlicher Untersuchung sich zusammenbringen liefs und nicht ohne sie völlig verständlich ist."

Die Sprache ist die Offenbarung des unbewufst schaffenden Volksgeistes. Die geschichtlichen Verhältnisse und die Eigenart ihres Werdens bringen es jedoch mit sich, dafs sie im Laufe ihrer Entwickelung zur Kultursprache Einflüssen ausgesetzt wird, die ihrem ursprünglichen Wesen entgegengesetzt sind. Der eigenartige Ausbau ihrer inneren Sprachform wird beeinträchtigt durch das Eindringen fremder Formen und Wörter, und der unbewufst schaffende Sprachgeist tritt in Gegensatz zu der Thätigkeit des bewufst arbeitenden Geistes. Eine Beeinflussung durch fremde Sprachen tritt immer erst auf einer gewissen Höhe des Kulturlebens ein. Handel und Wandel sind zumeist die Verbreiter fremder Sprachbestandteile. Namentlich wo ein verfeinertes Volk

mit einem weniger ausgebildeten in nähere Berührung tritt, pflegen ganze Massen neuer Wörter als Zeichen für neue Dinge und Begriffe in den Sprachschatz des tiefer stehenden Volks hinübergeführt zu werden. Das kann zu einer wertwollen Bereicherung des Sprachschatzes führen, sobald die aufnehmende Sprache die Kraft besitzt, die fremden Formen durch geistige Verarbeitung und lautliche Veränderung der eigenen Sprachform anzupassen und einzuverleiben. Schlimmer ist, wenn fremder Einflufs in den Organismus der Sprache selbst eingreift und die Eigenart ihrer psychologischen Gestaltung, wie sie in der Form des prosaischen und poetischen Stils zu Tage tritt, zu modeln sucht. Das geschieht meist, wenn einflufsreiche Institutionen, wie Schule und Universität, mit bewufster Absicht fremden geistigen Vorbildern huldigen und sie auf die Muttersprache zu übertragen streben. Beispiele dafür bieten in Frankreich die lateinisierenden Dichter und Gelehrten vom sechzehnten Jahrhundert an und in Deutschland das Zeitalter des Humanismus und der ausgedehnte Schulunterricht in den klassischen Sprachen. Hier ist fast immer die Folge, dafs der Sprachgeist und damit der Volksgeist überhaupt an ihrer Einheit und nationalen Eigenart Schaden erleiden. Denn wie es keine allgemeine Grammatik giebt, die man jeder beliebigen Sprache gleichsam wie ein neues Kleid überwerfen könnte, so giebt es auch keine allgemeinen Gesetze des Stils und der sprachlichen Ästhetik. Gerade im Stil, in der Wortfolge, wie in der Zusammensetzung und Rhythmik der Satzglieder treibt die Eigenart des Sprachgeistes ihre schönsten und zartesten Blüten. Deshalb verträgt keine Sprache auf die Dauer die Einzwängung in fremde sprachliche Gesetze. Sie lehnt sich mit der ganzen Eigentümlichkeit ihres Wesens dagegen auf und sucht sie, wie einen fremden Körper, aus sich zu entfernen. Sobald der fremde Druck weicht und einer Zeit lebendigen nationalen Lebens Platz macht, kehrt der Sprachgebrauch stets wieder zu seiner wahren Natur zurück. Eine Periode des Demosthenes oder des Cicero, die mit plastischer Kraft Sätze über Sätze aufbaut und sie zu einem wohlgegliederten Ganzen vereinigt, erregt unsere volle Bewunderung, sobald wir sie aus dem Wesen der antiken Sprache heraus betrachten: in unserer Muttersprache erscheint uns derselbe künstliche Aufbau lächerlich und unnatürlich. Die künstlichen antiken Versmafse sind der volle und schöne Ausdruck einer Metrik, die

auf dem Quantitätsprinzip beruht; in deutscher Sprache, der ein ganz anderes metrisches Prinzip, das akzentuierende zu Grunde liegt, klingen sie stets gezwungen. Die unnatürliche Vermählung zweier verschiedenen Naturen, wie sie in der Übertragung antiker Sprachgesetze auf die Muttersprache zu Tage tritt, bedeutet nach unserer Einsicht in das Wesen der Sprache eine schwere Schädigung des Volksgeistes überhaupt. Deshalb können die Werke griechischer und römischer Litteratur nach ihrer sprachlichen und sprachlich-ästhetischen Seite niemals Vorbilder für die sprachliche Gestaltung in der Muttersprache sein.

Auch die bewufst schaffende Sprachthätigkeit Einzelner steht im Gegensatz zu der ursprünglich unbewufsten Arbeit des Sprachgeistes. Als sich zuerst das Bedürfnis geltend machte, über die unmittelbare Lebensfürsorge hinaus zur sprachlichen Verarbeitung höherer Gedanken fortzuschreiten, da ergab sich die Notwendigkeit, aus der Reihe der verschiedenen sich darbietenden Ausdrücke und Formen den zweckentsprechenden mit Bewufstsein zu wählen. Damit beginnt der Übergang der natürlichen Sprache zur veredelten Kultursprache. Wenn ein Schriftsteller abgestorbenen Wörtern neues Leben verleiht oder seine Gedanken in neue Sprachbildungen kleidet, so wirkt er in wahrem Sinne sprachschaffend. Das „rechte Wort“[19]) für verschwommene Vorstellungsmassen zu finden, ist oft eine That, die auf weite Gebiete des geistigen Geschehens klärend einwirkt. Die bewufste Sprachthätigkeit hervorragender Männer wird jedoch für die Allgemeinheit nur dann fruchtbar, wenn sie den Gesetzen des sprachlichen Lebens gehorcht und der volle Ausdruck der inneren Sprachform ist. Neubildungen, die dem Sprachgeist in irgend einer Weise widerstreben, finden keine Verbreitung und werden in der fortschreitenden Entwickelung der Sprache in kurzer Zeit abgestofsen. Nur ein feines Gefühl für die Bildungsgesetze der Sprache und ein achtsames Lauschen auf die Stimme des Unbewufsten befähigen zur schöpferischen Mitarbeit an der Entwickelung des Sprachgeistes. Solche in wahrem Sinne sprachschaffenden Naturen waren **Luther** und **Goethe**. Der Erfolg der Lutherschen Bibelübersetzung beruht gerade darauf, dafs der treffliche Mann keine Übersetzung, sondern eine wirkliche Verdeutschung schuf, die in Sinn und Form der echte und rechte Ausdruck der Volkssprache war.[20]) Und die Goethesche Sprache spricht eben deshalb so unmittelbar zum Herzen, weil der grofse Dichter trotz



seines antiken Überwurfs echt deutsch empfand und die tiefsten Blicke in die Eigenart deutschen Wesens gethan hatte. So spielt bei der Veredelung und Bereicherung der Sprache das bewufste Eingreifen der Individuen eine hervorragende Rolle, aber diese Thätigkeit ist nicht frei, sondern gebunden an die innere Sprachform und an die unbewufst waltenden Kräfte des sprachlichen Werdens.

In einen ähnlichen Gegensatz zum bewufsten Denken tritt die Sprache in ihrem Verhältnis zur Logik. In dem Ausbau ihrer Formen und der Bildung ihrer Begriffe ist die Sprache, wie oben nachgewiesen wurde, weder logisch noch unlogisch, sondern das Ergebnis einer psychologischen Thätigkeit der Seele. Trotzdem steht sie zu dem logischen Denken in enger Beziehung. Logische Unterscheidungen konnten sich erst während oder unmittelbar nach der sprachlichen Formgestaltung ausbilden. Die Sprache ist ein Hauptmittel, den Ergebnissen logischen Denkens Ausdruck zu verleihen, aber weder das einzige noch das beste. Die ideographische Formel dient der logischen Darstellung viel besser. Daher geht das Streben der exakten Wissenschaft dahin, logische Endwerte einer Untersuchung in mathematischen Formeln darzustellen. Die Sprache steht den logischen Gesetzen völlig frei gegenüber. Freilich können sprachliche Ausdrücke und sprachliche Formen im Laufe der historischen Entwickelung logische Bedeutung gewinnen. So wird der einfache grammatische Satz zugleich zum Schema eines Urteils, so treten namentlich Konjunktionen in den Dienst der logischen Technik, und Substantiva und Verba werden durch die philosophische Geistesarbeit zu logischen Begriffen gestempelt oder zu logischen Zwecken neu geschaffen. So hat namentlich die Hegelsche Philosophie den deutschen Sprachschatz um eine grofse Menge solcher Neuschöpfungen, gerade nicht zu seinem Vorteil, vermehrt. Jede logische Unterscheidung findet auch einen entsprechenden psychologischen Ausdruck in der Sprache. Daneben aber entwickelt die Sprache eine reiche Fülle von Unterscheidungen, die mit logischen Unterschieden nichts zu thun haben, sondern lediglich psychologischen Ursprungs sind. Namentlich die Syntax und in ihr wieder in erster Linie die Wortstellung, bringt mit nahezu photographischer Treue das verschlungene Spiel der psychologischen Seelenregungen zum Ausdruck.[21]) Aber selbst die sprachlichen Formen, die dem logischen Denken zur Unterlage dienen, sind für dieses durchaus zufällig und unwesentlich. Der logische

Inhalt kann in die verschiedensten sprachlichen Formen eingehen. Ob im Urteil ein Subjekt mit einem Prädikat durch die sogenannte Kopula sprachlich verbunden ist, ob im Schlufs die Vordersätze durch einen konjunktionalen Nebensatz, oder durch eine Partizipialkonstruktion, oder durch eine adverbiale Beifügung ausgedrückt werden, ist für den logischen Wert gänzlich gleichgiltig. Daher gestattet die sprachliche Form keinen Rückschlufs auf den logischen Wert oder Unwert des Jnhalts und kann in keiner Weise als Muster für logische Übungen dienen. Die richtige Anwendung von Sprachformen, die zu Werkzeugen logischer Technik geworden sind, verbürgt keineswegs die logische Richtigkeit der Darstellung. Der Grammatiker mufs den Satz „homo est quadratus“ unbeanstandet lassen, der Logiker wird ihn als widersinnig zurückweisen. Eine Darstellung kann grammatisch tadellos sein und die sprachlichen Mittel logischen Folgerns mit Meisterschaft anwenden und doch den gröfsten logischen Unsinn enthalten. Der Grund liegt darin, dafs die logische Evidenz niemals in der Form, sondern in dem Inhalt gesucht werden mufs. Wie oben erörtert, gehen die grammatischen Kategorien aus einer Gesamtvorstellung durch eine Scheidung des Besonderen vom Allgemeinen nach dem Gesetz der binären Verbindung hervor. So ist der grammatische einfache Satz zunächst nur der Ausdruck einer Wahrnehmung, eines zufälligen Geschehens. Nehmen wir seinen Inhalt als notwendig in Anspruch, so wird er zur Hülle eines logischen Urteils. „Es regnet (jetzt)“ ist die Bezeichnung einer einfachen Wahrnehmung; „es regnet (auf Erden)“ ein Urteil der Meteorologie.[22]) So müssen Sprache und Logik, obwohl sie in Wirklichkeit in enger Verbindung stehen, doch nach Wesen und Zweck streng von einander geschieden werden. Die Sprache tritt in den Dienst der logischen Darstellung und kann ihre Mittel der logischen Unterscheidung zur Verfügung stellen, aber ihre Formen tragen dem logischen Denken gegenüber durchaus den Charakter des Unwesentlichen und Zufälligen. Der logische Inhalt umkleidet sich mit den verschiedensten sprachlichen Gestaltungen und bleibt unverändert, während die sprachliche Form wechselt. Selbst unlogisch und in ihrer Entwickelung auf psychologischen Gesetzen beruhend, wird die Sprache gleichwohl zur Hülle des logischen Denkens.

Eine besondere Erörterung bedarf die Frage nach der gröfseren oder geringeren Vollkommenheit der einzelnen Sprachen. Die

klassischen Philologen der früheren Zeit hegten darüber nicht den geringsten Zweifel. Die Formenfülle der antiken Sprachen erschien ihnen so selbstverständlich als das Kennzeichen einer höheren Stufe, dafs sie auf die neueren Sprachen als auf entartete „Misch- und Mengsprachen“ mit Verachtung herabsahen. Heute können wir das Merkmal der gröfseren oder geringeren Ausbildung organischer Formen einem Werturteil über die Sprachen nur mit grofser Einschränkung zu Grunde legen. Denn der Besitz eines ausgebildeten Formensystems ist nicht die Eigentümlichkeit einzelner, sondern aller Sprachen der grofsen Sprachenfamilie, und man vergifst bei einer Vergleichung etwa des Lateinischen mit dem Französischen, dafs man zwei verschiedene Entwickelungsstufen gegenüber stellt. Der Zerfall organischer Formen und ihr Ersatz durch Umschreibungen ist ein Schicksal, dem alle Sprachen verfallen. So zeigt die Entwickelung des klassischen Griechisch zum Neugriechischen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Entstehung der romanischen Sprachen. Es ist ein Naturgesetz, dafs die Sprachen zwischen den Prinzipien der Zusammensetzung und Auflösung hin und her schwanken. Die Entwickelung der Kultur hat dahin geführt, dafs der gedrungene Aufbau der alten Sprachen einer klareren und bequemeren Ausdrucksweise Platz gemacht hat, aber es finden sich doch in den neueren Sprachen Spuren, die darauf hindeuten, dafs der Sprachgeist, wenn auch in beschränkterer Ausdehnung, wieder der Verschmelzung getrennter Bestandteile entgegeneilt.[23])

Ein wesentliches Mittel der Wertschätzung gewährt die Betrachtung der inneren Sprachform. Bei einem Vergleich unserer Kultursprachen mit den Sprachen aufsereuropäischer Völker fällt uns das Urteil über die höhere Stufe jener nicht schwer. Aber die europäischen Kultursprachen sind alle desselben Ursprungs: ihre innere Sprachform, so verschiedenartig sie sich auch im Laufe der Jahrtausende entwickelt haben mag, zeigt doch dieselben urverwandten Züge. So ist auch hier eine Klassifizierung nicht angebracht. Einen besseren Mafsstab der Wertschätzung giebt die Dauer und Tiefe der Kulturentwickelung, der eine Sprache dienstbar gemacht wird. Hier zeigt sich ein ungeheurer Vorzug der neueren Sprachen vor den alten. Die Ausdrucksfähigkeit der alten Sprachen schliefst mit der antiken Kultur ab; wir haben diese in unsere modernen Sprachen aufgenommen und die geistige Arbeit von mehr als anderthalb Jahrtausenden hinzugefügt. Das bedingt naturgemäfs eine

Vertiefung der vorhandenen und eine ausgedehnte Schöpfung neuer Begriffe. Diese Überlegenheit der modernen Sprachen tritt recht hervor bei Übersetzungsversuchen. Hierbei handelt es sich nicht um die wortgetreue Wiedergabe syntaktischer Konstruktionen. Jede Sprache bildet eine grofse Menge psychologischer Unterscheidungen aus, die ihr eigentümlich sind. Jede Sprache ist im strengen Sinne des Wortes unübersetzbar. So ist das homerische τὸν δἀπαμειβόμενος im Französischen nur durch eine gezwungene Umschreibung wiederzugeben, aber auch die Mittel des Griechischen versagen, wenn etwa das englische: „The veil which your mother has worn and wept under so often" entsprechend übertragen werden soll. Stets wird die Übersetzung, wenn sie natürlich sein will, die psychologische Färbung der fremden Sprache aufgeben und sich der heimischen Sprachform anbequemen müssen. Während aber jede Übersetzung aus den antiken Sprachen in eine neuere bei ernstem Fleifs und genauer Beobachtung des Sprachgebrauchs dem Urbild wenigstens nahe kommen kann, scheitert der umgekehrte Versuch an der Reichhaltigkeit des modernen Sprachschatzes. Man kann nicht Ausdrücke in das Lateinische oder Griechische übersetzen, die über das antike Begriffsvermögen hinausgehen oder die in ihrer eigentümlichen modernen Färbung den Alten unbekannt waren. Philologische Künstelei hat hier, im Dienste eines Zwecks, der mit der eigentlichen Erlernung der Sprache nichts zu thun hat, den Versuch gemacht, moderne Ausdrucksweise in antike Form zu übertragen. Man mufs den Aufwand von Scharfsinn, mit dem z. B. Nägelsbach in seiner lateinischen Stilistik (im ersten Hauptteil, der Topik)[24]) die Fülle moderner Begriffe in antikes Gewand zu kleiden sucht, aufs höchste bewundern, aber vom Standpunkt der heutigen sprachlichen Erkenntnis erscheint der Versuch ebenso unmöglich wie unnütz. Ein solches Neulatein ist etwas ganz widerspruchsvolles. Denn keine Sprache kann ein Gebiet betreten, das dem Volksgeist, dessen Träger sie ist, naturgemäfs verschlossen ist. So ist eine Abschätzung der antiken und der modernen Sprachen nach ihrer Vollkommenheit unmöglich, weil die Zeitstufe, die sie trennt, jede Vergleichung ausschliefst. Die Formenfülle, die die antiken Sprachen in ihrer klassischen Periode zeigen, ist nur die Eigenschaft einer bestimmten Entwickelungsstufe, nicht ein ihnen ewig anhaftender Vorzug; ebenso beruht die reiche Ausbildung des modernen Wortschatzes nicht auf dem Wesen der neueren Sprachen

selbst, sondern sie ist das natürliche Ergebnis einer länger dauernden und vertieften Kultur. Der sprachliche Unterricht aber kann die Erkenntnis der Begriffswelt nur an der Hand neuerer Sprachen gewinnen, während die Notwendigkeit einer Vertiefung in die klassischen Sprachen nach ästhetischen Gesichtspunkten zu beurteilen ist.

Das Ergebnis der vorstehenden Erörterungen können wir in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Das psychologische Denken mufs von dem logischen scharf unterschieden werden. Während jenes sich auf alles ausdehnt, was überhaupt gedacht wird, umfafst dieses nur die Gedanken, die den Charakter der Notwendigkeit an sich tragen. Die Psychologie untersucht den thatsächlichen Verlauf des Denkens, die Logik stellt die Normen des richtigen Denkens auf.

2. Die Sprache ist das Erzeugnis des unbewufst schaffenden Volksgeistes. Sie entwickelt sich nach physiologisch-psychologischen Gesetzen und ist stetiger Veränderung unterworfen.

3. Die jeder Sprache eigentümliche psychologische Auffassung, die man als innere Sprachform bezeichnet, widerstrebt jeder Einführung fremder Bestandteile. Der dauernde Einflufs einer fremden Sprache führt zu einer Schwächung der lebendigen Sprachkraft und damit zu einer Schädigung des ganzen Volksgeistes.

4. Der unbewufst schaffende Sprachgeist unterliegt im Laufe der Entwickelung zur Kultursprache gleichwohl der bewufsten Einwirkung der Volksgenossen. Diese führt jedoch nur dann zu einer Bereicherung der Sprache, wenn sie die Eigenart der sprachlichen Bildungsgesetze beachtet.

5. Die Sprache ist ein Mittel zur Darstellung des logischen Gedankenverlaufs. Die sprachlichen Formen können logische Bedeutung gewinnen, aber sie sind für den logischen Inhalt, dem sie dienen, durchaus unwesentlich. Das logische Denken kann sich in die verschiedensten sprachlichen Formen kleiden.

6. Eine Abschätzung der Kultursprachen indogermanischen Ursprungs nach ihrer gröfseren oder gerin-

geren Vollkommenheit ist unstatthaft, da sie auf ganz verschiedener Entwickelungsstufe stehen und deshalb unvergleichbar sind.

2. Der Unterricht in den fremden Sprachen und die formale Bildung.

Die Ansicht, dafs der sprachliche Unterricht, vornehmlich der in den klassischen Sprachen, eine besondere Stärkung der Geisteskräfte herbeiführe, hat einen mystischen Beigeschmack. Die angebliche logische Klarheit der lateinischen Formen und Begriffe löst gleichsam geheimnisvolle logische Kräfte aus, die von dem Gehirn des Lernenden Besitz ergreifen. Das ist eine in früherer Zeit weitverbreitete Meinung, die auch heute noch nicht ganz geschwunden ist. Sie ist ein Ausflufs der früher allgemein geltenden psychologischen Theorie der besonderen Seelenkräfte. Die Begründung der Pädagogik auf psychologischer Grundlage durch Herbart und Beneke hat diese rohe Auffassung beseitigt. Beide Philosophen verwerfen die fertigen abstrakten Seelenvermögen und die Möglichkeit einer rein formalen Bildung. Aber sie geben zu, dafs durch den materiellen Unterricht die Bildung allgemeiner Gesetzesvorstellungen, die man in gewissem Sinne als formale Bildung bezeichnen könnte, gefördert wird. Mit dem Unterschiede jedoch, dafs Herbart die Ausbreitung solcher Vorstellungen auf die Gebiete, die mit dem bearbeiteten Wissensgebiet verwandt sind, beschränkt wissen will, während Beneke annimmt, dafs allgemeine Formanschauungen oder regelnde Muster von einem Gebiet auch auf andere nicht verwandte übergreifen.[25]) Nach Herbart würde also die aus dem lateinischen Unterricht gewonnene formale Bildung nur der Beschäftigung mit anderen Sprachen zu gute kommen, während sie nach Beneke die allgemeine geistige Ausbildung befördern müfste. Es ist gar kein Zweifel, dafs die Verteidiger des lateinischen Unterrichts die weitere Auffassung vertreten. Sie sind dazu gezwungen, da sie durch die Annahme einer einseitigen sprachlichen Verstandesstärkung die Stellung ihres Fachs im Mittelpunkt des gymnasialen Unterrichts nicht rechtfertigen könnten. Die neun und acht Stunden, die dem Latein in der Woche gewidmet sind, haben nur dann einen Sinn, wenn der lateinische Unterricht thatsächlich das geeignete Mittel ist, die allgemeinen Verstandeskräfte zu stärken und so zum wissenschaftlichen

Denken zu erziehen. Diese Behauptung mufs an der Hand der neueren Psychologie geprüft werden.

Es leuchtet ohne weiteres ein, dafs die Beschäftigung mit einer Wissenschaft, sobald sie zu klarer Ausbildung der einzelnen Vorstellungsreihen durchdringt, die Vertiefung in verwandte Gebiete ungemein erleichtert. Feste physikalische Grundbegriffe fördern das Studium der Geographie; wer wiederum hierin gründlich bewandert ist, wird die Entwickelung des historisch Gewordenen aus seinen geographischen Vorbedingungen leichter erfassen. Gründliches Studium einer Sprache — es braucht nicht die lateinische zu sein — macht das Erlernen anderer leichter. Aber darum handelt es sich hier nicht. Es fragt sich vielmehr, ob überhaupt eine allgemeine Stärkung der sogenannten Geisteskräfte möglich sei und sodann, ob das Studium der Sprachen, insbesondere der lateinischen, das geeignetste Mittel für eine solche „geistige Gymnastik“ ist. Wenn man darauf hinweist, dafs die Beschäftigung mit der lateinischen Sprache die Anwendung gewisser Schlüsse verlangt und nun behauptet, die häufige Übung solcher Schlüsse führe zu einer Stärkung der Verstandeskräfte, so ist damit gar nichts gesagt. Denn erstens müfste bewiesen werden, dafs eben nur die lateinische Sprache ausgiebige Gelegenheit zu solchen Schlüssen böte, und zweitens ist der behauptete Zweck, Stärkung der Verstandeskräfte, ein durchaus unbestimmter Ausdruck. Verstand, Vernunft, Intellekt u. s. w. sind leere Sammelnamen, bei denen sich jeder denken kann, was er will und die deshalb die neuere Psychologie als wissenschaftliche Ausdrücke mit Recht aufgegeben hat. Die Frage ist nur zu beantworten, wenn man sich klar macht, was Denken im wissenschaftlichen Sinne bedeutet, und das erreicht man nur durch die Einsicht in die einfachen psychischen Vorgänge, aus denen die Entwickelung des geistigen Lebens hervorgeht. Die Thätigkeit, welche die neu eintretenden Vorstellungen mit den älteren Vorstellungsmassen in Beziehung setzt, ist die Apperzeption. Durch sie wird das Wachstum des Geistes vermittelt und in seiner Vollendung oder Verkümmerung bestimmt. Sie ist für die gesamte geistige Entwickelung von grundlegender Bedeutung. „Die Entdeckung dieser Beziehungen (der Dinge zu einander),“ so sagt Lazarus „mit aller Bestimmtheit und allem Nachdruck“, „das Ergreifen derselben im Denken, die Apperzeption der gekannten und erkannten Erscheinungen durch diese ihre Beziehungen macht den

Inhalt aller fortschreitenden Entwickelung des Geistes, des öffentlichen wie des individuellen Geistes aus. Das Entdecken, Erfassen, Aufstellen neuer Beziehungen überhaupt, bezeichnet die groſsen Epochen, die Anwendung und Durchführung derselben in den einzelnen Erscheinungen erfüllt und gestaltet die fortlaufende Geschichte aller geistigen Kultur.“ 26) Da die Klarheit der Beziehungen und damit die Vollkommenheit der geistigen Ausbildung von der gröſseren oder geringeren Energie der Apperzeption abhängen, so kann der Unterricht sein Ziel nur erreichen, wenn er auf den Apperzeptionsprozeſs einwirkt. Dieses Ziel kann nur darin bestehen, daſs die Erfassung der neuen Vorstellungen durch die Apperzeptionsthätigkeit möglichst schnell und möglichst vollständig erfolge. „Schnell und spielend wiederholen wir den gewohnten, den uns geläufigen Gedankeninhalt; den neuen werden wir langsam und mit Anstrengung erfassen: das Einfache zu denken wird uns leicht, das Zusammengesetzte und Beziehungsreiche schwer und langsam. . . . 27) Die fortschreitende Entwickelung des Geistes . . . besteht darin, daſs Zeit- und Kraftverbrauch für den gleichen Inhalt immer geringer, oder Umfang und Energie des Inhalts immer gröſser werden.“ Es ist daher die Aufgabe des Unterrichts, dem heranwachsenden Geist solche Vorstellungen zu bieten, an denen sich die apperzeptive Thätigkeit möglichst vollständig und ungehindert vollzieht. Der Erfolg der Apperzeption hängt ab: 1) von der Beschaffenheit sowohl der apperzipierten als der apperzipierenden Vorstellungsmasse, 2) von den sie begleitenden Gedanken und Gefühlselementen, 3) von der jeweiligen Geistes- und Gemütsverfassung. 28) Die beiden letzten Bedingungen werden später genauer zu erörtern sein, für die Frage der formalen Bildung kommt vor allem die Beschaffenheit der Vorstellungsmassen in Betracht. Soll nämlich der Erfolg der geistigen Aneignung ein vollständiger sein, so müssen beide, die aufnehmende Vorstellungsmasse und die neu hinzutretende Vorstellung sorgfältig durchgebildet und klar gegliedert sein. Neue nach ihren Merkmalen genau bestimmte Vorstellungen fügen sich einem begrifflich geordneten älteren Gedankeninhalt schnell und mühelos ein. Wenn bei dem Unterricht dieser Gesichtspunkt streng beobachtet wird, so wird später der der Zucht entwachsene Geist auch bei ganz fremden Vorstellungsmassen die wesentlichen Merkmale schnell herausfinden und die Apperzeption mühelos vollziehen.

Versuchen wir jetzt, uns die Art, wie der Unterricht die apperzeptive Thätigkeit unterstützen kann, an den Stufen der geistigen Entwickelung klar zu machen.

1) Die Apperzeptionsthätigkeit des Kindes verläuft vorzugsweise im Wege der sinnlichen Auffassung. Die innere Verarbeitung der unzähligen äufseren Reize, welche im frühesten Alter durch das Thor der Sinne eingehen, macht die gewaltige Hauptarbeit der kindlichen Seele aus. Das Kind lernt in den ersten Jahren weit mehr durch Auge und Ohr, als durch irgendwelche besondere Belehrung. Jedoch verläuft dieser erste innere Prozefs des geistigen Wachstums stets lückenhaft, oft auch in falschen Bahnen. Kinder beobachten lebhaft und erfassen die Sinneseindrücke schnell, aber niemals vollständig und häufig unrichtig. Der Grund liegt darin, dafs das Hervorstechende, den kindlichen Geist mit Teilnahme Erfüllende vorzugsweise zur Perzeption kommt und dafs das durch Erfahrung gewonnene Urteil fehlt, die Erscheinungen nach ihren Merkmalen zu sondern. Das Kind mufs daher zunächst richtig sehen und richtig hören lernen. Der Unterricht hat darauf hinzuarbeiten, dafs die Schüler befähigt werden, „die sinnlichen Eindrücke gut und schnell aufzufassen, klar zu beurteilen und folgerichtig wiederzugeben“.[29]) Diese Aufgabe ist zwar bei jedem Unterricht zu berücksichtigen, fällt aber der Natur der Sache nach vorzugsweise den naturwissenschaftlichen Fächern zu (sinnliche Stufe des Unterrichts).

2) Aus der chaotisch durcheinander flutenden Vorstellungsmasse bilden sich im Laufe der geistigen Entwickelung festere Vorstellungen und Begriffe. Dieser Prozefs verläuft aber nicht in ungetrübter Selbständigkeit, sondern wird wesentlich durch die Umgebung bestimmt, in welcher der heranwachsende Geist sich befindet. Leben und Unterricht übermitteln dem Kinde Worte, die gehaltvollen Träger zahlreicher Vorstellungen und Begriffe. Diese Worte sind aber für den Lernenden zunächst leerer Schall, und seine umfangreiche Arbeit besteht darin, sich den Inhalt anzueignen, der dem Wortsymbol entspricht. Die Schule hat diese Arbeit zu unterstützen, indem sie den der Wortbedeutung entsprechenden Inhalt den Schülern in wohlgegliederter Ordnung vorführt. Diese Aufgabe ist Sache aller Unterrichtsfächer, wird aber im deutschen Unterricht ihren Schwerpunkt suchen müssen (sprachlich-inhaltliche Stufe des Unterrichts).

3) Von den sprachlich bestimmten Begriffen, deren Inhalt durch die psychologische Entwickelung bestimmt und daher immer lückenhaft ist, erhebt sich der Geist durch die Bildung methodologischer oder logischer Begriffe zum wissenschaftlichen Denken. Während der psychologische Begriff in seinem Inhalt durch das freie Spiel sprachlich-psychologischer Entwickelung bestimmt wird, ist der logische Begriff stets das Ergebnis wissenschaftlichen Denkens, das die Merkmale eines Begriffs als notwendig zu seinem Wesen gehörend erfafst. Soll der Unterricht also zu der Bildung logischer Begriffe, d. h. zum wissenschaftlichen Denken anleiten, so kann das nur an einem Stoff geschehen, der es ermöglicht, die Erscheinungen in ihrer Gesetzmäfsigkeit, d. h. in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung zu begreifen. Am vollkommensten wird dieser Aufgabe gerecht der mathematische Unterricht, daneben der naturwissenschaftliche, soweit er mathematisch darstellbar ist (logisch-wissenschaftliche Stufe des Unterrichts).

Da der ausgesprochene Zweck der Gymnasialbildung ist, die Schüler zu logischer Durchbildung und zum wissenschaftlichen Denken zu erziehen, so mufs vorausgesetzt werden, dafs ihr Kern, der Unterricht in den klassischen Sprachen, jene notwendige Gesetzmäfsigkeit ausgiebig zur Erscheinung bringt.

Wenn es möglich wäre, den Schulunterricht in den Sprachen voll und ganz auf wissenschaftliche Grundlage zu stellen, so wäre jene Forderung erfüllt. Denn indem die Sprachwissenschaft in dem Leben der Sprache das Walten psychologischer Gesetze erkennt und das gesetzmäfsige Entstehen der mannigfaltigen Sprachformen aus diesen Gesetzen heraus begreift, wendet sie bestimmte logische Methoden an. Wie die Entwickelungsgesetze aller Organismen tragen auch die Gesetze des sprachlichen Werdens durchaus den Charakter der Notwendigkeit. „So vollzieht sich der historische Lautwandel nach unbedingt und ausnahmslos wirkenden Gesetzen und alle scheinbaren Ausnahmen beruhen auf einer Durchkreuzung der physiologischen Gesetze durch Einflüsse psychologischer Art.“[30]) Wenn man aber an Einzeluntersuchungen herangeht, so zeigen sich Schwierigkeiten, die in demselben Mafse wachsen, als der Gegenstand der Forschung in die Vergangenheit hinaufreicht. Schon bei der wissenschaftlichen Erklärung der neueren Sprachen bleibt vieles dunkel: die Entwickelung der klassischen Sprachen vollends

stellt der Wissenschaft Probleme, denen sie nicht gewachsen ist. Die Länge der Zeit, wie die Mangelhaftigkeit der Quellen haben hier dem nachdenkenden Geist zum grofsen Teil die Wege verwischt, welche die Sprachschöpfung gewandelt ist. Das betrifft weniger die etymologische Erklärung, als die Bedeutung der grammatischen Funktionen. Man betrachtet z. B. als den Grundbegriff des Akkusativs, dafs er eine Ergänzung oder nähere Bestimmung des Verbalbegriffs bezeichnet und unterscheidet zwischen dem notwendigen Akkusativ (Akkusativ des äufseren Objekts) und dem freiwilligen Akkusativ, der die übrigen Gebrauchsweisen umfafst.[31]) Aber das sind leere Worte, die doch nur die Ohnmacht unseres Wissens verdecken. Hübschmann selbst, der Urheber jener Unterscheidung, kann für die Verben, die mit dem notwendigen Akkusativ verbunden werden, keinen inneren Grund finden und ordnet sie daher alphabetisch (!) an. Wir wissen, dafs der griechische Dativ aus altem Dativ, Lokalis und Instrumentalis zusammengeflossen ist, dafs im griechischen Genitiv ursprünglich Genitiv und Ablativ vereinigt sind, aber es ist schlechterdings unmöglich, alle Gebrauchsweisen der späteren Zeit auf diese Grundbegriffe zurückzuführen. Ähnlich steht es bei der Entwickelung des Geschlechts, bei der Lehre der Tempora und Modi. Die Grammatiker alter Schule, die versuchen, die mannigfaltigen Gebrauchsweisen der grammatischen Funktionen aus einheitlichen Begriffen herzuleiten, mufs man auf das Urteil Delbrücks verweisen, der gewifs ein befugter Beurteiler der einschlägigen Fragen ist: „Es scheint mir nun gar keinem Zweifel unterworfen, dafs diese höchst verschiedenartigen Gebrauchsweisen als im Sprachbewufstsein innerlich getrennte Typen überliefert worden sind. Das Gemeinsame war die Form des Genitiv; dafs aber ein Zusammenhang des Sinnes zwischen den verschiedenen Funktionen empfunden sein sollte, ist nach dem, was wir an unserem eigenen Sprechen beobachten können, ganz unglaublich. ... Sucht man überhaupt nach einer Einheit des Begriffs (historisch: welchen Sinn hatte die Form des Genitiv bei ihrer Entstehung), so mag die Erörterung der indogermanischen Flexionsgeschichte überlassen bleiben.“ [32]). Was Delbrück hier an dem Beispiel des Genitiv zeigt, gilt für sämtliche anderen grammatischen Funktionen. — So sehen wir, dafs gerade bei der Hauptsache, bei einer begrifflichen Entwickelung der grammatischen Gebrauchsweisen, die Wissenschaft selbst uns

im Stiche läfst. Aber auch überall da, wo eine wissenschaftliche Erklärung möglich ist, wird ihre Anwendung im Unterricht durch die Zwecke, denen eine Schulgrammatik dienen mufs, manchen Beschränkungen unterworfen. Diese bestehen namentlich in folgenden vier Punkten:

1) Die Herleitung sprachlicher Gesetze und ihre Begründung durch die Entwickelung der Formen ist nur möglich, wenn man sich auf den historischen Standpunkt stellt und den gesamten Sprachstoff, wie er sich im Laufe langer Zeiträume in den verschiedenen Dialekten der Sprache darstellt, der Betrachtung unterwirft. Die Schulgrammatik ist auf einen kleinen Kreis von Sprachdenkmälern angewiesen, deren Auswahl wesentlich durch litterarhistorische und ästhetische Rücksichten bestimmt ist. Wenn der grammatische Stoff lediglich aus den mustergiltigen Schriften Ciceros und Cäsars abgeleitet wird, so leuchtet ein, dafs diese Unterlage zur Begründung der sprachlichen Gesetze zu wenig umfangreich ist.

2) Die Erkenntnis der physiologischen und psychologischen Gesetze, welche das sprachliche Leben regeln, ist für die Mittelstufe des Unterrichts, der das grammatische Studium vorzugsweise zufällt, zu schwierig. Das Gesetz der Analogie z. B. erfordert zu seinem Verständnis einen gereifteren Geist und würde den Schülern unserer Mittelklassen eine Form ohne Inhalt bleiben, zumal da es unmöglich ist, der Abstraktion durch eine reiche Fülle von Beispielen zu Hilfe zu kommen.[33])

3) Die Rücksicht auf den praktischen Zweck des Unterrichts, die Erlernung der Sprache, fordert eine systematische Behandlung, die der Erkenntnis der sprachlichen Entwickelung hinderlich ist. Denn das wirkliche sprachliche Leben verläuft nicht nach reinlich von einander gesonderten Kategorien, sondern in mannigfach verschlungenen Erscheinungsformen psychologischen Ursprungs. Lautlehre, Flexionslehre, Wortbildungslehre und Syntax fliefsen durchaus ineinander und können logisch nicht gesondert werden.

4) Der sprachliche Unterricht ist auf stete Vergleichung mit der Muttersprache angewiesen. Dadurch wird ein Prinzip in ihn hineingebracht, das die sprachliche Erkenntnis trübt, da Unterscheidungen aufgestellt werden müssen, welche mit dem Wesen der fremden Sprache nichts zu thun haben.

Aus diesen Gründen kann die wissenschaftliche Behandlung des Sprachstoffs, welche die Unterlage zu Übungen im logischen Denken hergeben könnte, im Schulunterricht nur in sehr beschränktem Maſse herangezogen werden.[34])

Wir wollen jetzt an einem Beispiel aus der Praxis zeigen, wie der lateinische Unterricht sich zu der Forderung einer wissenschaftlichen Methode verhält. Zu Grunde legen wir eine der verbreitetsten Lehrbücher, Ellendt-Seyfferts lateinische Grammatik, bearbeitet von Seyffert und Fries in der vierunddreiſsigsten Auflage (1890). Bekanntlich erwächst die grammatische Kenntnis im heutigen gymnasialen Unterricht nicht, wie der alte Wolf es wollte, aus einer möglichst umfangreichen Lektüre der klassischen Schriftsteller, sondern fuſst in der Hauptsache auf rein theoretischer Belehrung. So sind unter den neun Lateinstunden in der Quarta nur drei dem Nepos gewidmet, während sechs der Grammatik und ihrer Einübung durch Übersetzungen (meist aus der deutschen in die fremde Sprache) zufallen. Die logische Schulung, die man von dem grammatischen Studium erwartet, tritt also in den Vordergrund. Es muſs nun mit aller Schärfe ausgesprochen werden, daſs die Beschäftigung mit dem grammatischen Stoff, wie ihn das Lehrbuch den Schülern darbietet, für die Heranbildung zum logischen Denken entweder gleichgiltig ist, oder durch falsche Einzwängung der Spracherscheinungen in logische Unterscheidungen geradezu schädlich wirkt.

1) Wenn Erscheinungen der Formenlehre oder syntaktische Verhältnisse dem Lernenden so dargeboten werden, daſs sie nicht als die notwendige Folge einer sprachlich-psychologischen Auffassung erscheinen, sondern ohne inneren Grund entweder als reine Thatsache hingestellt oder nach zufälligen Einteilungsgründen gesondert werden, so ist ihre Erlernung für die Entwickelung gesetzmäſsigen Denkens gleichgiltig. Denn gesetzmäſsig, logisch denken, heiſst, die Erscheinungen in ihrer Notwendigkeit, in ihrem Verhältnis von Ursache und Wirkung begreifen. Dieser Mangel an innerer Begründung haftet so ziemlich dem gesamten schulgemäſs bearbeiteten Sprachstoff an. Die „Ausnahmen“ oder „Besonderheiten“ übertreffen an Zahl die sogenannten Hauptregeln. Jedes Kapitel der Grammatik liefert Belege für den rein zufälligen Charakter der dargebotenen Regeln. So die ganze Lehre vom Geschlecht, die Flexion der

Kasus namentlich in der dritten Deklination, die Verschiedenheit der Komparativbildungen, die sogenannte unregelmäfsige Konjugation, in der Syntax die ganze Lehre vom Gebrauch der Kasus, die Konstruktion der Städtenamen, mehrfach die Lehre von den Temporibus und Modis und vieles andere mehr. Der Memorierstoff der lateinischen Schulgrammatik, also vor allem die gesamte Formenlehre und grofse Stücke der Syntax (namentlich die Konstruktionsarten der Verben in der Kasuslehre), bietet auch nicht die geringste Handhabe für die Erkenntnis eines inneren Zusammenhanges zwischen Bedeutung und Form, weil jede Begründung sprachlicher Eigentümlichkeiten fehlt. Wenn ein Knabe sich die Genusregeln, die Lehre von der Flexion der Kasus oder die Verba mit dem Genitiv, Dativ und Ablativ aneignet, so nützt ihm das für seine geistige Entwickelung genau so viel, wie das Auswendiglernen eines Verzeichnisses lateinischer Pflanzennamen oder einer beliebigen ihm unverständlichen Seite eines Konversationslexikons. In beiden Fällen wird lediglich das Gedächtnis belastet, da der innere Zusammenhang, die Erkenntnis des gelernten Stoffs als der gesetzmäfsigen Folge bestimmter Ursachen, fehlt.

2) Wenn ein Begriff logisch nach gewissen Merkmalen bestimmt wird und dann mit diesem Begriffe Merkmale verbunden werden, welche jenen vorher bestimmten Merkmalen widersprechen, so entsteht ein logischer Widersinn. Das geschieht auf dem Gebiete der Grammatik, wenn einer grammatischen Funktion eine Bedeutung untergelegt wird, welche mit dem thatsächlichen Sprachgebrauch unvereinbar ist. Die lateinische Schulgrammatik liefert zahlreiche Beispiele solchen logischen Unsinns. Schon die Einteilung des grammatischen Stoffs in neun Redeteile [gemeint sind Wortarten] (Ellendt-Seyffert § 7) zeigt grobe logische Fehler. Diese Unterscheidung beruht auf ganz verschiedenen Prinzipien, da bald die Form, bald die Bedeutung, bald die Anwendung im Satz, für die Art der Einteilung mafsgebend gewesen sind. Substantiva, Adjektiva, Verba, Pronomina werden streng unterschieden, aber trotzdem besitzen Verba und Pronomina substantivische und adjektivische Formen. Die Numeralia verdanken ihre Existenz als besondere Wortart einer begrifflichen Unterscheidung, der Form nach aber sind sie teils Substantiva, teils Adjektiva, teils Adverbia. Noch schlimmer ist die Verwirrung bei den Adverbien und Präpositionen. Da die verschiedenen Wortarten im Leben der Sprache

fortwährend durcheinander fliefsen, so kann eine befriedigende Einteilung nur gewonnen werden, wenn man von ihrer Verwendung im Satze ausgeht.[35]) Die gleiche trostlose Vermischung von Form und Inhalt findet man bei der Einteilung der Sätze. Am schlimmsten wirkt in der Schulgrammatik das Bestreben, Spracherscheinungen unter gemeinsame logische Begriffe zusammenzufassen. Das zeigt recht deutlich die schulgemäfse Lehre von den Modis. Wenn als Funktion des Indikativ angegeben wird: „der Indikativ bezeichnet im Lateinischen wie im Deutschen den Inhalt eines Satzes als wirklich oder thatsächlich, unabhängig von der Ansicht eines Subjekts [§ 201]“, so sind Gebrauchsweisen wie quidquid id est; quoquo modo res se habet; sive verum est, sive falsum widersinnig. Wenn umgekehrt der Konjunktiv den Inhalt eines Satzes als Annahme oder Vorstellung bezeichnet (§ 202), so entspricht zwar die Anwendung des Konjunktiv in Finalsätzen der Bedeutung, aber Konsekutivsätze mit ut und dem Konjunktiv sind logisch unsinnig. In dem Satze: „Siciliam Verres per triennium ita vexavit, ut ea restitui in antiquum statum non posset,“ denkt der Schüler logisch richtig, wenn er statt posset, potuit schreibt, denn der Nebensatz enthält die thatsächlich eingetretene, also wirkliche Folge der grausamen Verwüstung der Insel. (§ 201). Dasselbe gilt bei Sätzen wie „nunquam accedo, quin abs te abeam doctior“ und bei konjunktivischen Relativsätzen, die eine Folge ausdrücken. Andere Beispiele solchen Widersinns finden sich in reicher Fülle. Hier folgen einige nach den Paragraphen der Grammatik geordnet. § 101, Anmerk.: Volsinii, oppidum Tuscorum opulentissimum, concrematum est fulmine; § 103, 2: Thebae, quod Boeotiae caput est; § 121, Anm. 2: Est mihi nomen Gaio; § 129: Genitiv bei den Verben des Erinnerns und Anmerk.: Venit mihi Platonis in mentem; § 135, 3, Anmerk. 1: interdicere alicui foro, aqua et igni; § 172: Temeritatis est calidius quam callidius agere; § 249: Decet cariorem esse patriam nobis quam nosmet ipsos; § 181, 3: hoc, quae tua est prudentia, diligenter considerabis; § 239, Anmerk. 2: In re publica mihi negligenti esse non licuit; § 261: Relativsätze im Akkusativ mit dem Infinitiv. Alle diese Eigentümlichkeiten finden durch psychologische Analyse ihre Erklärung. So wird uns das widersinnige: interdicere alicui foro sofort verständlich, sobald wir erkennen, dafs es aus der Vermischung zweier verschiedenen Redewendungen „interdicere alicui forum“ und „intercludere aliquem foro“

(durch Kombinationsausgleichung) entstanden ist. Werden diese Fälle jedoch, wie es in der Schulgrammatik geschieht, in dürrer Thatsächlichkeit ohne jede innere Erklärung mitgeteilt, so müssen sie dem Schüler logisch widersinnig erscheinen. Wenn sich die Methodiker des lateinischen Unterrichts entschliefsen könnten, auf die Schematisierung und logische Einzwängung zu verzichten, wenn es ferner möglich wäre, das psychologische Gesetz der An- und Ausgleichung (Analogie) dem Unterricht in ausgedehntem Mafse zu Grunde zu legen, dann könnte, wenn auch nur in beschränkter Weise, das Studium der Grammatik der Heranbildung zum gesetzmäfsigen Denken dienstbar gemacht werden. Aber beide Bedingungen sind aus praktischen Gründen kaum erfüllbar.

Neben dem Studium der theoretischen Grammatik nehmen die Übungen im Übersetzen einen grofsen Raum im Unterricht ein. Und zwar wird auf der Mittelstufe gröfstenteils aus dem Deutschen in das Lateinische übersetzt, wie ein Blick in eines der verbreitetsten Übungsbücher, den Ostermann, beweist, in dem die lateinischen Stücke nur einen kleinen Bruchteil bilden. In wie weit durch solche Übungen die Kenntnis der Muttersprache und das Verständnis der Begriffe gefördert werden, soll später untersucht werden; hier handelt es sich um die Frage, ob das Übersetzen die Erziehung zum logischen Denken begünstigt. Der Wiener Professor Lichtenheld hat den psychischen Prozefs, der sich bei der Erlernung der sprachlichen Formen und beim Übersetzen vollzieht, in dem angeführten Buche folgendermafsen geschildert: „Es sind (die Formen der Deklination) mechanisch dem Gedächtnis einverleibte Reihen. ... Die Glieder folgen in an sich willkürlicher, aber doch einmal allgemein acceptierter und darum für den Knaben wesentlicher Ordnung: Nominativ, Genitiv etc. Die Arbeit besteht nur darin, dafs sie (die Knaben) in die früheren Reihen (die schon aus der deutschen Grammatik bekannt sind) alternierend die Glieder der neuen einschieben. ... Die Sache wird aber sehr rasch kompliziert: denn die Dinge, auf die der Knabe zu achten hat, werden in schneller Aufeinanderfolge mehr und mehr. Kommen doch noch obendrein die Beispiele recht bunt durcheinander. ... Da heifst es nun, sich zusammenzunehmen und die Fäden in dem Gewirre nicht verlieren ... Der Vorgang bleibt auch später noch bei gröfserer Übung derselbe ... Es treten Verdichtungen ein, die dem Vorgang ein sprungartiges Aussehen geben. Nun aber sollen

Glieder verschiedener Reihen kombiniert werden. Das Adjektiv geht nach der einen, das Nomen nach der anderen Deklination, und beide haben wieder ihre Besonderheiten in der Bildung, ein Kasus oder mehr folgen nicht der Normalbildung. Auch das Geschlecht ist sehr wichtig; Endung oder Bedeutung verraten es nach allgemeinen oft kollidierenden Regeln (S. 216—217). Die Hauptsache aber für uns ist, dafs (beim Übersetzen) die Situation, in die ein Wort mit seinem Inhalt gerät, bestimmt, welche Gestalt die Vorstellung hinter dem Worte erhält (109). ... Wir nehmen die Beispiele: Die Feinde bestürmten gleich vom Wege aus die Mauern, und: unsere Feinde verfolgen uns mit Verläumdungen. Der Schüler hat für Feinde hostes und inimici, und zwar hat er gelernt: hostis Landesfeind, der mit Waffen kommt, inimicus, persönlicher, Privatfeind. Wie gelangt er nun zu einer Entscheidung? Er appelliert an sein sonstiges Wissen, seine Erfahrung, und mit Hilfe dieser sagt er etwa: Es ist die Wahl zwischen hostis Landesfeind etc. und inimicus Privatfeind. Im Satze ist die Rede vom Bestürmen einer Stadt; das ist eine Erscheinung des Krieges: da stehen sich Feinde = hostes gegenüber; hier ist Krieg, also hostes ... Ähnlich kommt er im zweiten Satze durch Verleumdungen auf inimici; dann im ersten durch Bestürmen, Krieg auf moenia, nicht muri, u. s. w. (111)." — Der psychische Vorgang ist völlig zutreffend dargestellt, es ist nur nicht ersichtlich, wie durch solche geistige Thätigkeit die Heranbildung zum logischen Denken in besonders hervorragender Weise gefördert werden soll. Das Erlernen der Grammatik wie das Übersetzen beruhen auf einer Vergleichung mit der Muttersprache. Welche lateinische Form, welches lateinische Wort in jedem einzelnen Falle an Stelle der deutschen Sprachform zu setzen sei, erkennt der Übersetzende durch die Erwägung „der Situation, in die ein Wort mit seinem Inhalt gerät". Das Ergebnis kommt durch einen Subsumtionsschlufs zu Stande. Solche Subsumtionsschlüsse sind nun aber keineswegs die besondere Eigentümlichkeit der übersetzenden Thätigkeit, sondern sie kommen bei jeder anderen geistigen Beschäftigung, ja bei allen Handlungen des täglichen Lebens, die nicht unbewufst vollzogen werden, vor; auch, wenn das ein Vorzug ist, in derselben „Kompliziertheit" wie beim Übersetzen: sie werden überall vollzogen, wo eine besondere „Situation" behufs zweckgemäfsen Handelns die Beachtung der sie

bestimmenden Umstände erfordert. Der Botaniker, der eine neue Pflanze nach Art und Familie bestimmt, der Steine, Vogeleier oder Briefmarken sammelnde Knabe, der neue Funde in die richtigen Fächer seines Sammelkastens einordnet, beide verfahren nach Subsumtionsschlüssen. Ja der Wanderer, der im Dunkel der Nacht den Weg verfehlt hat und sich nach den Sternen, nach orographischen oder hydrographischen Verhältnissen zurechtzufinden sucht, trifft mittels desselben geistigen Prozesses seine Entscheidung. Es liegt also kein Grund vor, zur Einübung solcher Schlüsse Übersetzungsstudien zu treiben. Diese Art des Schliefsens hat schon der Knabe aus dem Leben gelernt und übt sie in seinem kleinen Anschauungskreis mit grofser Fertigkeit. Aber die Schüler machen doch Fehler? Die Erlernung der lateinischen Sprache ist doch so schwierig, dafs, wie Lichtenheld offenherzig gesteht, „der Prozentsatz derer, die es nicht zu einer befriedigenden Herrschaft über das ganze Material bringen, denen die aufgebürdete Last zu schwer wird, ein verhältnismäfsig grofser ist“ (218). Das ist, wie auch der Wiener Professor hinzufügt, nicht zu verwundern. Der Grund liegt jedoch nicht in der Unfähigkeit des Schülers zu subsummieren, sondern in dem wirren Durcheinander des Stoffs, in dem neben den Hauptregeln zahllose Eigentümlichkeiten und Ausnahmen ohne inneren Grund durcheinander schiefsen. Das Gedächtnis erlahmt, weil es nicht durch eine klar gegliederte apperzeptive Thätigkeit unterstützt wird. Solche Übungen geben daher zur Erkenntnis kausaler Verknüpfungen keine geeignete Unterlage. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, durch den lateinischen Unterricht die Jugend auf wissenschaftliches Denken vorbereiten zu können.

Wenn der Unterricht zur scharfen Erfassung der sinnlichen Eindrücke anleitet, sodann den hinter den Wortsymbolen verborgenen Inhalt in klar geordneten psychologischen Begriffen mitteilt und schliefslich zur richtigen Verknüpfung von Ursache und Wirkung, d. h. zum logischen Denken erzieht, so wirkt er formalbildend, insofern nicht der stoffliche Inhalt, sondern die Art und Weise des Denkens in den Vordergrund tritt. Eine solche formale Bildung dient der Erleichterung und Beschleunigung der apperzeptiven Thätigkeit, und damit dem Hauptzweck der gesamten geistigen Erziehung.

Aus den vorangehenden Erörterungen ergiebt sich, dafs dieses Ziel des höheren Unterrichts: die Heran-

bildung zum logischen Denken und damit die Vorbildung zur wissenschaftlichen Thätigkeit durch die Beschäftigung mit fremden Sprachen nur zu erreichen ist, wenn die Grammatik auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut wird. Das aber ist nur mit grofser Beschränkung möglich. Diese Aufgabe fällt vielmehr den exakten Fächern, namentlich der Mathematik und in zweiter Linie den Naturwissenschaften zu. Der Wert des Sprachunterrichts liegt in einer ganz anderen Richtung.

3. Der Unterricht in den fremden Sprachen und die Muttersprache.

Es hat eine Zeit gegeben, in der deutsches Wesen und deutsche Sprache tief verachtet wurden. Damals galt es bei den Männern der Wissenschaft geradezu für unanständig gut deutsch zu schreiben; wer auf schöne Form Gewicht legte, kam in Gefahr, sich den Vorwurf der Oberflächlichkeit zuzuziehen. In der Blütezeit des Humanismus war der gröfste Preis, den man erringen konnte, der: „trotz des Unglücks deutscher Geburt ein griechischer Geist zu sein“.[36]) Diese Zeit ist heute vorüber. Die mächtige Entwickelung des Nationalitätsgedankens hat dahin geführt, dafs die Berechtigung und Notwendigkeit deutscher Bildung wenigstens theoretisch anerkannt wird. Freilich nur so weit, als dadurch das Wesentliche, der Unterricht in den klassischen Sprachen, nicht angetastet wird. Schreibt doch selbst Laas, dem man am ersten ein Herz für die deutsche Sache zutrauen sollte: „Der nationale Unterricht darf die allgemeine menschliche Ausbildung von Verstand, Geschmack und Willen (!), die an die Pflege der Grammatik der antiken Sprachen und an die Lektüre antiker Musterwerke geknüpft ist, nicht wesentlich beeinträchtigen oder wohl gar in Frage stellen.“[37]) Dem entsprechend sträuben sich die Verteidiger des humanistischen Gymnasiums auf das äufserste gegen den allein naturgemäfsen Weg: die bedeutende Verstärkung der deutschen Unterrichtsstunden. Wird doch selbst in den Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 die Zurückweisung des Mittelhochdeutschen mit der Behauptung gerechtfertigt, dafs eine solche Ausdehnung des deutschen Unterrichts „mit der gesamten Lehreinrichtung (der Gymnasien) unvereinbar“ sei.[38]) Wenn einmal nach vielen hundert Jahren die heutige Kulturwelt zum Gegenstand der historischen Untersuchung gemacht wird, so wird dem Forscher einer weitergeschrittenen Zeit unter vielen

widerspruchsvollen Erscheinungen vielleicht nichts so unbegreiflich vorkommen, als dafs ein grofses, einiges Volk in seinem höheren Unterricht dem Studium der eigenen Sprache und Litteratur nur zwei wöchentliche Stunden zugebilligt hat. Aber auch heute mufs ebenso denken, wer mit der richtigen Einsicht in das Wesen der Sprache ein echtes und tiefes deutsches Empfinden verbindet. Es ist ja gar kein Zweifel, dafs die Verteidiger des klassischen Unterrichts durch das zähe Festhalten an der althergebrachten Lehrweise gerade ihrem Vaterlande am besten zu dienen glauben, aber die Vertiefung in die klassische Welt hat ihre Einsicht getrübt, wenn sie die stiefmütterliche Stellung des deutschen Unterrichts mit der Behauptung rechtfertigen, dafs jede Unterrichtsstunde zugleich eine deutsche Stunde sei und dafs gerade die Beschäftigung mit den klassischen Sprachen der Ausbildung in der Muttersprache diene. Einem Wolf kann man eine solche Ansicht nachsehen, aber seit uns durch die neuere Psychologie und die historische Sprachforschung das richtige Verständnis für die sprachliche Entwickelung und die Einsicht in die psychologischen Bedingungen des Spracherlernens eröffnet ist, erscheint das Verharren auf dem alten Standpunkt weniger verzeihlich. Es ist die alte leidige Erscheinung, dafs die Umgestaltung in der Praxis dem Fortschreiten der Wissenschaften meist um mindestens ein Menschenalter nachhinkt. Abgesehen von allen inneren Gründen, sollte doch schon der Umstand die Verteidiger des heutigen Zustandes stutzig machen, dafs die Reinheit und Schönheit der Sprache im Munde unserer gebildeten Bevölkerung und im Gebrauch der Schriftsteller immer offenkundiger dem Verfall entgegeneilt.

Die deutsche Sprache ist zu allen Zeiten nachhaltig fremden Einflüssen ausgesetzt gewesen und in ihrer organischen Entwickelung durch die Ausländerei der Schriftsteller, die die Wächter über ihre Reinheit hätten sein sollen, empfindlich gestört worden. Das erste massenhafte Hereinströmen lateinischer und griechischer Wörter bedeutete für die deutsche Sprache allerdings eine gewaltige Steigerung der geistigen Kultur. Wie weitgehend diese gewesen ist, zeigt die Thatsache, dafs die Bezeichnungen für fast alle Bedürfnisse und Begriffe des feineren Lebens lateinischen oder griechischen Ursprungs sind. So die Namen für die Metalle und Kulturpflanzen, für viele Gerätschaften und natürlichen Erzeugnisse, für die Ausdrücke des Wein- und Gartenbaus, der Baukunst, des Ver-

kehrs, der Wissenschaft und der Kultur. Diese fremden Wörter wurden aber nicht unverändert aufgenommen, sondern durch die energische Thätigkeit der inneren Sprachform umgestaltet und der deutschen Sprache organisch einverleibt. Das ist eine dem Sprachforscher erfreuliche Erscheinung und ein beredtes Zeugnis für das kraftvolle Empfinden der alten Zeit. Wenn wir heute die lange Reihe dieser ältesten Lehnwörter überblicken, wie: Pfau, Drachen, Birne, Feige, Rettich, Silber, Wein, Most, Winzer, keltern, pfropfen, impfen, pelzen, kochen, Speise, Essig, Öl, Käse, Schüssel, Kiste, Spiegel, Münze, Pfund, Zins, Zoll, Kirche, Kloster, Klause, Pfaff, Teufel —, so muten sie alle uns heimisch an: sie sind deutscher Erwerb, trotz des fremden Ursprungs, den nur noch der Sprachforscher erkennt. Die Verunstaltung begann erst, als Auslandssucht, ständische Eitelkeit und Denkträgheit fremde Wörter ohne Not hinübernahm und den ausländischen Flitter dem ehrlichen, kraftvollen, deutschen Ausdruck vorzog. Diese schlimme Eigentümlichkeit zeigt sich schon von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an unter dem Einflusse der französischen Ritterdichtung; sie wuchs in das Maſslose durch die Einwirkung der humanistischen Gelehrtenwelt und hat sich dann mit geringen Unterbrechungen bis in die Gegenwart gesteigert. Erst mit dem Entstehen des neuen deutschen Reiches beginnen, nach Campes ziemlich allein stehendem Vorgang, von neuem die Bestrebungen, den ebenso thörichten wie nutzlosen Gebrauch der Fremdwörter einzuschränken. [39])

Viel schwerer und tiefgreifender ist die Schädigung, die die deutsche Sprache an ihrem Leibe, in der Entwickelung ihrer Formen und syntaktischen Verbindungen erfahren hat. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daſs der Ausbau unserer Sprache durch die anhaltende Einwirkurg fremder Einflüsse in beklagenswerter Weise verunstaltet und oft geradezu verkrüppelt ist; der schöne und klare Satzbau, die kraftvollen Wendungen des Mittelhochdeutschen sind uns zum groſsen Teil verloren gegangen. Eine vollständige Darstellung des Leidensweges, den unsere Muttersprache zurückgelegt hat, würde eine umfassende Untersuchung erfordern, die meines Wissens noch nicht angestellt ist, aber selbst einige nach Belieben herausgegriffene Beispiele sprechen deutlich genug. Die Einwirkung des Französischen tritt zurück gegen die verderblichen Einflüsse der klassischen Sprachen. Zwar gehen zwei der

beklagenswertesten Wortbildungen, die Verba auf —ieren und die Substantiva auf —ei auf französische Vorbilder zurück[40]) und auch sonst finden sich manche Spuren welscher Nachäffung, so namentlich in neuerer Zeit der Ersatz der guten alten von Namen gebildeten Adjektiva durch die bloſse Anfügung von Substantiven (z. B. die Ära Bismarck), aber das tritt doch zurück gegen die Beeinflussung durch die klassischen Sprachen, die nun schon seit Jahrhunderten sprachvergiftend auf uns lastet. Ihr ist vor allem zuzuschreiben die Schwerfälligkeit des Stils, der langatmige Perioden baut und in der weitgetriebenen Einschachtelung der Sätze und Satzglieder eine besondere Schönheit sieht. Ihr auch die undeutsche Anwendung absoluter Partizipialkonstruktionen, die den schönen Bau unserer Sprache gleich einem häſslichen Unkraut überwuchert hat, ihr auch der undeutsche Gebrauch des Relativums als Satzanknüpfung und der Ersatz deutscher Präpositionen durch den Genitivus objectivus, die schöne Konstruktion gefolgt von, die Verwirrung in der Anwendung der vergleichenden Wörter wie und als und vieles andere mehr. Während die schöne Freiheit unserer Sprache in der Bildung zusammengesetzter Wörter in so herrlichen Wendungen wie in Goethes himmelhochjauchzend, in Schillers völkerwimmelnder Stadt, säulengetragenem Dache, wahr und sprachgemäſs zum Ausdruck kommt, haben sich schon Rückert und namentlich Platen, der nach Aristophanes schielte, zahlreiche geschmacklose Übertreibungen zu Schulden kommen lassen und uns Wortungetüme geschenkt, wie: Feindesburgenkampferstürmer, Vorzeitsfamilienmordgemälde. Und bis heute wird darin munter weitergesündigt. Heute sprechen wir ganz harmlos von Indienststellung und Zurdispositionsstellung, von Helligkeitszunahme und Indieweltineinstürmen, wir gründen eine Dampfstraſsenbahnaktiengesellschaft, begehen ein Dombaugenossenschaftsfest und besitzen sogar, das entsetzlichste von allen, eine Kleinkinderbewahranstalt.[41]) Wir sind heute dahin gelangt, daſs das Gefühl für Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit in weiten Kreisen der gebildeten Bevölkerung völlig verschwunden ist. Das frische, kräftige Leben, das aus dem tiefen Born des Sprachbewuſstseins schöpft, ist abgestorben und hat einem gräulichen ‚papiernen Stil‘ Platz gemacht. Nicht nur in der Presse, der die Raschheit der Leistungen zu einiger Entschuldigung dient, nein, in den wohldurchdachten Werken der Gelehrten und Schrift-

steller, wie in den Verordnungen der Behörden, begegnet man einer Mifshandlung der Muttersprache, die den Freund der vaterländischen Kultur mit Trauer erfüllt. Unsere deutsche Sprache ist schwer erkrankt. Glücklicherweise kommt die Gefahr, die unserer geistigen Entwickelung in der fortschreitenden Verkümmerung unserer Sprache droht, immer weiteren Kreisen zum Bewufstsein. Viele der Besten und Edelsten des Volkes haben den schweren Kampf um unser heiligstes Gut mutig aufgenommen. Es ist hocherfreulich und ein glückverheifsendes Zeichen, dafs der Leiter des preufsischen Unterrichtswesens, der Kultusminister von Gofsler, diese Bestrebungen mit Teilnahme verfolgt und sie durch sein Ansehn stützt. In dem Erlafs vom 15. Januar 1889, den er an den Gesamtvorstand des deutschen Sprachvereins als Erwiderung auf eine Eingabe vom 8. Dezember 1888 gerichtet hat, äufsert er sich, wie folgt: „Indem er Kreisen, die der unmittelbaren Einwirkung wissenschaftlicher Erörterung ferne bleiben, ein Bewufstsein von dem Reichtum, von der Kraft und der Hoheit unserer Muttersprache und zugleich von der allen Deutschen obliegenden Pflicht mitteilt, in Sühnung alter Schuld nach Reinheit und Richtigkeit der Sprache zu trachten, trägt der Verein an seinem Teile zu der sich vollendenden Erneuerung unseres Volkstums bei. Der Gesamtvorstand wird vertrauen, dafs die preufsischen Schulbehörden und Lehrer eine heilige Aufgabe der Schule in der Hut und Pflege des in unserer Sprache und in unserem Schrifttum uns überkommenen Besitzes erkennen. In der That wüfste ich nach der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zu Glauben und Sittlichkeit keine Aufgabe der Schule, die mit gleicher Einhelligkeit wie der deutsche Unterricht, als die selbstverständliche und unentbehrlichste Grundlage für jegliche Bildungsstufe erachtet würde. Mit einer Schule, welche in dieser Gewifsheit stark und zugleich der Zuversicht teilhaftig ist, mit welcher unser Volk der Zukunft entgegenschreitet, darf ich hoffen, in die Herzen der Jugend Liebe und Verehrung der Muttersprache zu senken.“ Wie sich doch die Zeiten ändern! Welch ein Unterschied zwischen den Ansichten des Herrn von Raumer und der Auffassung des jetzigen Kultusministers! Jener wäre, wie Wiese berichtet, „am liebsten zu der alten Einfachheit eines auf den Religionsunterricht, die alten Sprachen und die Mathematik beschränkten Lehrplanes zurückgekehrt“ [42]), und der gegenwärtige Leiter des preufsischen Unterrichtswesens hält den deutschen Unter-

richt für die „selbstverständliche und unentbehrlichste Grundlage für jede Bildungsstufe". Diese Wandelung in den Anschauungen der höchsten Behörde ist ein schöner Beweis für die machtvolle Entwickelung des Nationalitätsgedankens.

Wo aber liegen die Ursachen der wachsenden Erkrankung unseres Sprachtums? Welche Mittel sind anzuwenden, um das in dem Erlafs ebenso energisch wie richtig aufgestellte Ziel zu erreichen?

Der verstorbene Professor Müllenhoff äufserte einmal in seinem Kolleg über deutsche Grammatik: „An der zunehmenden Verderbnis der deutschen Sprache tragen drei Faktoren die Hauptschuld, das Theater, die technischen Wissenschaften und die Presse.[43]) Diese Auffassung verwechselt Ursache und Wirkung. Das schlechte Deutsch, das in den Erzeugnissen der Bühne, in wissenschaftlichen Werken und in den Zeitungen zu Tage tritt, ist nur die Erscheinungsform eines tiefer sitzenden Übels: die Schuld trifft in Wahrheit die höhere Schule. Es läfst sich beweisen, dafs der übermäfsige Betrieb der klassischen Sprachen (das Französische kommt wegen seiner geringen Stundenzahl kaum in Betracht) und die damit verbundene Vernachlässigung des deutschen Unterrichts die eigentlichen Ursachen der immer weiter greifenden Verwahrlosung deutschen Sprechens und Schreibens sind. Zunächst beweifst, wie oben erwähnt, ein Blick auf die Entwickelung der Sprache, dafs die anhaltende Nachbildung klassischer Muster die Reinheit und Schönheit unserer Sprache empfindlich geschädigt hat und zweitens ist von dem günstigen Einflufs, den das Erlernen der klassischen Sprachen auf den Gebrauch der Muttersprache ausüben soll, nichts zu merken. Klassische Philologen sind selten Meister des deutschen Stils.[44]) Schon Böckh sprach es, nach dem Zeugnis Wieses, in einem Seminarprotokoll aus, dafs in der jüngeren Generation (trotz der Beschäftigung mit den klassischen Sprachen) der Sinn für angemessene, einfache und präzise Ausdrucksweise immer mehr abzunehmen scheine. Und Wiese, dem sein Amt Gelegenheit zu ausgedehnten Beobachtungen in dieser Richtung bot, gesteht: „Es ist mir oft auffallend gewesen, wie wenig bei manchen ausgezeichneten Philologen die fortdauernde Beschäftigung mit den alten Sprachen auf ihren eigenen Stil und ihr Sprachgefühl bildend einwirkt. Ein Beispiel davon ist N. in *: gerade das ruhige Mafs, Einfachheit und klare Bestimmtheit der Rede geht ihm ab."[45]) Bei den grofsen Meistern der klassischen Philologie tritt dieser

Mangel am auffallendsten hervor. Paulsen drückt sich darüber sehr vorsichtig aus: „Dafs übrigens doch auch die vollkommenste Herrschaft über die lateinische Sprache nicht vor arger Mifshandlung der deutschen Sprache bewahrt, sondern vielleicht sogar eine Neigung hat, ein eigentümliches Verderbnis des deutschen Stils hervorzubringen, möchte aus deutschen Schriften der Philologen wahrscheinlich gemacht werden können.“[46]) Zum Beweise führt er einen Satz G. Herrmanns an. Dagegen meint H. Schiller[47]:) „Der Einflufs der alten Sprachen auf die deutsche Darstellung wird gewöhnlich als zu weitgehend dargestellt .... Als Beweis führt man eine recht undeutsche Periode eines grofsen lateinischen Stilisten an und generalisiert dieses Beispiel.“ Ebenso spricht sich H. Weber in seiner Kritik des Paulsenschen Buches aus.[48]) Um die Frage zu entscheiden, habe ich die deutschen Schriften hervorragender Philologen auf ihren deutschen Stil hin einer eingehenden Prüfung unterworfen. Das Ergebnis ist folgendes: Die untersuchten Schriften zeigen nicht nur eine weitgehende Übertragung lateinischer Sprachgewohnheiten auf die deutsche Schreibweise, sondern auch eine unglaubliche Unbeholfenheit im deutschen Ausdruck, eine merkbare Unkenntnis deutscher Sprachgesetze und, was am schwersten wiegt, zahlreiche grobe Sprachschnitzer in der Anwendung der elementaren Regeln der deutschen Grammatik. Den Beweis sehe man in der Beilage, die diesem Werke angefügt ist.

Zu diesen sichtbaren Wirkungen kommt das schwere Gewicht innerer Gründe. Wenn die Philologen von der Beschäftigung mit den klassischen Sprachen eine Förderung im Gebrauch der Muttersprache erwarten, so beweist die Einsicht in das Wesen der Sprache, dafs der fremdsprachliche Unterricht die Muttersprache in doppelter Weise schädigt:

1) Unmittelbar durch die Übertragung fremder Spracheigentümlichkeiten auf die Muttersprache.

2) Mittelbar durch die Vernachlässigung der wirklichen Aufgaben des Unterrichts in der Muttersprache, für die bei der Beschränktheit der Lehrstunden keine Zeit vorhanden ist.

1) Dafs der anhaltende Gebrauch fremder Sprachformen eine Übertragung auf die innere Sprachform der eigenen Sprache herbei-

führen mufs, lehrt die eigentümliche Art, in der sich die sprachliche Überlieferung vollzieht. Denn der Sprachschatz des Einzelnen bildet sich gröfstenteils aus durch Hören und Nachahmen. Diese Entwickelung vollzieht sich unbewufst. Gegen fremde Formen lehnt sich das Sprachgefühl auf, aber nur wenn sie ihm vereinzelt und ungewohnt entgegentreten. Gelangt die fremde Form zur Verbreitung oder wirkt sie anhaltend, so stumpft sich das Gefühl für das Unrichtige ab und die innere Sprachform wird verfälscht. Schon Wolf kannte diese Thatsache und hat gerade von dem Einflufs des Lateinischen die Veredelung der deutschen Sprache erwartet.[49]) Wenn er aber einen Vorzug der griechischen Sprache gerade darin erblickt, dafs sie „die eigentümliche Denkart der Nation rein ausspreche und der ungetrübte Spiegel des Nationalgeistes sei“ (vergl. oben S. 10), so versteht man nicht, wie er der Muttersprache die Verfälschung durch eine fremde Sprache zumuten konnte. Wir haben hierin einen jener logischen Widersprüche zu sehen, die aus der unklaren Einsicht in das Wesen einer Sache entspringen. Die Hauptquelle einer solchen Übertragung lateinischer Eigentümlichkeiten auf die Muttersprache ist in unseren Schulen nicht die Lektüre der klassischen Schriftsteller, denn unsere Gymnasiasten gelangen heute kaum mehr zur Beherrschung des Sprachstoffs und zur Erwerbung eines wirklichen lateinischen Sprachgefühls. Sie liegt vielmehr in der ausgedehnten Anwendung der Übersetzungsmethode. Das Übersetzen ist eine schwere Kunst. Eine so schwere, dafs sie nur Naturen von ungewöhnlicher sprachlicher Begabung einigermafsen gelingt. Der Übersetzer mufs zunächst den Sprachstoff beider Sprachen völlig beherrschen, er mufs die inneren Sprachformen beider Sprachen in ihrer Eigentümlichkeit erkannt haben und ein feines Gefühl für die Angemessenheit des Ausdrucks mitbringen. Sind die Sprachen in der Art ihres stilistischen Aufbaus sehr verschieden, so ist eine wörtliche Übersetzung überhaupt unmöglich. So müssen griechische und lateinische Perioden völlig zerschlagen und ganz anders angeordnet werden, wenn sie in angemessenes Deutsch übertragen werden sollen. Ein wahrhaft abschreckendes Beispiel für den Versuch einer wörtlichen Übersetzung liefert die Verdeutschung zweier Dialoge Platos durch Lehrs.[50]) Ich habe nie wieder ein Buch gelesen, in dem die deutsche Sprache so erbarmungslos mifshandelt worden ist. Die Mahnung Schillers, „bei den Übersetzungen müsse auf gutes Deutsch mit grofser Strenge

gesehen werden"[51]), ist völlig überflüssig, weil die Erreichung dieses Zieles unmöglich ist. Man bedenkt nicht, dafs man Kindern, die ihre Muttersprache eben erst lallen gelernt haben, die die Eigentümlichkeiten der fremden Sprache noch in keiner Weise übersehen, eine Aufgabe zumutet, die sprachgelehrte Männer nur mit Mühe zu lösen vermögen. Der Vortrag über Übersetzungskunst, den der Direktor Bardt in der zweiundzwanzigsten Versammlung rheinischer Schulmänner zu Köln (am 7. April 1885) gehalten hat, ist wahrhaft schätzbar für die Beurteilung der Übersetzungsmethode. Der Redner legte den Text einer Übersetzung aus Cicero Philipp. IX, 1—3 vor, welche „einmal wörtlich, das zweite Mal so genau als möglich, so frei als nötig" gehalten ist. Eine längere Probe ist durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht.[52]) Die wörtliche Übersetzung beleidigt, wie nicht anders zu erwarten ist, das deutsche Sprachgefühl in jeder Zeile. Aber auch die freie Übersetzung entspricht nicht den Anforderungen, die man an ein gutes, echtes Deutsch stellen mufs. Man lese sie sich nur einmal laut vor: das Fremdartige springt sofort in die Augen. Und diese Übersetzung hat ein erfahrener Lehrer angefertigt. Sie mag ihm mehrere Stunden angestrengter Arbeit gekostet haben. Welchen Mafsstab will man nun an die Leistungen der Schüler legen? Übrigens erregte die Forderung, auf kunstgemäfse Übersetzung zu halten, schon im Schofse der Versammlung Widerspruch. Der Direktor Schmitz aus Köln erklärte, „dafs wohl von einer Kunst im ästhetischen Sinne hier keine Rede sein könne, der Schüler habe das Ideal, das dem Vorredner vorschwebe, noch nicht geschaut, und es sei zweifelhaft, ob er es überhaupt schauen könne."[53]) Das Ziel einer guten deutschen Übersetzung aus den klassischen Sprachen ist in der That auf der Schule nicht zu erreichen. Das gräfsliche Übersetzungsdeutsch der Übungsbücher von Klaucke, Ostermann, Seyffert u. a. wird, so lange man diese Methode beibehält, bestehen bleiben müssen, weil die Schüler gar nicht im stande sind, wirkliches Deutsch zu übersetzen, und das Übersetzen wird in der Praxis der Schule stets ein armseliges Lateindeutsch zu Tage fördern, das sich an die lateinischen Wendungen anklammert und die Ausbildung einer vollen und echten deutschen Sprech- und Schreibweise auf das empfindlichste schädigt.[54])

2) Dem schädlichen Einflufs des Übersetzens könnte ein wirksames Gegengewicht geboten werden durch eine Erweiterung und

Vertiefung des deutschen Unterrichts. Aber jene Leute, welche durch den lateinischen Unterricht auch den deutschen fördern wollen, wissen offenbar gar nicht, welche Aufgaben der Unterricht in der Muttersprache zu erfüllen hat. Sie führen oft zu Gunsten der Beschäftigung mit den fremden Sprachen das Schlagwort an: „Wer fremde Sprachen nicht lernt, weifs nichts von seiner eigenen.“ Man sollte sich doch hüten, den Ausspruch eines geistreichen Mannes ohne nähere Begründung auf methodische Fragen anzuwenden. Der Spruch gilt von einer hohen Stufe sprachlicher Ausbildung, auf der allerdings die Kenntnis eines fremden Sprachgeistes von grofser Wichtigkeit ist; er ist jedoch geradezu falsch, wo es sich um das Erlernen einer Sprache handelt. Nun sind freilich die Gymnasialpädagogen der Meinung, der Schüler spräche ja die Muttersprache geläufig und habe deshalb einen besonderen deutschen Unterricht nicht nötig, sonst würden sie nicht den grausamen und verhängnisvollen Irrtum begehen, den kleinen Knaben, dessen Sprechen und Sprachgefühl eben in der Knospe steht, in neun wöchentliche Stunden fremdsprachlichen Unterrichts hineinzuzwängen. Wahrhaft typisch ist die traurige Begriffsverwirrung in der Beurteilung des sprachlichen Unterrichts auf einer Posener Direktorenversammlung zu Tage getreten. Dort wurde bei der Beratung über die Methode des deutschen Unterrichts in den Klassen Sexta bis Obertertia folgende These aufgestellt: „Der grammatische Unterricht im Deutschen hat mit dem lateinischen Unterricht der drei unteren Klassen in der Weise Hand in Hand zu gehen, dafs im allgemeinen die theoretische Unterweisung den deutschen, die praktische Einübung zum grofsen Teil den lateinischen Lehrstunden zufällt.“ [55]) Welch trostlose Vermischung unvereinbarer Aufgaben!

Um die ganze Schwere solcher Mifsgriffe richtig zu würdigen, wollen wir uns den sprachlichen Zustand vergegenwärtigen, in dem das Kind und der nicht durch deutschen Unterricht gebildete Erwachsene sich befinden. Daraus werden sich die schweren und wichtigen Aufgaben, die gerade der Unterricht in der Muttersprache zu erfüllen hat, unmittelbar ergeben.

1) Jeder in die Schule eingetretene Schüler spricht die Laute seines Dialekts. Seine Aussprache trägt oft das unverfälschte Gepräge der Mundart, nicht selten aber zeigt sie ein Gemisch aus verschiedenen Mundarten, da das moderne Leben die Eltern in

zahlreichen Fällen von Ort zu Ort wirft. Die erste, wichtige Aufgabe des deutschen Unterrichts ist also, die Jugend zu richtiger, hochdeutscher Aussprache zu erziehen. Man wende nicht ein, dafs auch die sogenannte gebildete Aussprache mannigfachen Schwankungen unterworfen ist: die normale deutsche Aussprache ist durch die Arbeiten neuerer Phonetiker in allen Hauptpunkten festgestellt.[56]) Das Gymnasium, das doch vor allem die Bildungsstätte der Gebildeten sein soll, hat hierfür bis heute nichts gethan. Daher kommt es, dafs hochgebildete Erwachsene die Aussprache mit empörender Gleichgiltigkeit behandeln, daher auch, dafs selbst Leute, die in irgend einer Weise auf einen gröfseren Kreis sprachlich einzuwirken berufen sind, wie Lehrer, Prediger und Beamte, sich von den Eigentümlichkeiten ihres Dialekts nicht befreien können.[57]) Der Direktor Samuel Heinzerling Ecksteins ist eine aus dem Leben gegriffene und recht häufig vorkommende Gestalt. Schon ästhetische Gründe fordern die Heranbildung zu einer richtigen und schönen Aussprache, diese Forderung wird noch verstärkt durch die Thatsache, dafs die lautliche Seite der Sprache wesentlich einwirkt auf die Gestaltung zahlreicher syntaktischer Verhältnisse und auf die Bildung des gesamten Stils. Nach der lautlichen Seite hat der deutsche Unterricht zu erstreben: richtiges Aussprechen der einzelnen Laute, deutliches und langsames Sprechen und richtiges, sinngemäfses Lesen.

2) Die grammatischen Kategorien sind, als eine von aufsen in die Sprache hineingetragene Abstraktion, dem Kinde wie dem ungeschulten Erwachsenen unbekannt. Das Sprechen vollzieht sich nicht durch ein bewufstes Verknüpfen von Subjekt, Prädikat, Objekt u. s. w., sondern das Satzglied, wie der ganze Satz, werden unbewufst als lautliche und begriffliche Einheit erfafst, ohne dafs eine Trennung der einzelnen Bestandteile einträte. Ferner spricht auch der Gebildete im täglichen Leben nicht in wohlgeordneten Perioden, sondern reiht einzelne Sätze aneinander; auch in der Wahl der Formen, Wörter und syntaktischen Verbindungen beschränkt er sich auf die in der Sprache herrschenden Typen. Abgestorbene oder seltnere Formen kommen kaum zur Verwendung. Das findet in der kindlichen Sprache in erhöhtem Mafse statt. Es zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, dafs Kinder die in der Sprache gebräuchlichen Formen und Konstruktionen, die der grammatische

Ausdruck einer gereifteren psychologischen Auffassung sind, überhaupt nicht anwenden. Nach zahlreichen Beobachtungen, die ich angestellt habe, gebrauchen zwölfjährige Knaben in ihrer natürlichen Sprache äufserst selten Konjunktionalsätze, und niemals den Konjunktiv im abhängigen Satze. Die Konstruktion wird entweder vermieden, oder es tritt der Indikativ ein (z. B. wenn ich das that für thäte oder thun würde). Ebenso ist der Begriff des Adverbs noch unverstanden. Eine genaue Untersuchung der Kinder- und Knabensprache, die das Zusammenwirken zahlreicher psychologisch und sprachhistorisch durchgebildeter Lehrkräfte erfordern würde, dürfte überraschende Ergebnisse zu Tage bringen und für eine angemessene Gestaltung des grammatischen Unterrichts von grofser Bedeutung sein. — Wenn man dem sprachlichen Zustand, in dem sich der heranwachsende Knabe befindet, volle Rechnung trägt, so wird man die Überzeugung gewinnen, dafs das Verständnis der psychologischen Begriffe der Grammatik nur in langsamer, geistiger Entwickelung des eigenen Sprachgefühls heranwachsen kann. Es ist daher die Aufgabe des deutschen Unterrichts, die grammatischen Kategorien herauszuarbeiten. Der im Sprachgefühl unbewufst schlummernde Besitz mufs in bewufste Erkenntnis verwandelt werden. Es ist ein grofser Vorteil und eine gewaltige Erleichterung für den Unterricht, dafs hier der allgemein anerkannte, aber von den Gymnasialpädagogen in seiner Tragweite nicht gewürdigte Grundsatz „vom Nahen zum Fernen" in voller Ausdehnung zu verwenden ist.[58]) Neben dem Verständnis der allgemein sprachlichen Begriffe mufs aber von dem Gebildeten verlangt werden, dafs er die Gebrauchsweisen seiner Sprache kenne und mit Bewufstsein anwende. Ziel des Unterrichts ist daher: „Kenntnis der wichtigsten Gesetze der Formenlehre und der Syntax der deutschen Sprache." Diese Kenntnis mufs einen solchen Umfang haben, dafs der Gebildete „für Fälle des Zweifelns und der Schwankung nicht dem Zufall und dem subjektiven Belieben preisgegeben" ist. Dieses Ziel ist durch die Lehrpläne von 1882 amtlich anerkannt worden.[59]) Dafs der deutsche Unterricht bisher diese Aufgabe nicht gelöst hat und allerdings wegen der beschränkten Stundenzahl auch nicht lösen kann, geht aus der Thatsache hervor, dafs heute kaum ein Gebildeter im Stande ist, eigentümliche Erscheinungen der Muttersprache auf ihren Grund zurückzuführen und in Fällen des Zweifels eine bewufst richtige Entscheidung zu treffen. Ja es

giebt zahlreiche Lehrer des Deutschen, die das nicht können. Das kommt daher, weil die bewufste Kenntnis der heutigen Sprache nur aus der Einsicht in ihre historische Entwickelung erwächst. Alle Kenner der deutschen Sprache sind darüber einig, dafs das von der Behörde anerkannte Ziel nur zu erreichen ist, wenn die ältere Sprache in den Kreis des Unterrichts hineingezogen wird. Die Heranbildung zum richtigen und bewufsten Gebrauch der heutigen Sprache ist bedingt durch die Aufnahme des Mittelhochdeutschen in den deutschen Unterricht.[60])

3) Wie in dem Abschnitte über Psychologie, Logik und Sprache ausführlich dargelegt wurde, trägt das Wort gegenüber dem Inhalt und Umfang des psychologischen Begriffs lediglich den Charakter eines Symbols. Das eine durch das Wort herausgegriffene Merkmal deckt die bereits vorhandenen und alle noch etwa hinzukommenden Merkmale. Da das Kind die Worte aus dem Munde der Erwachsenen durch Nachahmung erlernt, so werden naturgemäfs eine grofse Menge dieser Worte für das Kind Worte ohne Inhalt, d. h. leerer Schall sein. Genauer kann man dabei drei, in dauerndem Wechsel befindliche und stets in einander übergehende konzentrische Kreise unterscheiden:

1. Nur da, wo es sich um eigenste Erfahrung und Anschauung der kindlichen Seele handelt, deckt sich der (psychologische) Begriff mit dem ausgesprochenen Laut.

2. In einer grofsen Zahl von Fällen wird vom Kinde zwar der dem Begriff entsprechende Laut richtig angewendet, der Begriff selber aber ist nur teilweise vorhanden oder wird nur dunkel geahnt.

3. Sehr oft ist zwar der Laut vorhanden, der entsprechende Begriff fehlt aber noch ganz.[61])

Auch hier wäre eine umfangreiche Untersuchung über den psychologischen Zustand der kindlichen Seele von grofser Wichtigkeit für eine richtige Gestaltung des Unterrichts. Bis jetzt stehen solche Untersuchungen völlig vereinzelt da. Eine Prüfung neu eingetretener sechsjähriger Schulkinder, die im Jahre 1878 auf Anregung des Direktors Karl Lange in dreiunddreifsig vogtländischen Schulen veranstaltet wurde, ergab, „dafs von den 500 gefragten Stadtkindern 82 % keine Vorstellung vom Sonnenaufgang und 77 % keine vom Sonnenuntergang besafsen, dafs 37 % kein Kornfeld,

49 % keinen Teich, 80 % keine Lerche, 82 % keine Eiche gesehen hatten, 37 % nicht im Wald, 29 % an keinem Flusse, 52 % auf keinem Berge, 50 % noch nicht in der Kirche, 57 % in keinem Dorfe und 81 % noch nicht auf dem Schlofs zu Planen gewesen waren. 72 % vermochten nicht anzugeben, wie aus Getreide Brot entsteht, und 49 % wufsten noch nichts vom lieben Gott."[62]) Ich selbst habe zahlreiche Versuche mit zehn- bis zwölfjährigen Knaben und Mädchen angestellt. Hier kann man natürlich viel höhere Anforderungen stellen. Die hier folgenden Beispiele, von denen ein grofser Teil absichtlich dem Vokabularium und dem Übungsbuch von Ostermann entlehnt ist, sind sämtlich Abstrakte. Mutet man doch dem kindlichen Verständnis gerade die Verarbeitung einer grofsen Menge abstrakter Begriffe zu. Nur teilweise vorhanden oder dunkel geahnt fand ich folgende:

Ansehn: wenn einer den anderen ansieht; wenn einer etwas ansieht, das mit Mühe gemacht ist (die übertragene Bedeutung fehlt). Andere richtig: wenn jemand berühmt ist; wenn man geachtet wird.

Berühmt: wenn einer viel kann (falsch); wenn einer was schönes geschrieben hat (teilweise vorhanden); wenn das Lob eines Menschen überall ausgebreitet wird (richtig).

Mäfsigung: vom Essen (die weitere Bedeutung des Ostermannschen Satzes fehlt).

Ruchlosigkeit: wenn einer was ganz abscheuliches gethan hat (vom einzelnen Fall; der im Satze verlangte, die Eigenschaft der Seele ausdrückende Begriff fehlt).

Selbstbeherrschung: wenn man die Wut verbirgt.

Üppigkeit: Stolz (falsch); wenn etwas dicht zusammensteht (teilweise: Sohn eines Landmannes); die im Ostermannschen Satze: die Üppigkeit der Könige u. s. w. verlangte übertragene Bedeutung fehlt.

Vernunft: wenn einer nicht dumm ist. —

Folgende, sämtlich dem Ostermann entnommenen Begriffe fehlten ganz: Argwohn, Bedingung, der blinde Hafs, Unbeständigkeit, Unenthaltsamkeit, Unmenschlichkeit, Ursache, Urteil, Zuversicht. Die Beispiele lassen sich vervielfachen.

Schon aus diesen Proben wird einleuchten, dafs die lateinischen Vokabularien und Übungsbücher von Sexta bis Quarta viel zu zahl-

reiche abstrakte Wörter und Sätze enthalten und daher für die Knaben in vielen Fällen unverständlich sind. Deutsche unverstandene Wörter und ihre lateinische Bedeutung auswendig lernen, bedeutet für den Knaben dasfelbe, als wenn er aus einer spanisch geschriebenen Grammatik Arabisch lernen soll.[63]) Da der in die Schule eingetretene Knabe die sprachlich ausgedrückten Begriffe entweder gar nicht oder nur unvollkommen besitzt, so ist es die wichtigste Aufgabe des deutschen Unterrichts, die leeren Wortsymbole in langsam entwickelnder Belehrung mit ihrem geistigen Inhalt zu füllen. Die Erläuterung der technischen Begriffe fällt natürlich den besonderen wissenschaftlichen Fächern zu, dem Unterricht im Deutschen verbleibt die grofse Zahl der abstrakten Begriffe. In der Erfassung und Durchdringung der Allgemeinbegriffe liegt der Kern der ganzen geistigen Erziehung, denn auf ihnen beruht die Erhebung zur Idee. Die Erklärung all dieser höheren Begriffe führt aber mit Notwendigkeit zur historischen Betrachtungsweise. Denn der reiche Inhalt des Wortsymbols enthält die geistige Arbeit von Jahrhunderten. Das Hassen und Lieben der Volksgenossen, die Geistesthaten und die Irrtümer der hervorragenden Männer — alles liegt treu aufbewahrt in der verborgenen Schatzkammer der Sprache. Aber die Sprache leistet noch mehr. Die Schöpfung des Wortes durch die Bezeichnung eines hervortretenden Merkmals ist die eigenste That der sprachbildenden Seele, die je nach der Anlage und dem Charakter des Volkes von sehr verschiedenem Werte ist. Welche Schätze zeigt uns da die Entwickelung eines hochbegabten Volkes! Indem wir die Schicksale der Worte verfolgen, steigen wir in die inneren Tiefen der Volksseele hinab, wir fühlen ihren warmen Pulsschlag und belauschen den Sprachgeist bei seiner geheimnisvollen Arbeit. Die Beschäftigung mit der Sprache zeigt uns die tiefe, poetische Auffassung der naiven Volksseele, sie offenbart uns die sittliche und religiöse Anschauung der Vorfahren und verrät uns alle ihre Empfindungen und Stimmungen, von den Tugenden und Lastern bis zur bitteren Satire und zum schalkhaften Humor. Und an welcher Sprache wäre eine solche Arbeit lohnender und wichtiger als an der Muttersprache? Das traurigste Zeichen unserer sprachlichen Verkümmerung ist die Thatsache, dafs die poetische Kraft unseres Wortschatzes erlahmt ist und nur zu oft einer leeren Abstraktion Platz gemacht hat. Viele unserer schönsten Worte ge-

brauchen wir wie abgegriffene Münzen: sie sagen uns nicht mehr, was sie uns sagen können und was sie uns sagen sollen. Der Unterricht mufs die verblafste Sprache der Neuzeit wieder zur vollen ursprünglichen Anschauung zurückführen und das kann er nur durch die Vertiefung in die Sprache des Mittelalters. Das wird die Jugend mit Ehrfurcht vor der Vergangenheit, mit Dankbarkeit für die geistige Arbeit der Vorfahren erfüllen und ihr Herz mit unauflöslichen Banden an ihr Vaterland ketten. Ein solcher Sprachunterricht ist das beste Mittel zur Kräftigung des nationalen Gedankens. Einige Beispiele sollen das Gesagte erläutern.[64]) Wie viel tiefer fühlt der Schüler die sinnige Bedeutung, wenn er erfährt, dafs Angst mit enge (beengt, beklommen) zusammenhängt und bange aus beange d. d. beengend entstanden ist. Wenn er Barmherzigkeit mit dem mittelhochdeutschen barm zusammenstellt und in dem Worte den Ausdruck der Gesinnung erkennt, die den Notleidenden, wie die Mutter das Kind, in den Schofs aufnimmt. Oder wenn der Lehrer ihm das Wort begreifen etwa durch einen Griff mit der Hand erläutert. Wie anders versteht er Goethes herrlichen Gesang der Geister über den Wassern, wenn ihm die Seele als eine See—le, ein ewig bewegter, wogender See im kleinen dargestellt wird. Oder Luthers siegfrohes Lied, wenn ihm die Wortsippen bergen, verbergen, Herberge, Burg engl. bury zusammengestellt werden? Ja, Gott ist eine feste Burg, in seinem Schofse sind wir wahrhaft geborgen. Wie schwillt sein Herz bei den verwandten Worten: Freiheit, Friede, Freya, Frau, Freude, Freundschaft. Welch tiefer Sinn wird ihm erschlossen, wenn er erkennt, wie Sucht, Habsucht mit siechen, Seuche; Recht mit Richter, Richtschnur; Ewig mit Ehe und echt zusammenhängen!

So steht der deutsche Unterricht thatsächlich im Mittelpunkt einer recht geordneten Erziehungsanstalt. Durch die sorgfältige Pflege der Aussprache dient er der Ausbildung des ästhetischen Gefühls, er bringt die allgemeinen grammatischen Begriffe zum Bewufstsein und erzieht durch das historische Studium der deutschen Formenlehre und Syntax zum richtigen Gebrauch der Sprache in Wort und Schrift und er führt die heranwachsende Jugend vor allem durch die Vertiefung in die Begriffswelt in das weite Reich des Geistes ein. Damit ist die Aufgabe einer Schule, die eine

allgemeine Bildung geben soll, soweit der sprachliche Unterricht in Frage kommt, erfüllt.

Aber wo bleiben da die fremden Sprachen? Man erwartet ja gerade von dem Unterricht im Lateinischen die Erkenntnis der grammatischen Kategorien und das Verständnis der abstrakten Begriffe. Darauf ist folgendes zu erwidern:

1) Da es keine allgemeine Grammatik giebt, die auf jede beliebige Sprache übertragbar wäre, so kann deutsche Grammatik niemals an der Hand der lateinischen erlernt werden. Die genaueste Kenntnis der lateinischen Grammatik schützt nicht vor groben deutschen Sprachfehlern, wie aus inneren Gründen hervorgeht und wie das Beispiel grofser Philologen (siehe Beilage S. 158) zeigt. Die deutsche Grammatik kann nur an der deutschen Sprache erlernt werden[65]: die durch den deutschen Unterricht gewonnenen grammatischen Begriffe sind für die allgemeine Bildung völlig ausreichend.

2) Das Verständnis der Begriffe kann durch den lateinischen Unterricht nicht erreicht werden. Denn die blofse Vergleichung der Wortsymbole zweier Sprachen, also hier der lateinischen und der deutschen, ist für die Erkenntnis des hinter ihnen verborgenen Inhaltes völlig gleichgiltig. Geht man aber an die Erläuterung des Inhaltes, so zeigt sich, dafs der in dem lateinischem Wortbegriff steckende Inhalt unzulänglich ist. Denn das Lateinische ist eine tote Sprache und alle unsere abstrakten Begriffe, auch die dem lateinischen entnommenen, enthalten eine Summe geistiger Arbeit und historischer Einflüsse, die über den Gesichtskreis der römischen Welt hinausgehen. Das soll hier nur an einem Beispiel gezeigt werden, an dem Wort: Fanatismus. Die Erfassung des Begriffs hat natürlich mit der Worterklärung zu beginnen. Fanum ist ein heiliger, der Gottheit geweihter Ort, entweder der Tempelplatz oder der Tempel des Gottes selbst als Heiligtum. Das abgeleitete Adjektiv fanaticus bezeichnet den Zustand der Entzückung oder rasenden Begeisterung, in die man durch die Einwirkung eines Gottes versetzt wird. Es wird dann auch in übertragener Bedeutung gebraucht, z. B. fanaticus error bei Horaz. Damit hört die Möglichkeit einer Erklärung aus dem Lateinischen auf. Ist damit der Inhalt des modernen Begriffs zum Verständnis gebracht? Wenn aber dem Schüler die auf christlichem Boden entstandene Gesinnung

geschildert wird, die in mifsverständlicher Auffassung des ἀνάγκασον εἰσελθεῖν die Widerstrebenden und Andersdenkenden dem Glaubenszwang unterwarf, wenn ihm die wilde Wut der Religionskriege voll und ganz zum Bewufstsein gebracht wird, wenn er die unglücklichen Albigenser leiden sieht und schaudernd das Verfahren Calvins gegen den unglücklichen Servet verurteilt, dann wächst er zum Verständnis dessen heran, was Fanatismus bedeutet. Und wenn er etwa in späteren Jahren durch die Provence reist und die Trümmer der zerstörten Burgen erblickt, oder wenn er sich in die Anschauung des Kaulbachschen Gemäldes Peter Arbuez versenkt, dann kommt vielleicht der Augenblick, wo ihm der Begriff des Fanatismus in seiner ganzen Tiefe vor die Seele tritt. Dasselbe kann man an Worten wie Zivilisation, Humanität[66]), Toleranz, wie an den deutschen Geist, Gemüt, Geschmack und überhaupt an allen abstrakten Begriffen zeigen. Solche allgemeinen Begriffe enthalten verdichtet das Ergebnis einer ganzen kulturhistorischen Entwickelung: sie erschliefsen sich daher nie der blofsen Worterklärung, sondern nur der historischen Erläuterung, das natürlich bis zur Gegenwart fortgeführt werden mufs.

Welchen Nutzen gewährt aber denn das Studium einer fremden Sprache? Es gewährt uns einen Einblick in eine andere innere Sprachform und damit das Verständnis für die Eigenart und die Entwickelung einer fremden Volksseele. Das ist natürlich für den Sprachforscher und für den Kulturhistoriker von der höchsten Wichtigkeit. Für die Schule wird man freilich nicht allzuviel davon erwarten müssen, da der volle Erfolg eines solchen Studiums durch die wissenschaftliche Erfassung des Sprachstoffs und die historische Erläuterung der Begriffswelt bedingt ist. Jedenfalls aber hat in einer deutschen Schule der deutsche Unterricht mit seinen ausgedehnten und schweren Aufgaben in den Mittelpunkt des Lehrplans zu treten. Die Versenkung in eine fremde Nationalität kann immer nur eine schmackhafte Zukost zu dem nahrhaften Brot des eigenen Lebens sein.

Je mehr der Nationalitätsgedanke Boden gewinnt, mit desto gröfserer Entschiedenheit wird darauf gedrungen werden, dafs dem deutschen Unterrichte durch eine bedeutende Vermehrung der Stundenzahl sein ihm gebührendes Recht zu Teil werde. Die Verteidiger des Unterrichts in den klassischen Sprachen werden sich zu einer bedeutenden Einschränkung der ihnen jetzt gewährten

Stundenzahl verstehen müssen. Auch bei solcher Beschränkung würden sie im stande sein, Tüchtiges zu leisten, wenn sie sich entschliefsen könnten, die bisherige unnatürliche Methode des sprachlichen Unterrichts zu verlassen. Die Umgestaltung müfste von folgenden Gesichtspunkten ausgehen:

1) Völliger Verzicht auf die abstrakt-logische Methode des Unterrichts[67]), daher

2) Beseitigung des übermäfsigen Extemporaleschreibens und des Übersetzens aus dem Deutschen in die fremde Sprache.[68])

3) Verbot des zusammenhanglosen Vokabellernens.

4) Beschränkung des Unterrichts auf möglichst ausgedehnte Lektüre, die zugleich die Kenntnis der grammatischen Gesetze und die Erwerbung des nötigen Wortschatzes zu vermitteln hat.

Wenn so die Methodiker des klassischen Unterrichts darauf verzichten, Aufgaben zu lösen, denen die Schule ihrer Natur nach nicht gewachsen ist, so werden die Schüler trotz der verminderten Stundenzahl erreichen, was ihnen jetzt nicht gelingt: die Fähigkeit, leichtere Schriftsteller ohne besondere Mühe zu lesen.

Schlufs.

Zusammenfassung und Ziele.

Das Ergebnis der Untersuchung läfst sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1) Das humanistische Bildungsideal, das in der antiken, besonders in der griechischen Kulturwelt die ewig giltigen Vorbilder in sittlicher und ästhetischer Beziehung findet, ist in der Gegenwart nicht mehr aufrecht zu erhalten. Das moderne Denken und Empfinden ist über die antike Kultur wie über die Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts endgiltig hinweggeschritten.

2) Die scholastische Ansicht, dafs die Sprache das Abbild der Logik sei und dafs deshalb der abstrakt-logische Unterricht in der Grammatik die Fähigkeit, logisch zu denken, entwickele, widerspricht den Ergebnissen der neueren Psychologie und der Sprachwissenschaft. Auf demselben Irrtum beruht die Meinung, der Unterricht in der fremden Sprache, besonders in der lateinischen, fördere die Erkenntnis und den richtigen Gebrauch der Muttersprache.

3) Die schwierigen Aufgaben des modernen Kulturlebens und das nationale Empfinden fordern, dafs der Unterricht in dem modernen Geistesleben und in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Volkes seinen Mittelpunkt suche. Die antike Welt kommt für den Unterricht lediglich vom historischen Gesichtspunkte aus in Betracht.

Es ist sicher, dafs alle echten und überzeugten Vertreter der Gymnasialbildung diesen Ergebnissen nicht zustimmen werden. Denn sie müfsten aus ihrem altgewohnten Vorstellungskreise heraustreten und alle ihre Anschauungen einer völligen Umarbeitung unterziehen.

Die Ansicht von der formalbildenden Natur des Sprachunterrichts werden sie freilich nicht aufrecht erhalten können, sobald sie sich nicht auf eine Wiederholung der Wolfschen Gründe beschränken, sondern einer wissenschaftlichen Begründung näher treten; nimmermehr aber werden sie zugeben, dafs das moderne Denken und Empfinden den Idealen des achtzehnten Jahrhunderts entfremdet ist. Das veränderte geistige Leben der Gegenwart entgeht ihnen natürlich nicht, aber sie fassen es nicht in seiner Tiefe und sehen in den Erscheinungen, die ihnen zum Bewufstsein kommen, nur die Zeichen eines immer weiter um sich greifenden Mechanismus und eines trostlosen Abfalls von den Idealen der Väter. Daher verlangen sie ganz folgerichtig die Verstärkung des klassischen Unterrichts.[1]) Ihre Überzeugung werden diese Vertreter einer Anschauungsweise, die dem modernen Geiste fremd ist, nicht ändern, aber die Gewalt der Thatsachen mufs ihnen zu Gemüte führen, dafs die Tage des humanistischen Gymnasiums gezählt sind. Mögen sie sich doch in ihrem eigenen Reiche umsehen! Der einheitliche Lehrplan der alten gelehrten Schule hat sich unter dem Druck der Verhältnisse immer weitere Einschränkungen gefallen lassen müssen. Zunächst rein äufserlich in der Zahl der Stunden. Man vergleiche z. B. den Lehrplan von 1856 mit dem von 1882. Sodann sind die amtlichen Anforderungen fortdauernd gemildert worden. Die schwereren lateinischen und griechischen Schriftsteller sind allmählich von den Lehrplänen verschwunden, der lateinische Aufsatz ist gefallen, und schliefslich ist das griechische Scriptum in der Abgangsprüfung aufgegeben worden, trotzdem hervorragende Schulmänner erklärt haben, seine Beibehaltung sei eine Lebensfrage für den griechischen Unterricht.[2]) Auf die selbständige Übung in der lateinischen Sprache hat man endgiltig Verzicht geleistet und betreibt lateinisch Schreiben und lateinisch Sprechen nur noch im engen Anschlufs an die Lektüre der Schulschriftsteller. In den Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 ist offen anerkannt, dafs ein solches Ziel nicht mehr erreichbar ist.[3]) Dabei sind die Leistungen der Schüler ganz unverhältnismäfsig gesunken. Selbst das niedriger gesteckte Ziel des Sprachunterrichts wird in unseren Gymnasien nur mit Mühe erreicht. In den zwanziger Jahren setzte Thiersch der dem eigentlichen Gymnasium vorausgehenden Vorbereitungsschule folgendes Ziel: „Soll der klassische Unterricht in unseren Gymnasien auf

festem Grunde stehen, so mufs der Knabe mit vollendetem zwölften Lebensjahre im Lateinischen eine vollständige Kenntnis der Formenlehre mit genauer Kunde der Ausnahmen und Abweichungen, eine ebenso genaue Kenntnis der syntaktischen Lehren mit Gewandtheit in ihrer Anwendung haben, endlich Fertigkeit im Verstehen leichter lateinischer Schriften."[4]) Dafs der den Nepos oder den Cäsar stammelnde Quartaner oder Tertianer der Gegenwart hier gar nicht in Betracht kommt, ist wohl aufser Zweifel, aber die Philologen mögen sich aufrichtig die Frage beantworten, wie viele Primaner denn dieses Ziel erreichen. Es wird auch von verschiedenen Seiten offen eingestanden, dafs die Leistungen im Lateinischen stetig zurückgehen. Es ist ein offenes Geheimnis, dafs selbst die milden amtlichen Anforderungen nur durch eine ungewöhnlich weitherzige Beurteilung der Leistungen zu erreichen sind: es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, dafs in den unteren und mittleren Klassen 30, ja 40 % der Schüler ungenügende und wenig befriedigende Arbeiten schreiben. Der Grund liegt zunächst in der veränderten Auffassung des gesamten Unterrichts. Im alten humanistischen Gymnasium traten die nicht klassischen Lehrfächer völlig zurück; sie wurden in sogenannten „Rekreationsstunden" betrieben, und die volle Arbeit und ungeteilte Teilnahme der Schüler gehörte dem klassischen Unterricht. Heute fordert das Fachlehrersystem angestrengte Arbeit in allen Fächern. Die Anwendung der Kompensation bei der Beurteilung der Leistungen ist kein genügender Schutz gegen die Überanstrengung in den Einzelfächern. Schon das bedeutet eine schwere Schädigung des ungeteilten Interesses. Aber selbst die bedeutende Stundenzahl, die dem klassischen Unterricht noch verbleibt, kommt nicht zur vollen Ausnutzung, da es heute äufserst schwer ist und vielleicht nur den begabtesten Lehrern gelingt, den Schülern für den klassischen Unterricht volle Teilnahme einzuflöfsen. Der Erfolg der geistigen Aneignung (der Apperzeption) hängt, wie oben erwähnt, wesentlich von den sie begleitenden Gedanken- und Gefühlselementen, von der jeweiligen Geistes- und Gemütsverfassung ab. Den Knaben früherer Zeit zogen die Ruhe und Abgeschlossenheit des äufseren Lebens und der Gesprächsstoff der Erwachsenen, der vorwiegend die von der Gegenwart losgelösten Ideale betraf, ganz von selbst in den Bannkreis der antiken Welt: ihm war ungetrübte Teilnahme an dem klassischen Unterricht vergönnt. Wenn heute der Knabe in das Klassenzimmer

tritt, so findet er sich in einer fremden Welt, losgelöst von allem, was ihm im Leben und in der Familie entgegentritt. Das geschäftige Treiben der Aufsenwelt, die Wunderwerke der modernen Technik und Industrie und nicht zum wenigsten die Gespräche der Erwachsenen, die andere Stoffe behandeln und oft noch unvorsichtig genug der Unzufriedenheit mit dem klassischen Unterricht offen Ausdruck geben, leiten den heranwachsenden Geist von vorne herein in eine andere Bahn. Der realistische Sinn der Gegenwart, der sich fast ausschliefslich den grofsen Problemen des modernen Lebens zuwendet, ist der erbarmungslose Feind der an der Vergangenheit hängenden humanistischen Gelehrtenschule. Aus diesen Gründen ist es nutzlos, die humanistische Grundlage des höheren Unterrichts retten zu wollen. Die Zukunft würde Stück um Stück abbröckeln von dem jetzt schon unvollkommenen Bau. Man könnte die alte Gelehrtenschule ruhig der unausbleiblichen Zersetzung überlassen, wenn nicht das Schicksal des heranwachsenden Geschlechts die Pflicht auferlegte, dem haltlosen Zustand möglichst bald ein Ende zu machen. Denn unter den gegenwärtigen Umständen werden weder die alten Ziele erreicht, noch die Aufgaben des modernen Unterrichts erfüllt. Daher ist die Neuordnung des höheren Unterrichtswesens eine brennende Frage der Gegenwart. Die Hoffnung ist freilich vergeblich, dafs sich eine Umgestaltung der Schule organisch aus dem Schofse der gymnasialen Lehrerwelt selbst entwickeln werde. Denn niemand wütet wider sein eigen Fleisch. Hier kann nur der Staat mit seinem Ansehn und seinen Machtmitteln helfen. Da ist es hocherfreulich, dafs vor wenigen Monaten eine mächtige Hand in die stockende Entwickelung unseres höheren Schulwesens eingegriffen hat. Der Erlafs Sr. Majestät des deutschen Kaisers über die Organisation des Kadettenkorps vom 14. Februar 1890 betont neben der Bildung des Charakters und der Religiosität vor allem die modernen und nationalen Seiten des Unterrichts. Er wird auch für die Neugestaltung des Gymnasiums vorbildlich sein. Man irrt wohl nicht, wenn man auch die in Aussicht stehende Einberufung einer „Enquête-Kommission“ für die Reform des höheren Unterrichtswesens auf den eigensten Willen des Kaisers zurückführt. Sollen die Arbeiten der Kommission dem Vaterlande zum Segen gereichen und eine befriedigende Lösung der Schulfrage anbahnen, so ist es notwendig, dafs sie nicht blofs für den Tag arbeitet und etwa durch kleine Zugeständnisse an die Forderungen der Gegen-

wart die schreiendsten Übelstände beseitigt. Es ist vielmehr wünschenswert, dafs sie das Ziel, dem die Entwickelung unseres Schulwesens entgegenstreben mufs, klar und fest ins Auge fafst und die augenblicklichen Änderungen einem grofsen und umfassenden Plane organisch einordne.

Die Art dieses Zieles wird abhängen von dem Inhalt und Umfang, den man dem Begriff der allgemeinen Bildung giebt. Zunächst ist wohl allgemein anerkannt, dafs die höhere Schule ausschliefslich eine Stätte allgemeiner Bildung und keine Fachschule sein soll. Wie man nicht verlangen kann, dafs die deutsche Schule Mediziner und Techniker ausbilde, so kann auch die Rücksicht auf die künftigen Theologen, Philologen und Historiker für die Gestaltung des Lehrplanes nicht mafsgebend sein. Sodann liegt in dem Begriff der allgemeinen Bildung die Forderung eines einheitlichen Bildungsganges. Die Bedürfnisse des Lebens wie die nationale Empfindung weisen gleich dringend darauf hin. Es giebt nicht zwei gleichwertige Bildungsziele. Das Gymnasium darf nicht durch eine Spaltung der Schulen gerettet werden, denn das humanistische Bildungsziel entspricht nicht mehr den Anforderungen der Zeit. Die deutsche höhere Schule kann nur eine Einheitsschule sein.

Eine allgemeine Bildung, die voll und ganz den Bedürfnissen der Gegenwart genügt, soll aufser dem wichtigsten, der Erziehung zu wahrer Religiosität und Gottesfurcht, das moderne Leben, den Nationalitätsgedanken und den Gesichtspunkt der historischen Entwickelung in gleicher Weise berücksichtigen. Der Unterricht mufs daher

1) die heranwachsende Jugend zu modernen Menschen im besten Sinne des Wortes erziehen. Der in das Leben tretende Jüngling soll das gewaltige moderne Leben wenigstens in seinen typischen Erscheinungen verstehen. Der mathematische und naturwissenschaftliche Unterricht soll ihm die umfassenden Gesetze des Naturerkennens in ihrer Tragweite zum Bewufstsein bringen, ihn aber auch zugleich belehren, dafs dem menschlichen Wissen in den geistigen und sittlichen Problemen eine Grenze gesetzt ist, die unüberschreitbar ist. Die Geographie soll ihn lehren, dafs die Entwickelung der menschlichen Kultur an physische und geographische Bedingungen geknüpft ist und soll ihm zugleich den Blick öffnen für

die Bedeutung des modernen Handelsverkehrs und für die internationalen Beziehungen der Völker. Die Geschichte der neuesten Zeit ist besonders zu betonen. Die schwierigen sozialen Verhältnisse der Gegenwart sind in ihrer ursächlichen Entstehung zu begreifen und daran zugleich die ernsten Aufgaben zu erörtern, die der heutige Staatsbürger zu erfüllen hat.

2) Der Unterricht mufs der Pflege deutschen Wesens die höchste Aufmerksamkeit zuwenden. Deutsche Sprache, deutsche Litteratur, deutsche Geschichte müssen der Mittelpunkt der gesamten geistigen Erziehung sein. Der Jüngling soll die Kultur seines Volkes möglichst voll und lückenlos in sich aufnehmen.

3) Der Unterricht soll die historische Entwickelung berücksichtigen. Hier hat er sich jedoch eine Beschränkung aufzuerlegen, die durch den Begriff der allgemeinen Bildung geboten ist. Eine volle Darstellung der Entwickelung der europäischen Kulturvölker würde über die Griechen und Römer hinaus bis zu der Wiege menschlicher Kultur führen. Sie ist in einer Schule, die allgemein bilden soll, nicht durchzuführen. Für sie liegt der Grenzpunkt des historischen Studiums vielmehr in der Zeit, in welcher mit dem Eintritt der Germanen in die Kulturgeschichte die Grundlagen einer neuen weltgeschichtlichen Staats- und Gesellschaftsordnung gelegt werden. Gegenstand der geschichtlichen Darstellung auf der neuen deutschen Schule ist die Entwickelung des modernen Geistesleben und im besonderen das geschichtliche Werden des deutschen Volkes. Die vorchristliche Zeit kann nur in allgemeinen Umrissen behandelt werden.[5]) Nur wo die antike Kultur die geistige Entwickelung der deutschen Nation wesentlich beeinflufst hat, tritt eine genauere Erörterung ein. Daher mufs namentlich im Interesse der zweiten klassischen Periode unserer Litteratur die Einführung in die Meisterwerke des griechischen Volkes gefordert werden. Und da Übersetzungen die Eigenart fremder Geisteswerke doch nur unvollkommen wiedergeben, und überdies die Einsicht in die fremdartige Natur der griechischen Sprachform von Nutzen sein kann, so wird auch das Studium der griechischen Sprache beizubehalten sein.[6])

So besteht das Ziel, dem die Entwickelung unserer höheren Schule entgegenstreben soll, in der vollen Aus-

gestaltung aller nationalen und modernen Bildungsbestandteile mit Beibehaltung des griechischen, aber Beseitigung des lateinischen Unterrichts.

Es hiefse freilich die Verhältnisse verkennen, wenn man, nach der Weise ungestümer Neuerer, schon jetzt eine so gründliche Umgestaltung unseres höheren Unterrichtswesens fordern wollte. Man kann weder von den klassischen Philologen verlangen, dafs sie die altgewohnte abstrakt-logische Behandlung des Sprachunterrichts gegen einen natürlichen, auf psychologische Prinzipien begründeten Lehrgang vertauschen, noch würde man hinreichend Lehrer finden, die im stande sind, den umfassenden und schwierigen Aufgaben des deutschen Unterrichts gerecht zu werden. Zudem ist eine so gründliche Umgestaltung des Unterrichts sehr bedenklich, wenn sie nicht von der Überzeugung des gröfsten Teils der Lehrerwelt getragen wird. Übelwollen und passiver Widerstand können hier viel verderben.[7]) Daher mufs sich der Übergang in die neuen Verhältnisse auf dem Wege langsamer Entwickelung vollziehen. Es ist völlig genügend, wenn vor der Hand der lateinische Aufsatz wegfällt, der lateinische Unterricht etwa um zwei Stunden vermindert und der deutsche entsprechend verstärkt wird. Zugleich aber mufs für die Heranbildung eines neuen Lehrmaterials, das den erhöhten Anforderungen gewachsen ist, gesorgt werden. Das sprachliche Studium der angehenden Philologen darf sich nicht auf ihre besonderen Fächer beschränken, sondern es mufs von ihnen gründliche Kenntnis der allgemeinen Sprachwissenschaft und Einsicht in die psychologischen Gesetze der sprachlichen Entwickelung gefordert werden. Die Germanisten haben sich nicht auf die Studien des Gotischen, Alt- und Mittelhochdeutschen zu beschränken, sondern sie haben die Entwickelungsstufen der Sprache mit dem gegenwärtigen Sprachstand in enge Beziehung zu setzen. Die Historiker müssen gröfseres Gewicht auf die Kulturgeschichte legen. Von allen Lehrern aber mufs gefordert werden, dafs sie tüchtig neuere Psychologie studiert haben und vor allem in jenen Gebieten Bescheid wissen, die für Pädagogik und Methodik von Wichtigkeit sind. Schliefslich würde sich empfehlen, im preufsischen Staatsgebiet drei oder vier Versuchsanstalten zu begründen, an denen die neuen Prinzipien des Unterrichts unter der Leitung geeigneter, den neuen Aufgaben gewachsener Lehrer ihre Probe zu bestehen hätten. Die dort gewonnenen praktischen Erfahrungen würden bei

einer späteren Umgestaltung des gesamten höheren Unterrichtswesens äufserst schätzbar sein. —

Es fehlt nicht an Leuten, welche dem entarteten Geschlecht, das an den Idealen der Vergangenheit rüttelt, den sittlichen und geistigen Niedergang prophezeien. Aber die notwendige Entwickelung wird über sie hinwegschreiten. Das deutsche Volk, so grofs, so mächtig und so tief beanlagt, wird auch auf geistigem Gebiete die Selbständigkeit erringen, die es auf politischem nach schweren Kämpfen erreicht hat. Dem klassischen Altertum wird ein kleiner Kreis begeisterter Anhänger erhalten bleiben: auch fernerhin werden ihre Forschungen der allgemeinen Kulturentwickelung zu gute kommen, die deutsche Schule aber wird ihre geistige Nahrung aus den Wurzeln deutschen Denkens und deutschen Empfindens ziehen. Sie wird statt Wortgelehrsamkeit eingehende Sachkenntnis lehren und künftighin Männer heranbilden, die fest auf nationalem Boden stehend, den grofsen Aufgaben der modernen Kulturmenschheit voll und ganz gewachsen sind.

Beilage zu Seite 137.

Untersucht sind die deutschen Schriften von Gottfried Hermann in Band VI und Band VII seiner Opuscula; die vermischten Schriften von Franz Passow; und die beiden ersten Bände (= 1056 Seiten) aus dem umfassenden Werke von Friedrich Thiersch: Über gelehrte Schulen. (Abkürzungen: Hermann = **H**; Passow = **P**; Thiersch = **T**. Der Band ist durch römische, die Seite durch arabische Ziffer bezeichnet.)

Als Beispiele für unmögliche deutsche Perioden führen wir nur drei an, da die gewaltige Länge der Sätze zu grofse Anforderungen an den Raum stellt; auf die übrigen kann nur hingewiesen werden.

1) „Aber gewissenlos und unverzeihlich ist es, wenn ein akademischer Lehrer, der die doppelte Pflicht hat, gründliche Kenntnisse zu befördern und seinen Schülern ein Beispiel sittlicher Würdigkeit zu geben, ihnen, anstatt wohlgeprüfte und bedachtsam erwogene Lehrsätze auf eine überzeugende Weise zu erläutern, aus flüchtig angegebenen, sprachwidrig erklärten, willkürlich gedeuteten Stellen der Alten, aus überall aufgerafften, stillschweigend sich angeeigneten, nicht immer verstandenen Äufserungen anderer Gelehrten, endlich aus der übersprudelnden Quelle einer regellos schwärmenden Phantasie geschöpfte Erdichtungen von Dingen, welche nie gewesen sind und nie sein konnten, als tiefe Weisheit vorträgt und, anstatt sie zu ernstem, leidenschaftslosem, bescheidenem Erforschen des Wahren anzuleiten, ihnen mit eitler Ruhmredigkeit und hoffärtigem Aufblähen wegen des eigenen Wissens, mit zwiefach, wissentlich und unwissentlich, sich blofsgebender Lobpreisung des Schlechten, wenn es von den wiederlobenden Genossen kommt, mit geflissentlicher Verdrehung, spöttischer Verunstaltung, schnöder Verhöhnung der Meinungen Andersdenkender, überhaupt mit dem Grundsatze der niedrigsten Volksklasse, wegen erhaltenen Tadels sich durch anderen Tadel zu rächen, und in Schmähungen und Schimpfen

ein siegreiches Ersatzmittel für fehlende Beweise zu suchen, vorangeht." (H. VI², 214—215.) Ist da nicht Cicero, Verr. 5,72 übertrumpft?

2) Da sich aber beim redlichsten Willen nie ganz verbürgen liefs, ob doch nicht ein Vorgefafstes, mit individueller Neigung lebhaft Ergriffenes, durch zufällige äufsere Begünstigung sich schätzenswürdiger als seiner wahren Natur nach Darstellendes uns blind machte gegen naheliegende, jedem wirklich Unbefangenen sich sogleich entgegendrängende Bedenklichkeiten; und kaum zu bezweifeln war, dafs nicht des Einzelnen Ansicht, wenn schon im ganzen die rechte, teilweise an Einseitigkeiten kranken sollte: so konnte uns schwerlich etwas Erwünschteres kommen, als Fragen, Anregungen, Widersprüche von aufsen, die, oft von vielen anderen Standpunkten ausgehend, uns auf manche nicht genug befestigte Seite unserer ersten Beweisführung hinwiesen und uns überhaupt veranlafsten, mit diesen uns bisher fremden Ansichten bereichert und über die Prüfungsweise anderer praktisch belehrt, die ganze von uns nun einmal zu allseitig, um sie sogleich wieder fallen zu lassen, aufgefafste Sache von neuem, wie eine neue und unberührte, wieder durchzudenken, wovon wir hier unsere Resultate niederlegen wollen." (P. 22—23.)

3) „Aber abgesehen von den Zurückgewiesenen, so ist das Schicksal der vierzig Aufgenommenen beinahe nicht geringeren Bedenklichkeiten ausgesetzt; denn jede Aufnahme in die öffentliche Lehranstalt ist nur ein Provisorium auf ein Jahr, und die nächste Prüfung kann den kaum darin erwärmten und eingewurzelten Knaben aus dem natürlichen Boden seiner Pflege für ein oder mehrere Jahre, vielleicht für immer herausreifsen, während er auch diejenigen, die der Ausweisung entgehen, in einer steten Unruhe, gleichsam in einem Kampf um die Existenz erhält, welcher mit seinen kleinen und grofsen Leidenschaften, Intriguen, Künsten und Unlauterkeiten von dem, wenn auch stark, doch ruhig waltenden Wetteifer bei gesichertem Zuge der Studien himmelweit verschieden und, wie für die wissenschaftliche Entwickelung bedenklich, so die sittliche offenbar gefährdend und beeinträchtigend ist, weil er alle Unbefangenheit des Beisammenseins unter den jungen Leuten ganz und gar ausreutet, und sie in eine Art von Naturzustand der Selbstverteidigung setzt." (T. I, 255.)

Ähnliche Satzungetüme, die den angeführten nicht nachstehen, finden sich bei H. VI¹, 20; 23; 97 (zwei Beispiele); 99 (rein

lateinisch): VI², 19; 100—101; 120 (zwei Beispiele); 148; 154; 185—186; 188—189; 197; VII, 3; 26—27; 27 (indem .... dafs ... [nicht nur ... (weder .... noch) .... sondern auch]).

P: 14—15; 15; 18; 74; 87; 177; 178; 179; 189—190; 191.

T: I, 22—23; 54—55; 72; 107; 131—132 (lateinisch konstruiert); 226; 459—460; 480; II, 43; 93; 146; 180—182 (371 Wörter!); 215—216; 402; 408; 426—427.

Häufung und unnütze Phrasen im Anschlufs an das Lateinische:

H: Sehr häufig findet man den Satz eingeleitet wie folgt: was anbetrifft, so; was ... anbelangt, so; Wer, der ...; Wer könnte meinen, wer möchte glauben ...; „Was wäre denn nun aber zu thun, wenn man thun wollte, was eine richtige Auslegungskunst gebietet?" (VI¹, 41); „Wer sollte glauben, dafs es ihm einfallen konnte zu denken .. (VI¹, 50); „Betrachtet man nun den ganzen Gesang, so ergiebt sich, dafs, wenn Herr Müller S. 99 zu verstehen giebt, dafs er den Sinn desselben richtig aufgefafst habe, das sich ganz anders verhält (VI², 124).

P: „Wenn daher auch er uns allerdings ziemlich uneigentlich als Demagog aufgeführt wird, so müssen wir dies mehr auf das beziehen, was er zu sein wünschte, als auf das, was er war" 121—122; soweit er sie (die Komödien) als Schüler von Jacobs erklären gehört zu haben noch jetzt mit Freude und Dank sich erinnert 209; ... den Gemählden manches aufgebürdet, welches ihren Meistern überall nicht einmal darstellen zu wollen hätte einfallen können 225.

T: „In diesem Widerstreit und Kampfe II, 11; Ansicht und Überzeugung II, 11; jene Helle, Bestimmtheit und Einsicht II, 18; die Flor, Kraft und Gedeihen des Staates umfassende Frage II, 19; das schönste Ebenmafs und Verhältnis II, 116; Thätigkeit durch den Unterricht unterhalten und genährt II, 119; die Grundlage des Beharrens und Ausdauerns II, 130; wie könnte es noch seltsam, noch auffallend erscheinen II, 155; eine solche Scheidung, Ordnung und Abgrenzung II, 172.

Latinismen in der Konstruktion und im Ausdruck.

H: von dem Euripides giebt er zu dafs ... VI², 94; Der Kultus ist aber nicht der zürnenden, sondern der besänftigten und

forthin gnädigen Göttinnen VI², 123; die Spiele haben des Wagenrennens entbehrt VI¹, 5; bedeckte Füfse kommen der Pallas zu VI², 59.

P: Der Neära sind Vater und Mutter noch am Leben 161; wenn man auch einwerfen wollte, das blofse Schweigen vom Vater beweise nichts 161; wir finden etwa 900 und ohne Widerstreit von den trefflichsten Epigrammen vor 208; scheint gesucht werden zu müssen 323.

T: doch geziemt es ... eingedenk zu bleiben I, 26; dasselbe scheint beobachtet werden zu müssen I, 257; sie waren übereingekommen I, 270; Länder, in denen die öffentlichen Lehranstalten blühen I, 270; eure Unwissenheit geistiger Dinge I, 286; die Anklage des Perikles, des Sokrates I, 319 (Genitiv. objekt) gesagt zu sein scheint I, 296; ähnlich I, 305; 345; 370; 385; 387; 396. Klassen zwei, eine der allgemeinen, eine der besonderen Wissenschaften II, 70; die Männer, welche als Stolz und Zierde von Bayern blühten I, 342; welches auch .... seyen II, 92; 306; 306—307; 398; 430; sey es ... oder I, 311; 330; 338; 344; 346; 372; 403.

Partizipialkonstruktionen:

H: besonders bezeichnend: VI, 38; 39; 150; 204; VI², 61; 199.

P: 6; 61 (Wahrnehmend nun, wie in der Aufsenwelt vieles dahinsinkt, welches .... schien es dem Sinn dieser Zeit widersprechend); 22; 27 (der Vorschlag, die gr. Sprache aus dem Nationalschulplan ausschliefsend, den höheren Schulen vorzubehalten); 62; 68; 72; 75; 102; 108; 112; 123; 124; 128; 144; 147; 184 (die höfliche Halbheit, die rechts und links persönliche Rücksichten nehmend und es mit keinem zu verderben bemüht (!), einem jeden sein Recht vorenthält); 257.

T: I, 41; 43; 57; 75; 197; 322; Vorrede zur IV. Abt. V, 376; 379; 394; 411; 419; 420; 426; 467; II, 31; 67; 115; 121; 129; 171; 184; 207; 271; 306; 346; 353; 428; 441; 447; 460; 510.

Falsche Stellung:

H: Hermann trennt zusammengehörige Satzglieder ungebührlich weit voneinander (vergl. das nachschleppende Verbum in dem

angeführten Satze, der französischen Hörern den verzweifelnden Ausruf abnötigen würde: j'attends le verbe; siehe J. Grimm, über das Pedantische u. s. w. Kl. Schr. I, 341 und L. Hildebrand, vom deutschen Sprachunterr. S. 57. Anmerk.) So stehen VI¹, 67 zwischen dem Subjekt (er) und dem Prädikat (nennt) 43 Wörter, VI¹, 71 zwischen dem Prädikat (ist) und dem Subjekt (England) 38 Wörter. — Ein Epinikion ist zur Feier eines Sieges ein Gedicht VI¹, 22.

P: „keine andere Bildung als die nur durch das Medium des Nationalen bedingte zum Menschen" 5; „Nach mehreren Jahren ungetrübten Glückes durch zärtlich erwiderte Neigung" 147; dafs diese Ermahnung erfolglos wird geblieben sein 175. **T. I**, 33; 39b.

Falsche Konstruktionen und grobe Sprachfehler:

H. „Es ist aber klar, dafs Müller nur widersprechen wollte; denn er windet sich, um den Schein zu haben, als sage er etwas anderes und stellt den Satz auf, dafs der Chor in dem Stasimon nicht stillgestanden sey, sondern will, dafs, während die Einzelnen ihre Plätze verändern, das Ganze seine Stelle behaupte **VI**², 158. (Hier ist das dritte Verbum des Hauptsatzes mit einer Konjunktion eingeleitet, die sich auf den Inhalt des Nebensatzes bezieht vergl. **VI**², 17.) Ferner gehöre zur direkten Behandlung Lob, Ermahnungen, Wünsche VI¹, 25 (statt gehören); Diese drei Stücke werden nun einzeln durchgegangen ... sodann das erwähnt VI², 25—26 (wird mufs aus werden ergänzt werden). Das dürfte nicht jedermann so scheinen, sondern vielmehr dadurch die .... aufgestellten Gründe keineswegs widerlegt sein VI², 198 (der umgekehrte Fall).

P. „Diese dem lateinischen Sprachunterricht entzogenen sechs Monate .... bedarf für den Kundigen nur der Andeutung 22; über die meisten der zuletzt genannten schwebt ein gleiches Dunkel 90; sie setzen ihn zwischen Lucianus, als seinem Vorbild und Aristänetus, seinem Nachahmer 91; selbst an der Ächtheit dieser, wenn irgend eine ächt Ciceronische Rede irre zu werden 259.

T. Wurden wird aus wurde ergänzt I, 32; 85; die innere Wichtigkeit der Dinge, von der es sich handelt I, Vorrede III

(das Relativ mufs selbstverständlich auf Dinge bezogen werden); Wem sind nicht ... auch in schon kühleren Herzen der späteren Jahre noch warme Regungen zurückgeblieben I, 254 (der Singular kühlerem mufs stehen); über die Methode und Grundsätze I, 397 (der Artikel mufs wiederholt werden); die Art und Mittel I, 415 (ebenso); eine Mischung von Zöglingen der katholischen und protestantischen Kirche I, 417 (hinter und fehlt der Artikel); Den Protestanten würde er (der Unterricht) von einem Geistlichen ihrer Kirche erteilt und sie zum Besuch des Gottesdienstes in derselben angehalten I, 423; welches auch deine Wünsche sein mögen I, 428; H. Johann Schulze, dem, als Geheimen Oberregierungsrath ... die ... Leitung anvertraut ist II, 4; Zur Verpflegung und Unterricht II, 23 (hinter und fehlt zum); Ebenso besteht die Phalanx der Collegia mit öffentlichem Stempel. Er ist eher verstärkt als geschwächt worden II, 75 (Wer? der Stempel?!). Entschlüsse, Gesinnungen, Ansichten und Verkehr .... ist nur denkbar II, 130; Die zu so wichtigen Berathungen .... nöthigen Kenntnisse, Geschicklichkeit und Übungen II. 139, dafs nur nach Aufhebung jener Mafsregeln Wetteifer unter die Lehrer .... zu hoffen steht II, 181; in Bezug auf diesen Gegenstand als einer mit den Universitäten erwachsenen .... Einrichtung II, 337; Die Aufsicht und die Gerichtsbarkeit auf ihre Glieder II, 432; weil es zu 4000 Schäffel in Rom .... besteht II, 441 (für Schäffeln); die Wichtigkeit der alten Sprachen und Litteratur II, 573 (hinter und mufs der alten wiederholt werden).

Anmerkungen.

Zur Einleitung.

1) In einer akademischen Festrede in Bonn vom 22. März des erwähnten Jahres (siehe H. von Sybel, Vorträge und Aufsätze, S. 30).

2) So ruft Pähler jeder erneuten Erörterung über die formalbildende Kraft der alten Sprachen ein „γλαῦκ' Ἀθήναζε" zu. Siehe die Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1878, S. 74.

3) In seiner Schrift: Das humanistische Gymnasium und die Petition um durchgreifende Schulreform. Wiesbaden — C. H. Kunzes Nachf. 1889. Vergl. die Zeitung f. d. höhere Unterrichtswesen 1890, S. 34. Ähnlich äufsert sich Jäger in der Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1888, S. 533 f.

4) Im ärztlichen Vereinsblatt vom Februar 1880. Vergl. Schmeding, Die klassische Bildung in der Gegenwart, S. 90 f., wo weitere Beispiele angeführt sind.

Zum ersten Abschnitt.

1) Erschienen im Museum der Altertumswissenschaft, herausg. von Friedrich August Wolf und Philipp Buttmann. Berlin, in der Realschulbuchhandlung, 1807. 8. S. 1—145.

Für die Erörterung der Wolfschen Ansichten ist benutzt die Ausgabe seiner „Kleinen Schriften in lateinischer und deutscher Sprache" v. G. Bernhardy, Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1869, und das erschöpfende Werk von J. F. J. Arnoldt, Fr. Aug. Wolf und sein Verhältnis zum Schulwesen und zur Pädagogik, Braunschweig. I. Bd. 1861. II. Bd. 1862. Die Fundstellen im Text sind nach dem Neudruck angeführt.

2) Ganz ähnlich empfand ein neuerer, angesehener Schulmann: „Jenes (das Griechische) ergriff ich mit Lust; nicht alle lernten es; ich empfand es wie eine Ehre, zum Erlernen einer so edlen Sprache zugelassen zu werden." L. Wiese, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen, Band I, S. 10.

3) An Stelle der vornehmen Abgeschlossenheit, die Wolf für das Studium seiner Wissenschaft forderte, ist seit der Neuordnung des Gymnasialwesens das Bestreben herrschend geworden, die Kenntnis des Griechischen zu einem Gemeingut der Gebildeten zu machen. Wenn so die Auffassung des grofsen Gelehrten ohne Einflufs auf die Gestaltung des Lehrplans geblieben ist, so hat er durch seine scharfe Unterscheidung zwischen idealen und blofs erwerbsamen Gebieten des menschlichen Wissens desto nachhaltiger auf die Nachwelt gewirkt. Dafs der Streit

zwischen Idealismus und Realismus auf das Gebiet der Jugenderziehung hinübergeführt wurde und hier in dem Kampfe zwischen Gymnasium und Realschule eine so unheilvolle Schärfe gewann, ist nicht zum wenigsten der Wolfschen Auffassung zuzuschreiben. Zwischen der αἰσχροκερδεια des grofsen Philologen und den Liebenswürdigkeiten, mit denen so manche Gymnasialmänner die Realschule bedacht haben, besteht ein ursächlicher Zusammenhang. Vergl. Schmeding, Die klassische Bildung in der Gegenwart, S. 10 f.

4) Das Buch von A. Lichtenheld, Das Studium der Sprachen, besonders der klassischen, und die intellektuelle Bildung, behandelt nur eine der hier in Betracht kommenden Fragen und auch diese, trotz vieler trefflicher Bemerkungen im einzelnen, von einseitigem Standpunkt.

5) Dann hätten die Griechen selbst am meisten über ‚geistige Conspiration' zu klagen gehabt. Übrigens verwechselt der grofse Philologe hier Conspiration mit Constipation.

6) Ein Ausdruck von E. Curtius in einer Festrede zum Geburtstage Kaisers Wilhelm II, 1889.

7) Siehe Friedrich Jacobs, Vermischte Schriften III, 201—212; 212—254.

8) Siehe Bernstein, Naturkraft und Geisteswalten, S. 103—104.

9) Schlözer, Briefwechsel 1778—92, 10 Teile. Ders., Staatsanzeiger 1783—92, 9 Bände. K. von Moser, Patriotisches Archiv für Deutschland 1784—90, 12 Bände. Ders., Neues patriotisches Archiv 1792—94, 2 Bände.

10) Eine herzergreifende Darstellung aus dem Leben der deutschen ländlichen Bevölkerung giebt Christian Garve, Über den Charakter der Bauern. Vergl. Gustav Freytag, Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes, S. 52—57.

11) Journal Für Gemeingeist. Herausgegeben von G. W. Bartoldy und J. G. Hagemeister. Julius bis Dezember 1792. Erster Band. Berlin. In der Franckeschen Buchhandlung.

12) Eine eingehende Darstellung der Kulturverhältnisse des vorigen Jahrhunderts giebt K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert.

13) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Band I, S. 17.

14) Siehe Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts, S. 521—522. Dazu W. Scherer, Gesch. der deutschen Litteratur, S. 644 f. 669. 773 f., und Westermanns Deutsche Monatshefte Mai 1867, S. 155.

15) Siehe Friedrich Thiersch, Band II, S. 249—250.

16) Goethe, Sämtliche Werke. Stuttgart, Cotta. Band III, S. 400.

17) Siehe die Vorrede Johann von Müllers zu seiner Ausgabe der Stimmen der Völker in Liedern (1806), S. 6.

18) Siehe: Über Ossian und die Lieder alter Völker. Aus deutscher Art und Kunst (1773), S. 29.

19) Vergl. Abschnitt II, S. 63.

20) Siehe Darstellung der Altertumswissenschaft, S. 838.

21) Siehe Opusc. orat. s. 294 f.

22) Siehe a. a. O. II, S. 64.

23) Darstellung der Altertumswissenschaft, S. 865. 867.

24) Vermischte Schriften, S. 16. Vergl. Paulsen a. a. O., S. 558.

25) Siehe Abschnitt II, S. 50—51.

26) In Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. Stuttgart, Bonz und Comp. 1875. S. 41 f.

27) Geschichte des XIX. Jahrhunderts.

28) a. a. O. I, S. 396—397.

29) Vergl. Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, S. 419.

30) Siehe K. Lehrs, Popul. Aufsätze a. d. Altertum, S. 103—104.

31) Siehe Plato, Phädrus 27—28. Vgl. Wundt, Ethik, S. 243—244.

32) Plutarch, Vita Marcelli, c. 14. 17.

33) Siehe Arnoldt a. a. O. I, 278.

Zum zweiten Abschnitt.

1) In seinem Essay: Kulturgeschichte und Naturwissenschaft 1877.

2) Siehe G. Krebs, Die Physik im Dienste der Wissenschaft, S. 269.

3) Sie wurde 1812 in London, 1815 in Paris eingeführt.

4) Der Dampfdruck dürfe nicht über 5 Zoll per Quadratzoll betragen und die Maschine müsse wenigstens ihr dreifaches Gewicht mit einer Geschwindigkeit von mindestens 10 engl. Meilen [18,5 Km] in einer Stunde fortziehen. Siehe Adolph Poppe, Chronologische Übersicht der Erfindungen und Entdeckungen, S. 50.

5) Die Einwirkungen der modernen Verkehrsmittel auf die Kulturentwickelung in der ‚Deutschen Rundschau' herausgeg. von J. Rodenberg, Band XLII [Jan.—März] 1885, S. 359—381.

6) Vergl. H. Schlesinger, Die Naturwissenschaften und deren Einfluſs auf die Fortschritte der Humanität in der ‚Deutschen Revue' über das gesamte nationale Leben der Gegenwart, 1890, S. 201—207.

7) Vergl. Boeckh, Staatshaushalt der Athener I, 52; Clinton, Fast. hell. II, 389. 391.

8) Alexander von Humboldt urteilt über Forster: „Durch Georg Forster, meinen berühmten Lehrer und Freund, begann eine neue Ära wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde ist." Es ist sehr merkwürdig, daſs Forster die Bedeutung der Naturwissenschaften als Grundlage aller übrigen Wissenschaften bereits klar erkannt hat: „Die Geschichte der Erzeugnisse des Erdbodens ist tief und innig in die Schicksale der Menschen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt. Das Reich der Natur grenzt mit dem Bezirk einer jeden Wissenschaft, und es ist unmöglich, jenes zu übersehen, ohne zugleich in diese hinüber zu blicken." Vergl. Ernst Hallier, Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwickelung der Naturwissenschaften, S. 342 und 344.

9) Die Versuche, aus antiken, christlichen und nationalen Bestandteilen eine Empfindungswelt für Schulzwecke zurechtzubauen, sind ein Beweis für den schon damals beginnenden Zersetzungsprozeſs einer rein antiken Denkweise. Daſs Wolfs ethisches Empfinden durchaus heidnisch war, hat Arnoldt (II, 387) wahrscheinlich gemacht. Von Winkelmann

gilt das gleiche. Er war durchaus eine antike Natur. Goethe sagt mit Bezug auf ihn: „Jene Schilderung des altertümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, dafs dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien." (Goethe, Winkelmann, sämtliche Werke, Band III, S. 188), vergl. auch Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, S. 591—592. Es ist eben psychologisch unmöglich, zwei so grundverschiedene Empfindungsweisen echt und recht zu vereinen. Eine wirkliche Vertiefung in die antike Welt führt mit Notwendigkeit zur Abkehr von christlicher und moderner Auffassung.

10) In seiner Rede: La filologia nel secolo XIX, Nap. 1868, nach Ascoli, Kritische Studien zur Sprachwissenschaft, S. 16.

11) Siehe B. W. Leist, Alt-arisches Jus gentium. Jena—Fischer, 1889.

12) Die rüstig fortschreitenden Forschungen der Ägyptologie liefern immer neue Belege. So läfst der jüngst veröffentlichte zweite Teil des Papyrus Ebers erkennen, dafs die alten Ägypter bereits manche medizinische Thatsachen kannten, deren Auffindung man bisher den Griechen und Römern zuschrieb. Vergl. Litt. Centralblatt 1889, S. 1679 (Nr. 49).

13) Vergl. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte, Band I, S. 88—90, 105—112.

14) Siehe René Descartes philosophische Werke, übersetzt von J. H. v. Kirchmann. Berlin, Heimann 1870, S. 32—33.

15) Mathematische Grundlagen für die Naturphilosophie, herausg. von J. Ph. Wolfers, Berlin 1872, Band III, S. 380—381.

16) Die Ansichten von Kant und von Laplace über die Entstehung unseres Planetensystems sind wesentlieh von einander verschieden. Sie werden, selbst in streng wissenschaftlichen Werken, noch immer zusammengeworfen. So findet sich bei Überweg-Heinze (sechste Aufl., Band III, S. 200) die Behauptung, dafs die Laplacesche Theorie mit Kants Lehre von der Genesis des Fixsternsystems in den wesentlichen Grundzügen übereinstimme. Die Lehre des Laplace unterscheide sich von der Kantischen nur durch die Annahme der successiven Ausscheidung der Planetenstoffe aus der rotierenden Sonnenmasse und durch die strengere mathematische Begründung. Das ist unrichtig. Die Hypothesen beider Männer beruhen auf ganz verschiedenen Prinzipien. Während Laplace sich die Planeten als von dem sich nach und nach zusammenziehenden Centralball abgestofsen, an seinen jedesmaligen äufsersten Grenzen zurückbleibend denkt, sucht Kant nachzuweisen, dafs die aus stets weiterer und weiterer Ferne durch die Attraktion herbeigezogenen materiellen Teilchen sich teils zu einem Centralball der Sonne, teils zu ihn umkreisenden Ringen, die später den Planeten ihre Entstehung gegeben, zusammengehäuft hatten. Nach Laplace ist der äufserste Planet Neptun zuerst, nach Kant zuletzt geboren. Die Hypothese des Laplace ist also als Centrifugal-Nebeltheorie, die Kants als Centripetal-Nebeltheorie zu bezeichnen. Dieser Unterschied ist zuerst klargelegt in B. Ohlerts Vortrag: Laplaces Hypothese über die Entstehung des Planetensystems (abgedr. in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig, III. Band, 4. Heft).

17) Der Prioritätsstreit über die weittragende Entdeckung ist heute wohl als erledigt zu betrachten. Siehe Helmholtz, Über die Erhaltung der Kraft in Ostwalds Klassikern der exakten Wissenschaften, Bd. I, S. 56—59.

18) Helmholtz a. a. O. S. 6.

19) Gegen die Auffassung, prähistorische und sogenannte unhistorische Völker von der Geschichtsforschung auszuschliefsen, ist kürzlich der treffliche Methodiker Bernheim mit Entschiedenheit aufgetreten. Siehe Ernst Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode, S. 32—33.

20) Die eigentliche Kulturgeschichte als eine Darstellung des gesamten Bildungsganges der Menschheit wurde in Deutschland durch Gustav Klemm und Wilhelm Wachsmuth begründet. Ihnen ist eine lange Reihe bedeutender Forscher gefolgt. Der Einflufs der Naturwissenschaften auf die Entwickelung der Kulturgeschichte tritt in neuester Zeit immer klarer hervor. So in den umfassenden Arbeiten von Lippert und J. J. Honegger.

21) Gedanken eines Denkers über Tod und Unsterblichkeit, Nürnberg 1830 (anonym). Eine gute Darstellung der Entwickelung des Materialismus giebt Karl Rosenkranz in seinem Aufsatz: Der deutsche Materialismus und die Theologie (1864) in Neue Studien, Bd. II: Studien zur Litteraturgeschichte, S. 454—510.

22) Vorträge und Aufsätze, S. 3—4.

23) Abgedruckt im Archiv für pathol. Anat. u. Phys., Bd. VII, Heft 1.

24) Gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der 45. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Leipzig am 14. August 1872.

25) Die sieben Welträtsel. Vortrag gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 8. Juli 1880. Die französischen Worte im Text sind dem Motto des Vortrages entlehnt.

26) So Rudolf Wagner, namentlich in seinem Vortrage über Menschenschöpfung und Seelensubstanz (1854), und Virchow in der Vorrede zu den vier Reden über Leben und Kranksein, Berlin 1862. Schon Lotze hat (medicin. Psychol.) darauf hingewiesen, dafs das Bedürfnis unseres Geistes solche Auseinanderhaltung von Glauben und Wissen ablehnt und eine harmonische Gesamtüberzeugung erfordert.

27) Vergl. „Philosophie und Naturforschung." Beilage zur Münchener allgemeinen Zeitung vom 2. Dezember 1889. Wieder abgedruckt im Pädag. Archiv 1890, S. 170—182.

28) So schon in der Logik Bd. II, 221.

29) Dafs die Entwickelung der neueren Philosophie diesen Weg gehen müsse, hat schon Heyder klar erkannt. Siehe Carl Heyder, Die Lehre von den Ideen, S. 399—340. Übrigens beginnt die Wundtsche Auffassung Schule zu machen. Das in diesem Jahre erschienene Werk von Hermann Wolf: Kosmos, Die Weltentwickelung nach monistisch-psychologischen Prinzipien auf Grundlage der exakten Naturforschung dargestellt (Leipzig — Friedrich, 1890) fafst die Philosophie „als induktive theoretische Universalwissenschaft, die sich zu einer einheitlichen Hypothese über das Prinzip des

Seienden, zu einer Metaphysik zuspitzt". Vergl. Litt. Centralbl. 1890, S. 853—855.

30) „Wir kennen auf das genaueste die Gesetze und Wirkungen der Schwerkraft, der Adhäsion, der chemischen Affinität, der Krystallisation, der Elektricität und des Magnetismus; wir haben uns diese Naturkräfte dienstbar gemacht, aber vermögen wir ihr Wesen zu ergründen? Wo kommen sie her und wie sind sie entstanden? Sind sie von Ewigkeit vorhanden gewesen oder entstanden sie gleichzeitig mit den Elementen, durch deren Vereinigung die Stoffverbindungen hervorgingen, aus denen die Erde und vermutlich alle Weltkörper zusammengesetzt sind? Diese Fragen, denen sich noch viele beifügen liefsen, die niemand zu beantworten vermag, müssen, sollte ich meinen, jedem denkenden und vorurteilsfreien Forscher die Überzeugung aufdrängen, dafs eine Macht vorhanden gewesen ist und vorhanden sein mufs, ewig und unendlich, die sowohl die Materie als die Naturkräfte und die ewig unwandelbaren Gesetze schuf...," Moritz Willkomm, Über die Grenzen des Pflanzen- und Tierreichs und den Ursprung des organischen Lebens auf der Erde (Rektoratsrede an der deutschen Universität zu Prag), S. 28—29. Eine solche Auffassung der Naturwissenschaft, die uns durch die Ohnmacht unseres Wissens gegenüber allen letzten Fragen aufgenötigt wird, führt zur Vertiefung in die göttliche Idee, nicht zur Abkehr von ihr.

31) Die allgemein staatlichen Begriffe zeigen sämtlich die Beschränkung auf den engen Begriff der Stadt. πόλις ist Stadt, aber auch Freistaat im Gegensatz zur βασιλεία oder τυραννίς (vergl. Xen. Cyr. 8, 2, 28 und Soph. Ant. 737). Ähnlich πολίτης Bürger, Staatsbürger, Landsmann; πολιτικός, πολιτεία, πολιτεύειν. Auch δῆμος, vielleicht aristokratischen Ursprungs, die gebändigte, unterworfene Masse (δαμ-), bleibt durchaus auf den engen Begriff des Stammes beschränkt. Auf die Gesamtheit der Hellenen wird es, so weit ich sehe, nicht angewendet.

32) Allerdings besteht hier ein wesentlicher Unterschied zwischen den alten römischen Kulturländern und den Gebieten, die nur vorübergehend unter römischer Herrschaft standen. Während in den Ländern romanischer Zunge der Einflufs der römischen Kultur mächtig genug war, um die Grundlage zu neuen Sprachbildungen abzugeben, sind z. B. in Britannien die römischen Einwirkungen jener frühen Zeit bis auf geringe Spuren im Wortschatz verschwunden. Einige Wörter haben sich in Kompositionen erhalten; colonia in — coln (Lindum colonia — Lincoln); castra — ags. ceaster — engl. chester; strata ags. strǣt — engl. street. Das massenhafte Eindringen lateinischer Wörter beginnt erst mit der Einführung des Christentums.

33) Lex Julia vom Jahre 91: civitas est sociis et Latinis data.

34) Deshalb ist die katholische Kirche, namentlich in ihrer äufsersten Konsequenz, dem Ultramontanismus und Jesuitismus, der geborene Feind aller nationalen Bestrebungen. Neumann (a. a. O. S. 96) führt nach Gumplowicz, Recht der Nationalitäten und Sprachen in Österr.-Ungarn, eine Stelle aus einem Hirtenbrief der Wiener Synode vom 17. Juni 1849 an, in der es heifst, „dafs die Nationalität ein Rest des Heidentums und

die Verschiedenheit der Sprache nur eine Folge der Sünde und des Abfalls von Gott sei". Die Lektüre ultramontaner Blätter und Zeitschriften, z. B. der ‚Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland‘, liefert mannigfache Belege für den tiefen Hafs, den die ultramontane Partei dem nationalen Ausbau des deutschen Reiches entgegenbringt. Vergl. auch Karl Walcker, Handbuch der Nationalökonomie, Bd. I, §§ 192, 195.

35) Der Ausdruck wurde, so weit ich sehe, zuerst von Hegel gebraucht. Eine allseitige und tiefgehende Erörterung des Begriffs findet sich bei Lazarus, Das Leben der Seele.

36) Vergl. Daniel, Handbuch der Geographie, Vorrede zur ersten Auflage, S. VI.

37) Grünen Jugend notwendige Gedanken, 1675.

38) Vergl. Rosenkranz, Neue Studien, Bd. II, S. 316.

39) Kleinere Schriften, Berlin, F. Dümmler, Bd I, S. 231—232, 233.

40) Siehe die ‚Rede auf Jakob Grimm in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 4. Januar 1885, gehalten von Wilhelm Scherer; abgedruckt in der Deutschen Rundschau, Bd. XLII, S. 297.

41) Professor Giercke-Berlin erhebt in seiner Kritik des Entwurfs (Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches und das deutsche Recht. Leipzig — Duncker und Humblot, 1888) folgende Fragen: „Verheifst er uns (der Entwurf) ein zugleich wahrhaft deutsches und wahrhaft modernes Recht, geboren aus dem ureignen Geiste unseres Volkes und ausgestattet aus der Kraft und Fülle unseres Zeitbewufstseins, abschliefsend das Ringen von Jahrhunderten und grundlegend für eine ferne Zukunft? Schöpft er das Recht, welches uns beherrschen soll, aus dem tiefen Borne des nationalen Bewufstseins? Spricht er deutsch zum deutschen Volke, auf dafs er die tiefen Wunden endgiltig heile, die mehr noch als die Reception des fremden Rechtes der durch sie erzeugte Zwiespalt zwischen der Gedankenwelt der deutschen Juristen und den volkstümlichen Rechtsanschauungen unserem Rechtsleben vor Zeiten schlug? Verstand er es, dem arbeitenden Geiste unserer Rechtsgeschichte geheime Gedanken abzulauschen, die er nunmehr über innere Gärungen und äufsere Hemmungen hinweg an das Licht fördert und in kunstreichen Gebilden verkörpert?" Der Berliner Gelehrte verneint diese Fragen, Ähnlich urteilt Hinschius: „Dafs der Entwurf, das Ergebnis einer mühevollen Arbeit von 13 Jahren, der Volkstümlichkeit entbehrt, wird kaum von irgend einer Seite bestritten" (Suarez, der Schöpfer des preufsischen Landrechts und der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich. Rede bei Übernahme des Rektorats der Universität zu Berlin, gehalten am 15. Oktober 1889, abgedruckt in den ‚Preufsischen Jahrbüchern‘ 1890, S. 289—300). Vergl. auch Grenzboten 1888, S. 457. Es beschleicht uns fast ein Gefühl von Neid bei dem Gedanken, dafs das geeinte Italien bereits jetzt erreicht hat, was wir noch erstreben. Der codice penale per il regno d'Italia, der seit dem 1. Januar 1890 in Kraft ist, ist nach dem Urteil des Staatsanwalts Stephan ein Werk, das „von stark ausgeprägtem nationalen Selbstbewufstsein, und zugleich von kosmopolitischem Geist durchweht ist, dessen Elasticität bei der eingehenden Berücksichtigung der Studien und Er-

fahrungen auf allen Gebieten des modernen Lebens das Gesetzbuch als ein Vorbild für alle übrigen Kulturstaaten erscheinen läſst". (Siehe Preuſsische Jahrbücher 1889, 615—642.)

42) So läſst sich Herr H. F. Müller, Satura scholastica, Bd. II (Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1889, S. 714—730) folgendermaſsen aus: „Auf die gesamten Bestrebungen der modernen Schulreformer dürfte passen, was Lessing unter dem 2. Februar 1774 an seinen Bruder über die neumodische Theologie und die neumodischen Geistlichen schreibt. Lessing bezeichnet dort die alte Orthodoxie als unreines Wasser, für die neumodische Theologie hat er einen stärkeren Ausdruck." Herr Müller scheint zu glauben, daſs man einem groſsen Manne auch seine Maſslosigkeiten nachmachen dürfe.

43) Vergl. die Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1875. S. 19.

44) Siehe z. B. den Artikel von Zopf, Vorschläge zur Organisation des geographischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts in der Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1881, S. 433, und K. Jentsch, Der Unterricht im Deutschen und der deutsche Stil, in der Zeitg. f. d. höhere Unterrichtswesen Deutschlands 1889, S. 59—60. Ferner Schiller: Sind in unseren Gymnasien zum Zwecke rednerischer Ausbildung besondere Übungen notwendig, in der Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1890, S. 14 f.

45) S. H. F. Müller, Satura scholastica, Bd. II: „Weil unsere Schüler die lateinische und griechische Sprache, die griechische und römische Geschichte lernen, darum wäre ihre Erziehung keine nationale? Weil ihr auf euren Lehrplan, der übrigens noch im Nebel verschwimmt, mehr Lehrstunden für deutsche Sprache setzt, darum wäret ihr nationaler als wir? Es ist ja absurd ... Unser humanistisches Gymnasium ist neben der Volksschule eine wahrhaft nationale Schöpfung. Wir Deutsche haben es geschaffen und musterhaft entwickelt." (a. a. O. S. 717, 728.) Ähnlich äuſsern sich die Heidelberger Professoren in der bekannten Erklärung: „Wir bedauern lebhaft, daſs die alte heidnische Unsitte, eigenen Besitz gering zu schätzen, hier gegenüber einem Gute auftritt, um welches wir vom Ausland oft beneidet werden." Die Herren berücksichtigen nicht den Unterschied zwischen echt deutschem Besitz und dem, was wir durch fremde Kultureinflüsse empfangen haben. In einer national-deutschen Schule muſs allerdings dieses hinter jenem zurücktreten und die Pflege der deutschen Sprache und Litteratur, nicht die fremder Völker die Grundlage und den Mittelpunkt des Unterrichts bilden. Es ist übrigens ein Irrtum, daſs das deutsche humanistische Gymnasium noch heute vom Ausland bewundert werde. Die Schulreformen in Frankreich, Norwegen und Ungarn beweisen das Gegenteil.

46) Siehe Lagarde, Deutsche Schriften, Bd. I, S. 53.

47) Siehe Darstellung der Altertumswissenschaft, S. 859, 860.

48) Vergl. Humboldt, Kosmos, Bd. I, S. 87.

49) Siehe besonders die merkwürdige Stelle Physic. auscult., Buch 2, Kap. 8, in der Übersetzung von Prantl, S. 89.

50) Siehe Ueberweg-Heinze, Grundriſs der Geschichte der Philosophie, Bd. III, S. 139.

51) Siehe Humboldt a. a. O., Bd. II, S. 209.

52) Plinius, Hist. nat., Bd. II, S. 68.

53) Plinius, eb. XXXVII, 3; vergl. Humboldt a. a. O., Bd. I, S. 194.

54) Siehe Porphyrii, opusc. tria, rec. Nauck, Lips. 1860, S. 54.

55) Deor. nat. Bd. II, S. 37, 39.

56) Phaed., cap. 33; vergl. eb. cap. 48 und Phaedr., cap. 29.

57) Phaedr., cap. 24; vergl. Cicero, Cat. maj., cap. 21.

58) Aus der Eröffnungsrede auf der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Berlin (18. bis 24. September 1886).

59) Ernst Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode. Leipzig 1889, Duncker & Humblot, S. 86.

60) Dasselbe Urteil fällt A. Riehl in seinem umfassenden Werke: Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. Zwei Bände in drei Teilen. Leipzig 1876, 1887, Engelmann. Der mit —a— unterzeichnete Kritiker der deutschen Litteraturzeitung wendet sich mit folgenden Worten dagegen: „Was soll man z. B. dazu sagen, wenn er von vornherein den alten Griechen fast ohne Restriction die „Wissenschaft" abspricht (!) und diese für eine Erfindung der aufgeklärten Neuzeit erklärt. Selbst wenn man sich das unerwiesene Recht vindiciert, bei dem Namen „Wissenschaft" immer nur an Naturwissenschaft zu denken, wäre diese Einseitigkeit erstaunlich. Sämtliche Hauptzweige der heutigen Naturwissenschaft, von der Astronomie bis zur Medizin, haben im klassischen Altertum existiert und in Blüte gestanden. Wer irgend den historischen Horizont mit dem naturwissenschaftlichen vereinigt, dem ist es bekannt, wie enorm viel zur Entstehung moderner Naturerkenntnis die humanistische Wiederauffindung altgriechischer Weisheit beitragen mufste." (Deutsche Litt.-Zeit. 1887, S. 1763—1765.) Den gewaltigen Einflufs der griechischen Kultur auf die Entstehung der modernen Wissenschaft hat niemand geleugnet, aber der Kritiker hat nicht gesehen, dafs Riehl den Begriff der Wissenschaft hier in engerem, modernem Sinne fafst. In diesem Sinne hat Riehl ganz recht, denn die strenge Methode wissenschaftlichen Denkens ist allerdings eine Erfindung der „aufgeklärten Neuzeit." Die wahre Wissenschaft beginnt, seit Descartes den Satz aufstellt, nichts dürfe dem forschenden Menschengeiste wahr und fest sein, als was ihm unwiderleglich bewiesen worden ist.

61) Ein gutes Beispiel für den oft recht schnellen Wandel der ästhetischen Anschauungen liefert die Entstehungsgeschichte des Friedrichsdenkmals in Berlin. Rauch, der völlig von dem antiken Schönheitsideal erfüllt war, hatte schwere innere Kämpfe zu bestehen, als König Friedrich Wilhelm verlangte, das Denkmal solle den grofsen König in individueller Auffassung mit den Abzeichen seiner militärischen Würde darstellen. Da war freilich der antike Faltenwurf nur mit Mühe anzubringen. (Siehe den interessanten Aufsatz von Neumann: Christian Rauch in den Preufsischen Jahrbüchern, Bd. 65.) Heute tragen unsere grofsen Fürsten und Feldherrn auch in der künstlerischen Darstellung das Ehrenkleid, in dem sie ihre Siege erfochten haben. Eine Bildsäule, die Kaiser Wilhelm im antiken Gewande darstellt, würde einen befremdenden Eindruck machen. Das ist

ein Beweis dafür, dafs als Verkörperung der preufsischen militärischen Idee ein neues Ideal in der Kunst entstanden ist.

62) So schreibt Kaberlin: „Mir ist das Ledabild, die Laokoongruppe einfach schauderhaft, weil die armselige Vermenschlichung des höchsten Wesens, die schlaffe Wehrlosigkeit Laokoons meine Gottesgefühle und das Gefühl der Selbsterhaltung empören. Die ganze vielbewunderte griechische Mythologie ist für mich zum gröfsten Teil Stumpfsinn, weil die Griechen gerade den Extrakt ihrer Philistrosisät, Gemeinheit und Kleinlichkeit darin niedergelegt haben, wie überhaupt der Anthropomorphismus des Göttlichen, wo er auch zu finden ist, für mich Häfslichkeit bedeutet." (Einige unästhetische Betrachtungen zu einer Ästhetik der Zukunft, in dem Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes 1890, S. 180—181.) Das ist grob ausgedrückt und naturalistisch geurteilt, aber wer kann mit dem Manne rechten? Herbarts Ansicht über die griechische Litteratur ist bekannt, vergl. Paulsen a. a. O. S. 565.

63) humanitas 1. Menschennatur, Menschlichkeit, menschliche Würde, im Gegensatz zur wilden Natur des Tieres; 2. = φιλανθρωπία, Menschenliebe, Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit, das liebreiche Wesen, die Freundlichkeit im Umgang mit anderen; 3. = παιδεία, a. die feinere, höhere Bildung, b. als Folge davon, der feine Geschmack, das feinere Gefühl für Anstand und Schicklichkeit, die feine Manier. Wundt drückt sich über den Umfang des antiken Begriffs folgendermafsen aus: „Noch in dem sittlichen Bewufstsein der alten Kulturvölker ist der Humanitätsbegriff ein unentwickelter. Die griechische Philanthropia geht mehr auf die besonderen Beziehungen zwischen einzelnen durch bestimmte Pflichten verbundene Personen, die römische Humanität mehr auf die äufsere Form des Verhaltens im Verkehr der Menschen untereinander, als auf eine unserem heutigen Begriff der Menschenliebe oder Humanität entsprechende Gesinnung." (Ethik, S. 195.)

64) In Sparta wird die Ehe durch Gesetz erzwungen. Die Ehe mit einer unfruchtbaren Frau ist nicht bindend (Herod., Bd. V, S. 39; VI, S. 61), der Bejahrte darf, zum Zweck der Nachkommenschaft, mit einem jungen, kräftigen Manne teilen; der Ehemann darf dem Unverheirateten die Frau zeitweise abtreten (Xen. de rep. Lac. 1, 7 f.; Plut. Lyc. 15). In Athen wird die Ehe zwischen Geschlechtsverwandten befördert, ja selbst die Ehe zwischen Geschwistern ist erlaubt (Plut., Cim. 4; Nepos, Cim. 1). Bei den Römern ist die Ehe: omnis vitae consortium, oder divini et humani juris communicatio, freilich auch: liberorum quaerendorum causa. Man unterschied: matrimonium justum (legitimum) und matrimonium injustum. (Siehe Pauly, Real-Encyklop. unter dem Wort matrimonium.) — Wie tief die klassischen Völker in dieser Beziehung unter den Germanen standen, lehrt am besten das untrügliche Zeugnis der Sprache. Matrimonium kommt von mater, das ist die gebärende; γάμος hängt mit den Wurzeln γεν und γα (Curtius) zusammen (ἐγενόμην, lat. gen—ui, gen—er). In beiden Fällen hat der Sprachgeist das Merkmal des Erzeugens, Gebärens herausgegriffen, in dem der Mensch mit dem Tiere auf gleicher Stufe steht. Die deutsche Ehe hingegen ist dasselbe Wort wie das alt-

hochdeutsche êwa, êa, das mittelhochdeutsche êwe, Ewigkeit. êe, ê ist zugleich das Gesetz, der gesetzliche Bund. Die Ehe ist also ein heiliger, von Gott eingesetzter, ewiger Bund. Tief und schön entspricht das Empfinden der deutschen Volksseele der göttlichen Mahnung: Haltet zusammen, bis dafs der Tod euch scheidet. (Siehe O. Kares, Poesie und Moral im Wortschatz, S. 120.)

65) In dem Aufsatz: Über die Ideen in der Geschichte. Zschr. für Völkerpsychologie 1865, S. 477.

66) Vom 15. Oktober 1880. Abgedruckt in der Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1881.

67) Siehe Lazarus, Über die Ideen, S. 464.

Zum dritten Abschnitt.

1) Man sehe seine „Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Königl. Paedagogii zu Ilfeld (1780). Vergl. Paulsen a. a. O. S. 442—443.

2) z. B. der von Weissenfels, Die Bedeutung von Ciceros rhetorischen Schriften für die Schule. Zschr. f. d. Gymn.-Wesen, 1889, S. 321 bis 344. Anderseits gesteht Wendt in derselben Zeitschrift (1874, S. 399) ganz offen: „Aber noch ist es ein ungelöstes Problem, wie man die Jugend für einen Cicero wirklich erwärmen und begeistern soll."

3) Siehe Wundt, Logik, Bd. I., S. 20. Die folgende Erörterung schliefst sich teilweise an Wundts Darstellung in seiner Logik an.

4) Diese Erklärung giebt K. Lange in seinem trefflichen Buche: Über Apperzeption, S. 32.

5) Vergl. Lazarus, Das Leben der Seele, Bd. II, S. 359.

6) Vergl. Lazarus, eb., Bd. II, S. 295.

7) Vergl. Wundt, Logik, Bd. I, S. 28—29; 53 ff.

8) Siehe G. Oppert, Die Verschiedenheiten des Sprachcharakters und deren natürliche Ursachen. In der Zschr. für Ethnologie, Bd. XVI (1884), S. 1—17.

9) Oppert a. a. O. S. 12.

10) Oppert a. a. O. S. 11.

11) Oppert a. a. O. S. 13.

12) Siehe Lazarus, Leben der Seele, Bd. II, S. 145, Anm.

13) Siehe Albert S. Gatschet, Volk und Sprache der Timucua, in der Zschr. f. Ethnol., Bd. IX (1879), S. 253.

14) Gatschet a. a. O. S. 253.

15) Siehe L. Vieweger, Über den Wert der grammatischen Beziehungsfunktion im Englischen. Programm des Real-Gymnasiums zu St. Petri und Pauli in Danzig. Ostern 1885. S. 28.

16) Siehe H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, S. 100.

17) In seiner Logik, Bd. I.

18) In seiner Logik, S. 23.

19) Siehe die schöne Darstellung bei Lazarus, Leben der Seele, Bd. II, S. 33J f.

20) Der grofse Reformator schildert seine sprachliche Arbeit mit prächtigen Worten: „Denn man mufs nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, sondern man mufs die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, dafs man deutsch mit ihn redet.“ Dann tadelt er die bisherigen Übersetzungen des Spruchs aus der Vulgata: ex abundantia cordis os loquitur und fährt fort: „sondern also redet die Mutter im Haus und der gemeine Mann: Wefs das Herz voll ist, des geht der Mund über. Das heifst gut Deutsch geredt; des ich mich geflissen und leider nicht allwege erreicht noch troffen habe. Denn die lateinischen Buchstaben hindern uns der Mafsen seher, gut Deutsch zu reden.“ (Sämtliche Werke, IV. Abt. Vermischte deutsche Schriften, 13. Bd.) 65, S. 110, 111.

21) Die feinen psychologischen Beziehungen, die gerade in der Wortstellung zu Tage treten, sind trefflich dargestellt in dem Werke von H. Weil: De l'ordre des mots dans les langues anciennes comparées aux langues modernes. Höchst wertvoll in dieser Hinsicht ist auch die Abhandlung von Fr. Habicht: Beiträge zur Begründung der Stellung von Subjekt und Prädikat im Neufranzösischen.

22) Vergl. Steinthals Kritik über die Logik von Sigwart, in der Zeitschrift für Völkerpsychologie 1888, S. 170—180.

23) Dahin gehört zunächst die Entstehung der Futurformen in den romanischen Sprachen. Chanter-ai aus cantare habeo ist eine ganz ähnliche Bildung wie canta-bo. Ebenso hat sich im Englischen in neuerer Zeit eine Verschmelzung von Formen, die früher lautlich getrennt waren, vollzogen. Ive done (für I have), Id seen (I had seen) sind heute die herrschenden Formen im besten Englisch, während die früheren: I have done, I had seen auf den emphatischen Gebrauch beschränkt sind. Spuren finden sich auch im Deutschen: im (= in dem), am (= an dem) usw. sind herrschend; Verschmelzungen wie thus (thue es), giebs (gieb es), ins (in das) gewinnen immer gröfsere Verbreitung.

24) Die Stilistik Nägelsbachs leidet an einem Übelstand, an dem viele Arbeiten klassischer Philologen kranken. Der Verfasser, ein trefflicher Lateiner, beherrscht seine Muttersprache philologisch und historisch nicht genügend. Dieser Mangel führt oft zu verkehrten Urteilen. Hier nur ein Beispiel: Nägelsbach giebt zu, dafs das Deutsche an Reichtum der Begriffssymbole das Lateinische übertrifft, fährt dann aber fort: „Aber schon im zweiten Buche des ersten Teiles (Topik) zeigte sich ein Übergewicht auf Seite der alten Sprache. Die frischere, lebendigere Naturanschauung der Alten giebt ihrer Darstellung ein Mehr an Poesie. Unser verstandesmäfsiger bildloser Ausdruck wird in ihrem Munde zum sinnlich anschaulichen. Es genügt ihnen sehr oft nicht, den Begriff lediglich zu bezeichnen; sie wollen ihn in einem auffälligen Bilde gleichsam vor Augen sehen“ (Stilistik S. 399). Das ist also ganz das Wolfsche Plus oder Minus der späteren Geschäftssprachen. Diese Behauptung ist völlig unrichtig. Nägelsbach verstand nicht, in dem Wortschatz der deutschen Sprache, der natürlich im Bewufstsein der modernen Menschen in zahl-

reichen Fällen verblafst ist, die wunderbare Anschaulichkeit und tiefe Schönheit aufzufinden. Er stand der lateinischen Sprache als zergliedernder Gelehrter gegenüber und behandelte die Muttersprache als Laie. Auch bei jedem „auffälligen Bilde“ im Lateinischen müfste immer erst untersucht werden, ob es dem antiken Redner oder Schriftsteller noch in voller Anschaulichkeit vorschwebte oder ob es bereits zum farblosen Ausdruck herabgesunken war.

25) Siehe Beneke, Erziehung und Unterrichtslehre, Band II, S. 25—27, und Herbart, Pädagog. Schriften (Willmanns), Band II, S. 462, 465, 519.

26) Leben der Seele, Band II, S. 260.

27) Eb. Band II, S. 239—240.

28) Lange, Apperception, S. 33.

29) Dafs selbst die zur Universität abgehenden Primaner das nicht können, ist ein von vielen Professoren der Medizin und der Naturwissenschaften beklagter Übelstand. Vergl. die Rede Virchows, oben S. 79. Ebenso äufsert sich Esmarch: „Dafs für die Vorbildung zum Studium der Medizin die meisten Gymnasiasten nur sehr geringes leisten, ja dafs die meisten unserer Studierenden eine ganz ungenügende Vorbildung für unser Fach von der Schule mitbringen, davon habe ich mich durch langjährige Erfahrung überzeugt .... Dabei habe ich gefunden, dafs nur wenige fähig sind, die sinnlichen Eindrücke gut und schnell aufzufassen.“ Zeitung Deutschland. Weimar, 22. Dezember 1885.

30) So äufsert sich Osthoff in seinem Vortrag über das physiologische und psychologische Moment in der Formenbildung und ihr gegenseitiges Verhältnis, (Gehalten vor der 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Gera. 30. September bis 3. Oktober 1878.) Siehe Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1879, S. 45.

31) Siehe Hübschmann, Zur Kasuslehre, S. 133.

32) Siehe Delbrück, Die Grundlagen der griechischen Syntax, S. 45.

33) Vergl. A. Ohlert, Die Behandlung der Verbalflexion im französischen Unterricht, S. 17.

34) Ganz verständig urteilt A. Herrmann: „Vor allem mufs eine Schulgrammatik ihren Gegenstand bei möglichst korrekter und präziser Fassung der Regeln in gröfster Einfachheit darstellen, ohne alle wissenschaftliche Schönrederei und müfsigen Aufputz, jedoch mit — auf Andeutungen sich beschränkender — Verwertung der sicheren Ergebnisse der Sprachforschung, soweit dieselben das Verständnis der Spracherscheinung und die Befestigung des Gedächtnisstoffes fördern.“ Herrmann führt das Urteil Uhles an, das von Curtius gebotene Material übersteige bereits die Bedürfnisse der Schule. Siehe Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1879, S. 275. Diese Urteile beruhen auf der richtigen Empfindung, dafs ein wissenschaftlicher Aufbau der Schulgrammatik nur in beschränkter Weise möglich ist. Aber gerade die wissenschaftlichen Elemente, die sich der schulgemäfsen Behandlung fügen, sollten auf das sorgfältigste gepflegt werden, da nur sie das wirklich logisch Bildende im grammatischen Unterricht enthalten und da gerade eine wissenschaftliche Behandlung durch den ihr anhaften-

den Charakter innerer Notwendigkeit die Aneignung der Spracherscheinungen in hohem Grade unterstützt. Beides verkennt P. Schwieger, wenn er in seiner Kritik über meine „Lehre vom französischen Verb" (Hannover 1887) das Urteil fällt: „Im übrigen ist jeder Versuch, schon auf der Mittelstufe Sprachgesetze, selbst in der mafsvollen Weise des Verfassers, der Erlernung der Formen voranzustellen, bedenklich und dient eher zur Verwirrung der Schüler, als zur Erleichterung der Einprägung des Unterrichtsstoffes." (Siehe Zsch. f. d. Gymn.-Wesen 1888, S. 758.) Herr Schwieger hat jedenfalls solch einen begründenden Unterricht noch nie selbst versucht. Ebenso verkehrt denkt Wendt, wenn er, in seinem offenen Briefe an Jolly, die Begründung der einzelnen Erscheinungen für Nebensache erklärt (Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1874, S. 694).

35) Auf diesem Prinzip beruht das treffliche Werk von Franz Kern: Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. Zweite Auflage. Berlin 1888, Nicolai.

36) Vergl. Paulsen a. a. O. S. 522.

37) So E. Laas in seinem sonst höchst lesenswerten Buche: Der deutsche Unterricht, S. 229.

38) Centralblatt f. d. gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preufsen, 1882, S. 248.

39) Während diesen Versuchen, die deutsche Sprache von ihren Schmarotzern zu reinigen, in weiten Kreisen Verständnis und Anerkennung entgegengebracht wird, fehlt es doch auch nicht an Kundgebungen des Gegenteils. Eine Reihe hervorragender Gelehrter und Schriftsteller, darunter Männer wie Fontane, Frentzel, Gustav Freytag, Paul Heyse, Hans Hopfen, Spielhagen, Sybel, Fr. Treitschke u. s. w., haben jüngst gegen die Übertreibungen der Sprachreiniger eine Erklärung erlassen (Berlin, 28. Febr. 1889), in der sie sich besonders gegen das Bestreben verwahren, auch die Schule in den Dienst der Sprachreinigung zu stellen. Man wird völlig ihrer Meinung sein, sobald es sich in der That um Übertreibungen handelt. Das Fremdwort hat ein gutes Recht in unserer Sprache, sobald es entweder eine uns fremde Sache bezeichnet, oder einen kurzen treffenden Ausdruck darstellt, den wir mit unseren Sprachmitteln umschreiben müfsten, oder endlich eine begriffliche Färbung enthält, die wir nicht auszudrücken vermögen. Sie haben aber vergessen, dafs selbst übertriebene Bemühungen, die Sprache zu reinigen, nichts schaden, da der Sprachgeist unangenehme deutsche Ausdrücke in kurzer Zeit von selbst abstöfst, während der Gebrauch von unnützen Fremdwörtern auf Denkträgheit und Unwissenheit beruht und daher viel schwerer auszurotten ist. Man lasse die Sprachvereine ruhig gewähren: auch die oft bespöttelten Bemühungen des alten Campe haben unserer Sprache manches kräftige Kernwort (wie, sich eignen, geeignet, Zartgefühl) geschenkt.

40) Siehe die Abhandlung von J. Grimm: Über das Pedantische in der deutschen Sprache: Kleinere Schriften, Band I, S. 327—373. Vergl. auch Fr. Brandstäter, Gallicismen, S. 196—203; R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht, S. 143—146, und O. Lyon, Das Schrifttum der

Gegenwart und die deutsche Schule in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht herausgeg. von Lyon, 1. Jahrgang, S. 234 f.

41) Vergl. Lyon a. a. O. S. 232.

42) Bei der Erwägung der Januarverordnung von 1856. Siehe L. Wiese, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen, Band I, S. 184.

43) Vergl. L. Freytag, Übersetzen und Übersetzungskunst in Lyons Zeitschrift, erster Jahrgang, S. 172.

44) Andererseits zeigen die gröfseren Werke hervorragender Germanisten, wie Lyon, Schrifttum der Gegenwart, a. a. O. S. 348, richtig hervorhebt, fast stets einen bedeutenden Stil: „Sie haben nämlich ihre Sprache und ihren Stil vor allem am Mittelhochdeutschen geschult. Das tritt z. B. in Scherers Schreibweise ganz deutlich zu Tage."

45) A. a. O. Band II, S. 158.

46) A. a. O. S. 766.

47) In der Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1890, S. 9—10.

48) Siehe Preufsische Jahrbücher, Bd. 61, S. 484.

49) Darstellung der Altertumswissenschaft, S. 867.

50) Platos Phadrus und Gastmahl. Übersetzt mit einleitendem Vorwort von K. Lehrs. Leipzig, Hirzel, 1869.

51) Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1890, S. 9.

52) Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1885, S. 650—653.

53) Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1885, S. 649.

54) In meiner Kritik über die Neubearbeitung der Schulgrammatik der französischen Sprache von Ploetz durch O. Kares und G. Ploetz habe ich die schädlichen Wirkungen der Übersetzungsmethode ausführlich erörtert. Siehe die ‚Mädchenschule', Bd. I, S. 48—69.

55) Siehe „Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preufsen." Berlin, Weidmann, Bd. 38.

56) Es mufs freilich verlangt werden, dafs jeder Lehrer der deutschen Sprachen phonetisch gebildet sei.

57) Vergl. A. Ohlert, Die fremdsprachliche Reformbewegung, S. 29.

58) Es ist ganz unglaublich, dafs die Gymnasialpädagogen gerade darin einen Vorzug des klassischen Unterrichts erkennen, dafs das Altertum dem kindlichen Gesichtskreis möglichst fern liegt. So will Prof. Baumann die moderne Zeit vom Unterricht ausgeschlossen wissen, denn sie steht uns zu nah. Siehe Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1875, S. 77—80. Gerade die Nähe des Unterrichtsgegenstandes ist die Vorbedingung für eine rechte Teilnahme der Schüler. Der Sinn für eine fremde Vergangenheit kann nur ganz allmählich ausgebildet werden.

59) Siehe Centralblatt 1882, S. 248.

60) Man sehe den ausführlichen Nachweis in dem trefflichen Buche von Hildebrand: Vom deutschen Sprachunterricht. Auch aus gymnasialen Kreisen sind manche Stimmen für die Einführung des Unterrichts im

Mittelhochdeutschen laut geworden. Besonders Vogel und Kuntze sind warm dafür eingetreten. Vergl. Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1875, S. 19 f., 323—325; 1883, S. 407—412.

61) Vergl. A. Ohlert, Die Behandlung der Verbalflexion im französischen Unterricht, S. 21.

62) Siehe Lange, Apperception, S. 155—156.

63) Das Vokabellernen aus den Vokabularien nach der Weise Ostermanns ist eine wahre Geifsel für das jugendliche Alter, da die einfachsten psychologischen Vorbedingungen für die geistige Aneignung dabei gröblich vernachlässigt werden. Auf der Sexta und Quinta werden die Ostermannschen Wörterverzeichnisse vier bis fünf, ja bis sieben Mal wiederholt und doch wird nicht einmal eine erträgliche Sicherheit erreicht. Welch nutzlos vergeudete Zeit! Der Wortschatz kann nur an der Lektüre mit Unterstützung inhaltlicher und etymologischer Reihenbildung angeeignet werden. Vergl. A. Wilms in der Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1885, S. 735.

64) Die folgenden Beispiele sind dem trefflichen Buche von Kares, Poesie und Moral im Wortschatz, entnommen.

65) Daher sollte auch eine fremde Sprache nicht eher begonnen werden, als bis die Eigenart der deutschen Spracherscheinungen den Schülern völlig zum Bewufstsein gekommen ist. Mit Steinthal möchte ich den Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts auf das zurückgelegte zwölfte Jahr verlegen. Siehe das Gutachten des Professors Steinthal an den Berliner Magistrat vom Jahre 1883, abgedruckt im Pädag. Archiv 1890, S. 47—55.

66) Siehe den zweiten Abschnitt S. 87 und die dazu gehörige Anmerkung.

67) Das Streben nach systematischer Vollständigkeit der Schulgrammatik mufs dann freilich aufgegeben werden. Was nützt es, dafs der Schüler Spracherscheinungen lernt, die ihm wahrscheinlich nie in der Lektüre begegnen werden. Die Ellendt-Seyffertsche Grammatik in der neuesten Auflage kann noch um mehr als die Hälfte gekürzt werden. Wertvolle Beiträge für die Konzentration des grammatischen Unterrichts, die auch der neuen Auflage noch nützen könnten, liefert Schiller in der Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1883, S. 196 f. Das richtigste wäre, die Hauptsachen der lateinischen Grammatik lediglich aus Nepos, Caesar und den leichteren Schriften Ciceros zusammenzustellen und alles andere vorkommenden Falls in den abgeschlossenen Rahmen einzufügen. Vergl. Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1883, S. 660—665.

58) Siehe A. Wilms, in der Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1885, S. 722.

Zum Schlufs.

1) So z. B. P. Cauer in seinem Aufsatz: Formale Bildung. (Preufsische Jahrbücher, Bd. 64, S. 306—444.) „Der lateinische Unterricht", so meint er, „sollte lieber heute als morgen von der Beschränkung befreit werden, die ihm seit 1882 auferlegt worden ist. Nicht um der Ehre der Philologen willen wird dies gefordert, sondern um des öffentlichen Wohles willen..."

(S. 316). An einem anderen Orte erklärt Cauer, die lateinische Grammatik spiele allen anderen Lehrfächern gegenüber die Rolle des Magens in dem Märchen des Menenius Agrippa. (Vergl. Grenzboten 1889, S. 347.) Cauers Aufsatz in den Jahrbüchern ist überhaupt ein merkwürdiges Beispiel für die Einseitigkeit, mit der nur zu oft über die einschlägigen Fragen abgeurteilt wird. Bisher wurde gerade die logische Klarheit und Gesetzmäfsigkeit der lateinischen Sprache hervorgehoben. Cauer versucht die lateinische Grammatik mit der entgegengesetzten Begründung zu stützen. Logische Gesetzmäfsigkeit, wie sie in der Mathematik herrscht, ist für ihn kein richtiges Erziehungsmittel. „Schon weil die Mathematik ein Gebiet umfafst, in dem absolute logische Gesetzmäfsigkeit herrscht, ist sie nicht geeignet, ausschliefslich oder auch nur überwiegend die Vorbereitung zu übernehmen für das Zusammenleben der Menschen in Beruf und Gesellschaft, das nach streng logischen Prinzipien weder begriffen noch geleitet werden kann (S. 312). Jener unbewufste (subjektive) Faktor, der sich in die Beurteilung aller menschlichen Verhältnisse einmischt, mufs beim Unterricht in die Beurteilung hineingezogen werden. . . .“ Das thut — man staune — „die Grammatik einer fremden Sprache und in besonders glücklicher Weise die lateinische Syntax“. (313.) Dann folgen lateinische Beispiele mit dem Konjunktiv, als ob der Konjunktiv der subjektiven Auffassung sich nicht in jeder anderen Sprache (z. B. in der französischen) in derselben begrifflichen Ausprägung fände. Also das Studium des konjunktivischen Gebrauchs im Lateinischen (wir fügen hinzu in jeder anderen Sprache) soll die Erkenntnis des „Zusammenlebens der Menschen in Beruf und Gesellschaft“ vorbereiten! Cauer hätte sich um seines Rufes willen hüten sollen, mit so naiven Behauptungen an die Öffentlichkeit zu treten.

2) „Das griechische Skriptum in Prima und in der Maturitätsprüfung ist im Interesse der Gründlichkeit der Lektüre durchaus unentbehrlich.“ Einstimmiger Beschlufs der dreiunddreifsigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Gera (vom 30. September bis zum 3. Oktober 1878). Siehe Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1879, S. 52.

3) Centralblatt 1882, S. 251.

4) Über gelehrte Schulen, Bd. I, S. 234.

5) Das vergifst H. Vaihinger, der gerade vom Entwickelungsstandpunkt aus die Beibehaltung des klassischen Unterrichts stützen will. Siehe seinen Vortrag „Naturforschung und Schule“ (gehalten in der dritten allgemeinen Sitzung der einundsechzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Köln am 22. September 1888). Der Begriff der allgemeinen Bildung erfordert eine Beschränkung auf die mit unserer Zeit in unmittelbarer Verbindung stehende Vergangenheit. Sein sogenanntes biogenetisches Grundgesetz, das übrigens auf das geistige Gebiet nicht so ohne weiteres anzuwenden ist, bedeutet aufserdem eine scharfe Verurteilung der bisherigen Lehrweise. Denn der Gymnasialunterricht läfst durch die ungenügende Behandlung des Mittelalters in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit eine klaffende Lücke. Vergl. auch den Aufsatz von

J. Rosenthal, Naturforschung und Schule, im Pädag. Archiv, 1890, S. 225—250.

6) Leider besteht eine starke Strömung für die Beibehaltung des lateinischen und den Wegfall des griechischen Unterrichts. Es wäre tief zu beklagen, wenn das Beispiel Ungarns in der Entwickelung des deutschen Schulwesens Nachahmung fände. Vergl. die tüchtige Arbeit von K. Maurer, Die Lateinfrage, oder in welcher Richtung mufs die Reform des Gymnasiums sich bewegen? S. 63.

7) Das Schicksal der Ferryschen Unterrichtsreform in unserem Nachbarlande Frankreich giebt zu denken. Bereits 1884 wurde ein Teil der 1880 erlassenen Verordnungen zurückgenommen. G. Monod, in seinem Aufsatz: Les réformes d'enseignement secondaire et l'école alsacienne (Revue chrétienne vom 10. September 1885) führt das Mifslingen der Ferryschen Pläne zurück auf die „mauvaise volonté" der Lehrer, sodann auf ihre Unfähigkeit, sich plötzlich in die neue Unterrichtsweise hineinzuleben. Auch in deutschen gymnasialen Kreisen sind ähnliche Bedenken laut geworden. Nach der Ansicht des Schulrats Schmalfufs fehlt es an Lehrern, die dem lateinischen Unterricht nach der induktiven Methode (Lattmann) gewachsen sind. Siehe Zschr. f. d. Gymn.-Wesen 1887, S. 357.

Verzeichnis der benutzten Schriften.

Ascoli, G. J., Kritische Studien zur Sprachwissenschaft, übersetzt von **Merzdorf-Mangold.** Weimar, H. Böhlau, 1878.

Arnoldt, J. F. J., F. A. Wolf in seinem Verhältnis zum Schulwesen und zur Pädagogik. 2 Bde. Braunschweig 1861.

Beneke, Fr. Ed., Erziehungs- und Unterrichtslehre. 2 Bde. 4. Auflage. Herausg. von **J. G. Dressler.** Berlin 1876.

Bernheim, E., Lehrbuch der historischen Methode. Leipzig, Duncker und Humblot, 1889.

Biedermann, K., Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. 2. Aufl. 2 Teile. in 4 Bdn. Band 1—2 1880, Teil 2, ¹, ² 1867—75. Teil 2 ³ 1880 mit Generalregister 1881. Leipzig, J. J. Weber.

Briefwechsel zwischen **Schiller** und **Goethe.** 4. Aufl. Stuttgart, J. J. Cotta, 1881. 2 Bde.

Centralblatt für die gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preufsen. Berlin, W. Hertz.

Daniel, Handbuch der Geographie. Leipzig, Fues's Verlag, 1881 f. 4 Bände.

Delbrück, B., Syntaktische Forschungen. IV. Band: Die Grundlagen der griechischen Syntax. Halle, Waisenhaus, 1879.

Deutsche Litteratur-Zeitung, herausgegeben von **A. Fresenius.** Berlin.

Deutsche Rundschau, herausg. von **Julius Rodenberg.** Berlin. Gebr. Pätel.

Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart. Herausgegeben von **Richard Fleischer**, Breslau. Berlin, Ed. Trewendt, 1890.

Du Bois-Reymond, E., Über die Grenzen des Naturerkennens. — Die sieben Welträtsel. Zwei Vorträge. Leipzig, Veit & Comp., 1882.

Freytag, G., Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes. Leipzig, Hirzel, 1862.

Garve, Ch., Über den Charakter der Bauern. Breslau 1786.

Gervinus, Geschichte des XIX. Jahrhunderts.

Grenzboten, Die, Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Grimm, J., Kleinere Schriften. Band I. Berlin, F. Dümmler, 1864.

Habicht, Fr., Beiträge zur Begründung der Stellung von Subjekt und Prädikat im Neufranzösischen. Programm der Grofsherzogl. Realschule zu Apolda. 1882.

Hallier, E., Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwickelung der Naturwissenschaften. Stuttgart, F. Enke, 1889.

Hehn, V., Kulturpflanzen und Haustiere. Berlin 1874.

Herbart, Pädagogische Schriften, herausgegeben von **O. Willmann**. Leipzig. 2 Bände 1873 und 75. 2. Aufl. 1880.

Hermann, G., Opuscula. Band VI. und VII. Lips. 1834 und 1839.

Heyder, C., Die Lehre von den Ideen in einer Reihe von Untersuchungen über Geschichte und Theorie derselben. 1. Abteilung: Zur Geschichte der Ideenlehre. Frankfurt a. M., Heyder & Zimmer, 1874.

Hildebrand, R., Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule. Leipzig und Berlin, Klinkhardt, 1887.

Humboldt, A. v., Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 4 Bde. Stuttgart u. Augsburg, Cotta, 1845—58.

Jacobs, Fr., Vermischte Schriften. I. Teil 1823; II. Teil 1824; III. Teil 1829. Teil I u. II: Gotha, Ettingersche Buchhandlung. Teil III: Leipzig, Dyksche Buchhandlung.

Journal Für Gemeingeist. Herausg. von **G. W. Bartoldy** u. **J. G. Hagemeister.** Julius bis December 1792. 1. Band: Berlin. In der Frankeschen Buchhandlung.

Kares, O., Poesie und Moral im Wortschatz mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und englischen Sprache. Essen, G. D. Bädeker, 1882.

Kern, F., Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. Berlin 1888, Nicolaische Verlags-Buchhandlung.

Kugler, F., Handbuch der Kunstgeschichte. Bearbeitet von **Lübke.** 2 Bde. Stuttgart, Ebner & Seubert, 1872.

Laas, E., Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten. 2. Aufl. bes. von **J. Imelmann.** Berlin, Weidmann, 1886.

Lagarde, P. de, Deutsche Schriften. 2 Bände, 1878 u. 1881. Göttingen, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Lange, K., Über Apperception. Eine psychologisch-pädagogische Monographie. Plauen, F. E. Neupert, 1889.

Lazarus, M., Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. 2 Bde. Berlin, F. Dümmler, 1876—1878.

Lehrs, K., Populäre Aufsätze aus dem Altertum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen. Leipzig, Teubner, 1856.

—, Platos Phädrus und Gastmahl. Leipzig, Hirzel, 1869.

Lichtenheld, A., Das Studium der Sprachen, besonders der klassischen, und die intellektuelle Bildung. Wien, Hölder, 1882.

Lotze, Logik. Leipzig 1843.

Luther, M., Sämtliche Werke. Frankfurt a. M. und Erlangen.

Mädchenschule, Die, Zeitschrift für das gesamte Mädchenschulwesen. Herausgegeben von **Hessel** und **Dörr.** Bonn, E. Weber.

Magazin, Das, für die Litteratur des In- und Auslandes. Wochenschrift der Weltlitteratur. Herausgegeben von **Alfred Stössel** u. **W. v. Reiswitz.**

Nägelsbach, C. Fr., Lateinische Stilistik für Deutsche. Ein sprachvergleichender Versuch. Nürnberg, C. Geiger, 1858.

Neumann, Fr. J., Volk und Nation. Eine Studie. Leipzig, Duncker und Humblot, 1888.

Ohlert, A., Die fremdsprachliche Reformbewegung mit besonderer Berücksichtigung des Französischen. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer, 1886.

Ohlert, A., Die Behandlung der Verbalflexion im französischen Unterricht. Eine Begleitschrift zur „Lehre vom französischen Verb“. Hannover, C. Meyer (Gustav Prior), 1887.

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Leipzig, W. Engelmann, 1889.

Pädagogisches Archiv, Centralorgan für Erziehung und Unterricht in Gymnasien, Realschulen und höheren Bürgerschulen. Herausgegeben von Direktor Dr. **Krumme** (Braunschweig). Stettin, Druck und Verlag von Herrcke & Lebeling.

Paul, H., Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle, Niemeyer, 1880.

Paulsen, Fr., Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig, Veit & Comp., 1885.

Pauly, A., Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.

Passow's, F., Vermischte Schriften. Herausgegeben von W. A. Passow. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1843.

Poppe, A., Chronol. Übersicht der Erfindungen und Entdeckungen. Frankfurt a. M. 1856.

Preuſs. Jahrbücher, herausgegeben von **H. Delbrück**. Berlin, Georg Reimer.

Riehl, A., Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. 2 Bände in 3 Teilen. Leipzig, Engelmann, 1876/87.

Rosenkranz, K., Neue Studien. 4 Bände. Leipzig 1875—78. E. Kaschny.

Scherer, W., Geschichte der deutschen Litteratur. 2 Ausgaben. Berlin, Weidemann, 1884.

Schmeding, F., Die klassische Bildung in der Gegenwart. Berlin, Bornträger, 1885.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze. Berlin, 1885.

Thiersch, Fr., Über gelehrte Schulen. 3 Bände. 1826—1829. 2 Beilagen 1831 u. 1837. Stuttgart u. Tübingen, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preuſsen seit dem Jahre 1879. Berlin, Weidemannsche Buchhandlung.

Vieweger, L., Über den Wert der grammatischen Beziehungsfunktion im Englischen. Programm des Real-Gymnasiums zu St. Petri und Pauli in Danzig 1885.

Vischer, Fr., Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. Stuttgart, A. Bonz & Comp., 1875.

Walcker, K., Handbuch der Nationalökonomie. Band I. Leipzig, Roſsbergsche Buchhandlung, 1882.

Weil, H., De l'ordre des mots dans les langues anciennes comparées aux langues modernes. III fascic. der Collection philologique. Recueil de travaux originaux ou traduits relatifs à la philologie et à l'histoire littéraire. Paris, Franck, 1869.

Westermanns deutsche Monatshefte.

Wiese, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen. 2 Bände. Berlin 1886.

Willkomm, M., Über die Grenzen des Pflanzen- und Tierreichs und den Ursprung des organischen Lebens auf der Erde. Prag, Calve, 1888.

Wolf, Fr. A., Kleine Schriften, ed. Bernhardy. Halle 1869.

Wundt, W., Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien des Erkennens und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. 1. Band 1880; 2. Band 1883. Stuttgart, F. Enke.

—, Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Stuttgart, F. Enke, 1886.

—, System der Philosóphie. W. Engelmann, Leipzig 1889.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen, herausgegeben von Kern und Müller. Berlin, Weidmann.

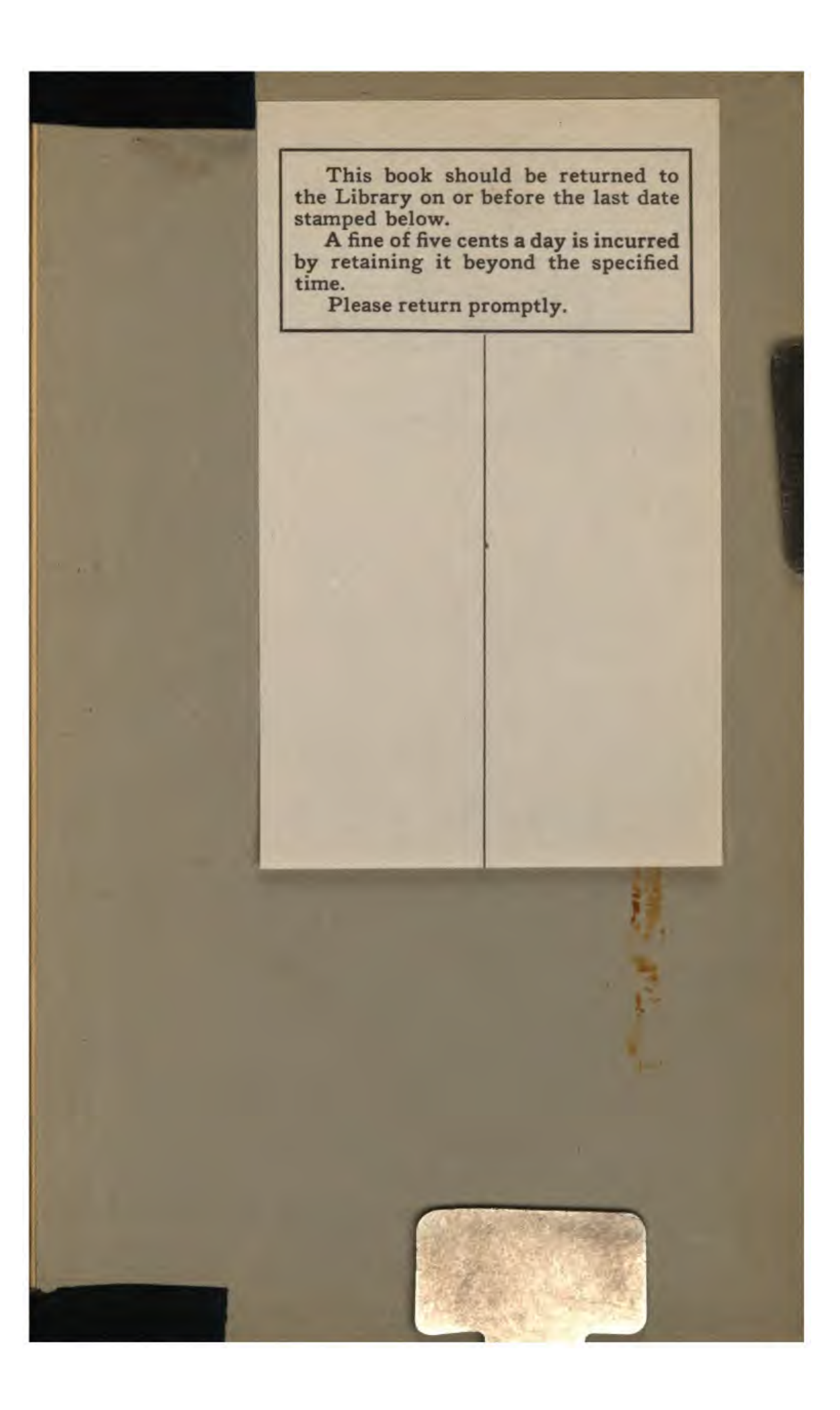
Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, Wiegand & Hempel.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, herausgegeben von **Lyon.** Leipzig, Teubner.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, herausgegeben von **M. Lazarus** und **H. Steinthal.** Berlin, F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, von 1863 an.

Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands, herausgegeben von von Dr. **H. A. Weiske.**

Namenverzeichnis.


This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.